Phys. m. 64 f/3

AUS FEUER UND WASSER GERETTET
BEIM GROSSEN BRANDE DER
BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
IM MÄRZ DES KRIEGSJAHRES 1943
F. STAEGER

A

<36605869750014

<36605869750014

Bayer. Staatsbibliothek

Beyträge

zur

Beantwortung der Frage:

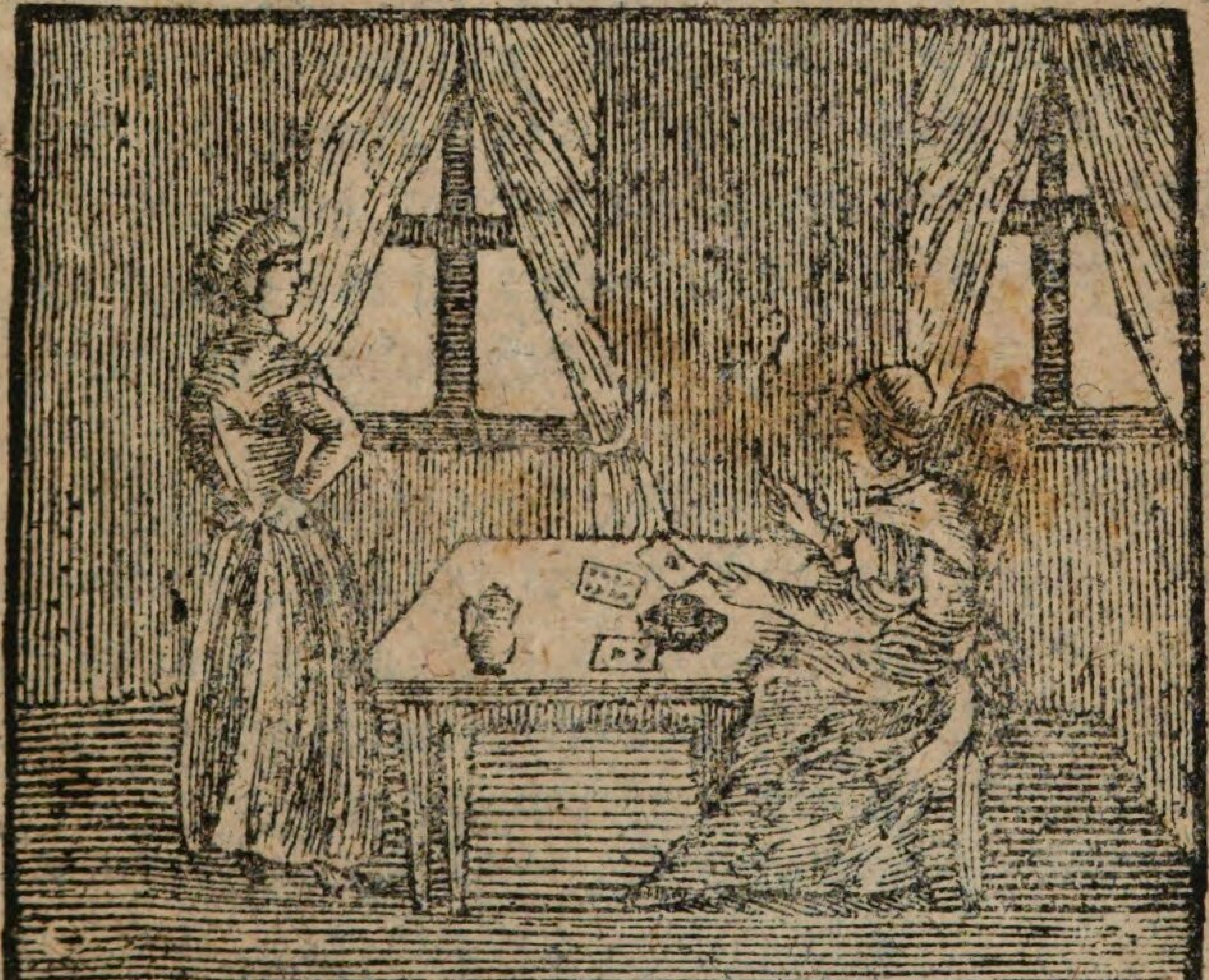
ob Aufklärung schon weit genug gediehen oder vollendet sey?

Als

Anhang

zu dem

Buch vom Aberglauben.



Hannover, bey Christian Ritscher.

1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Dieser letzte Theil zu dem Buche vom Aberglauben enthält reiche Beiträge zu der Geschichte menschlicher Verirrungen, die größtentheils in den neuesten Zeiten sich ereignet haben, und es nur allzuklar beweisen, daß man noch weit genug von dem Zeitpunkt entfernt sey, wo man sagen könnte: es ist genug geschehen für die Aufklärung des großen Haufens!

Daß Aberglaube immer noch gemein ist, und wirkt, das ist, leider! bekannt genug; und daß man ihm da, wo es einzig mit gutem Erfolge geschehen könnte, in Schulen, nicht zwekmäßsig, oder gar nicht entgegen arbeitet, ist wahr genug. Wenn er aber selbst in den Köpfen derer tobt, die andre lehren und davon retten sollen, und sich sogar von da verbreitet, wie könnte man hoffen, daß er, wo solche wirken, endlich ausgerottet werde?

Der Verfasser that im Mai 1791. eine kleine Reise aus Nieder- nach Obersachsen, wo er nahe bei der Residenz eines Fürstenthums, einen Mann von etwa 60 Jahren, bei völlig gutem **Muth und guten Sinnen**, traf, der bald von dem, was seine Lieblingsmaterie zu seyn schien, folgendermaßen zu reden anfieng.

„Ein andrer glaube, was er will: ich glaube, daß es Gespenster giebt; denn ich sah sie wohl hundertmal. Mit meinem verstorbenen Vater habe ich geredet! und das gieng so zu. Mein Studieren hatte meinem Vater mehr gekostet, als die Erziehung der einzelnen andern Kinder; dieß sollte mir aber bei der Erbschaft nicht zum Nachtheil gereichen, war sein Wille. Demohngeachtet wollte mein Geschwister mir in dieser Hinsicht 300 Rthlr. entziehen, und ich wäre dann arm genug gewesen: Aber das kränkte meinen Vater in der Erde. Einst gieng ich in der Gegend, wo der Verstorbene begraben lag, und dachte: Du guter Vater ruhst, und weißt nicht, wie es deinem Sohn geht — als er auf einmal vor mir stand. Ich erschrak, erhohlte mich aber, und sagte: Im Nahmen der heiligen Dreieinigkeit, des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes frage ich dich, wer bist du? bist du der Teufel, oder bist du ein guter Geist? — Sohn, antwortete er, kennst du mich nicht? du wirst dich doch nicht fürchten? Du gehst ja auch mit Gottes Wort um, hältst

Betstunden und Kirche ꝛc. Darauf unterredete ich mich mit ihm beinahe 3 Stunden. *) Er gab mir seine eiskalte Hand, und gieng. Ich will es niemand rathen, einem Geist die Hand zu geben, ohne Handschuhe anzuhaben.“ — „Ein Kranker kann kein besseres Mittel zum Genesen gebrauchen, als das heil. Abendmahl. Ich habe in meinem Dorfe einen Kerl, der mir mit Gott das Leben zu verdanken hat, und jetzt doch mein größter Verfolger ist. Seine Mutter bat mich auf den Knieen, daß ich ihm das Abendmahl geben mögte, er könne sonst keine Stunde mehr leben. Ich kam, und es besserte sich zusehends mit ihm. — Wenn in meinem Dorfe ein Todtkranker ist, so weiß ich es, ohne es von jemand gehört zu haben; denn er erscheint mir immer des Nachts. Einst lieg ich im Bette, ohne an etwas zu denken (denn meine Frau schläft hinten, ich vorn) als ich zur Seite ein Geräusch gewahr wurde. Ich sehe mit dem einen Auge hin (denn ich wende nie das ganze Gesicht an solchen Ort: Man kann nicht wissen, was einem wiederfährt) da knieet N N und faltet die Hände, und bittet, daß ich ihr das Abendmahl geben möge. Am andern Tage gleich früh gehe ich zu ihr, und finde sie todtkrank. Ich gebe ihr das verlangte; sie starb aber doch.“ — „Hören Sie, was sich mit meiner Magd zuge-

*) Der Mann ließ sich auf Befragen, was der Geist mit ihm geredet habe, nicht auf das specielle ein, sondern sagte blos, daß die Unterredung jene Angelegenheit betroffen.

tragen. Ihr erschien Morgens um 6. Mittags um 11. und Abends um 6 Uhr, wenn sie zum Melken im Stalle war, der Geist ihres verstorbenen Vaters, und sie mußte, so wie er ihr vorsprach, nachbeten, immer nur dasselbe, als: das Blut Jesu Christi :c. das Vater unser u. dgl. Ich wußte aus Erfahrung, wie dem zu Muthe ist, der einen Geist sieht, und ermunterte sie, Muth zu fassen, wenn sich die Erscheinung wieder zeigte, und derselben jene Worte zuzurufen, welche ich bei der Erscheinung meines Vaters gebrauchte, übrigens aber den Willen des Geistes zu thun, und ihm nachzusprechen, was er vorsage. Das alles half aber nichts, der Geist kam nach wie vor zu denselben Tagszeiten, und quälte das Mädchen, daß sie manchmal ganz ausser sich war. Sogar wenn ich des Abends Betstunde hielt, sahe sie ihn; wir andern aber nicht. Sie wurde blaß und roth und zitterte, und konnte weder mitsingen noch beten. Ich bat in der Kirche für sie, und daß Gott das Unglück abwenden wolle, was diese Geisteserscheinung anzeige, und gab endlich den Rath, daß sie am Sontage mit der Gemeinde communiciren und auf den Altar ein Laken (Tuch) schenken solle. Das geschah: Ehe sie aber noch den Kelch nehmen konnte, wurde ihr so angst, daß ich für sie besorgt war; denn der Geist erschien, und kein andrer, als nur sie, konnte ihn sehen. Sie legte das Laken auf den Altar: die ganze Gemeinde war gerührt." — So erzählte der Mann noch weiter von Ge-

spenstererscheinungen aus seinem Dorfe, die der, jener und dieser gehabt haben sollte. Vergebens würde die Mühe gewesen seyn, ihm über alles das eine andre Meinung beizubringen; denn er redete so zuversichtlich von diesen Begebenheiten, daß man seinen starken Glauben nicht verkennen konnte. Er ließ überdieß dazu wenig Zeit. Bald nachdem er ausgeredet hatte, bestieg er sein abgelebtes blindes Pferd, und ritt über einen ungebahnten Weg mit wakerm Muthe hin. — Ohne über das Erzählte Bemerkungen zu machen, deren sich so viele darbieten, sey nur noch gesagt, daß der Mann den Tag darauf, da er so sprach, vor Fürstl. Consistorio erscheinen sollte, um über den lezt erzählten ruchbar gewordenen Vorfall Erklärung zu geben, worüber er aber ganz unbesorgt zu seyn schien.

Für den, der gegenwärtiges Buch gelesen hat, würde es überflüßig seyn, den Wunsch zu wiederhohlen, daß man doch ja nicht aufhören möge, alle die, welche es bedürfen — und deren sind warlich viel — von irrigen Begriffen zu befreien, welche ohne Zweifel immer mannigfaltig traurige Folgen bringen.

Um so mehr mag dieß hier gesagt seyn, da jezt die Meinung, als ob bei Finsternis große Vortheile für die menschliche Gesellschaft bestehen könnten, die beim Licht verschwinden müßten — viele Köpfe gefaßt hat, von denen es zum Theil

abhängt, ob es in ihrem Kreise dunkler oder heller werden soll.

Kürzlich sey nur noch bemerkt, daß viele Rubriken der vorhergehenden beiden Bände des Buchs vom Aberglauben, hier zusammengefaßt worden, manches hier mehr erwiesen und erhellet, und überhaupt nichts aufgenommen worden ist, wovon es nicht klar genug war, daß es gangbare irrige Meinung sey, oder, so wie es hier erzählt wurde, sich wirklich ereignet habe.

Heinrich Ludwig Fischer.

Inhalt.

Seite

Von Teufeln, Unholden und Teufelsbesitzungen. 1

Von Gespenstern und Erscheinungen. 18

Von Geistercitiren. 47

Die künstliche Auferstehung der Todten, oder die magische Geistervorladung. 54

Hexerey und Wahrsagerey. 63

Von den sogenannten Gottesurtheilen. 104

Natürliche Auflösung der Sage von den Hexen-Reisen- und Tänzen auf den Brocken. 109

Von Wundercuren-Aerzten, Marktschreiern und einigen andern abergläubigen Gauckeleyen. 116

Vom Manipuliren auf dem platten Lande; ein Beytrag zu den magnetischen Curen. 153

Ueber die Mitesser bey Kindern. 158

Von Schatzgräberey. 164

Inhalt.

	Seite
Aberglaube aus dem gemeinen Leben.	183
Der natürliche Zauberer.	199
Tagewählerey.	230
Aberglaube aus der Naturgeschichte.	234
Aberglaube beim Sterben und Begraben.	249
Aberglaube beim Geborenwerden.	264
Aberglaube beim Abendmahlgehen.	265
Aberglaube bei Taufen.	266
Aberglaube bei Trauungen.	267
Von Träumen und Ahndung.	269
Vom Blatternverkaufen.	280

Von Teufeln, Unholden und Teufelsbesitzungen.

In dem Gebiete eines geistlichen Herrn liegt ein Dorf, Nahmens W. im südlichen Schwaben. Dahin kam ein handfester Metzger, der sprach beim Glase Wein so ziemlich gescheut von der Geistlichkeit. An einem andern Tische saß bei hochgefüllter Weinflasche der Dorfprobst. Der horchte, schwieg und entfernte sich. Der Metzger gieng gegen Abend seines Weges, kam durch einen Wald und traf da den leibhaftigen Teufel an, mit Bockshörnern, Geißfüßen und einen feuerspeienden Rachen. Fürchterlich brüllte der Satan: Ich komme dich zu zerreissen, verfluchter Ketzer! was hast du im Wirthshause gesprochen? Doch geh, sags deinen Mitbrüdern, daß ich sie bald alle holen, und ihre Leichname auf den Anger werfen werde. Der Metzger dachte unverzagt: Ei wie? Der Teufel ein Bußprediger? Er hezte seinen Hund an ihn. Dieser pakte den Satan gar unsanft beim Felle, und riß ihn zu Boden. Der Metzger hintendrein mit seinem knotigen Wanderstabe. Da fieng der fromme Teufel an zu schreien: o Jesus Maria und Joseph! Endlich verstummte der Teufel. Der Metzger glaubte, er wäre todt, gieng zurück ins Dorf und zeigte die That an. Einige Bauern giengen mit, und fanden da einen ihrer Mitbrüder mit dem Tode ringend. Er lebte noch eine Stunde, gestand, daß ihn der Dorf-

pfaffe aus tollem Eifer, eine Ketzerseele zu retten, zu dieser schwarzen Maskerade verleitet habe, und starb. — Diese Geschichte ereignete sich im September des Jahrs 1791. und man sieht daraus, daß der Glaube an Teufelserscheinungen wol seinen Grund in dergleichen Mummereien haben könne. Es mag wol wahr seyn, daß besonders Pfaffen in der Vorzeit so etwas öfter angestellt haben, und hatte denn ja einmal einer unter der Menge Muth genug, zu untersuchen, und Glück, den Betrug zu entdecken, so hatte die Geistlichkeit tausend Mittel in Händen, das Bekanntwerden eines solchen Vorfalls zu hintertreiben; und keiner durfte es wagen, öffentlich davon zu schreiben.

In Giesen hatte im Jahr 1791. ein abergläubiger oder einfältiger Mensch, nach glaubwürdigen Erzählungen, den tollen Einfall, vielen Bürgern, die nicht kluger waren, als er, glauben zu machen, er hätte den Teufel in einem rothen Röckchen gesehen, wodurch ein Mensch verdächtig wurde, daß entweder er selbst der Teufel oder mit ihm in Gemeinschaft sey, welches die schlimme Folge hatte, daß der Mensch in Verfall seiner Nahrung kam: denn solches einfältige Sprechen macht auf sehr viele gemeiniglich einen sehr starken Eindruck.

In Wekhrlihns grauem Ungeheuer 8ter. Band pag. 186. wird vom Ursprung des Teufels folgende Meinung angegeben:

Es ist bekannt, daß der Teufel ein chaldäisches Product, und erst ziemlich spät von da zu den Hebräern gekommen ist. Die Christen nahmen ihn aus den jüdischen Superstitionen in die heiligste und vernünftigste der Religionen auf. Man bezeichnete durch seinen Nahmen die unbekannte Ursache des Bösen in der Welt, welches man aus einer sehr natürlichen Illusion personifizirt hat.

Allein, woher erhielt der Unhold die Gestalt, die er noch jezt in den Köpfen des Pöbels, und auf der Leinwand der Mahler hat? Wahrscheinlich haben die Faunen und Satyrn, Aegipanen und dergleichen, das heißt, große menschähnliche braunhaarige Affen zu dieser grotesken und absurten Vorstellung Anlaß gegeben. — Große Affen gab es denn auch in den thebaischen Wüsten, wo in den ersten Jahrhunderten des Christenthums so viel schwarzgallichte Einsiedler hockten, welche immer mit dem Teufel scharmuzirt haben wollten. — Wenn man in einer Menschenleeren Einöde allein ist, viel wacht und fastet, ein troknes Gehirn und eine verbrannte Einbildungskraft hat, so kann man einen großen von fern schwarzscheinenden Affen leicht für den Teufel oder für einen Satyr halten. Es ist nicht wunderbarer, als daß Don Quixotte von Mancha, Windmühlen für Festungen nahm. — Die Leute jener Zeit haben überhaupt Wunderdinge gesehen, die jezt unsere Kinder ihren Ammen freilich nicht mehr glauben, wenn sie auch versichern, daß sie gedruckt wären.

Aus jenen Zeiten rührt also auch der Begriff der persönlichen Besitzungen und die bei der christlichen Taufe angenommene Formeln des Exorcismi oder Austreibung des unreinen Geistes her, die so auch die nachtheilige Folge der so schiefen Vorstellungen erzeugen müssen. Aber in der deutschen Zeitung von 1787. 3tes Stück ist schon erklärt, daß unsere gelehrten Theologen längst darin einig sind, daß diese Formeln weiter nichts bedeuten, als eine feierliche Erklärung, daß der Täufling auch die Pflichten der Religion Jesu erfüllen, das Böse hassen und das Gute lieben wolle, und daß jene jüdische Redensart nichts wesentliches bei der Taufe sey. rc.

Man muß erstaunen, daß die Meinung bei Gelehrten, Richtern und Geistlichen so lange hat in Ansehen stehen können: als habe der Teufel mit den Hexen

zu schaffen, und erzeuge mit ihnen Kinder — da sie auch dem vom Teufel festgesezten Begriffe gerade entgegen sind; denn derselbe soll ein Geist seyn, der nur auf göttliche Zulassung körperliche Gestalt annehme, aber doch nie Fleisch und Bein habe.

Es war eine Zeit, wo die Furcht der Mütter vor Wechselbälgen gewiß sehr peinigend war, weil sie nach der Meinung der alten Ammen und Kinderweiber Gefahr liefen, bei jeder Erwachung statt ihren neugebohrnen, wohlgebildeten, ordentlichen, eigenen Kinde einen Wechselbalg mit abscheulich dicken Kopfe, höllischen Augen, schrecklicher Nase und Ohren, Trommeldicken Leibe, dünnen, dicken oder schiefen und krummen Beinen in der Wiege zu erblicken, wenn sie verfehlt oder vergessen haben würden, gewöhnliche drei Kreuze vor ihr oder des Kindes Mund oder Leib zu machen, oder versehen, etwas von des Mannes oft nicht allzuzierlichen Hemden, Hosen, Pantoffeln, Schuhen, Strümpfen, Wamsen, Nachtmützen ꝛc. in der Wochenstube aufzustellen oder aufzuhängen. — Bei einer Wöchnerin klopfte in den ersten Nächten ihrer Niederkunft etwas an der Thür so stark, daß sie dadurch aus ihrem freilich leisen Schlaf geweckt, und veranlaßt wurde, die bei ihr wachende Wartfrau zu fragen, was das sey oder was geschehen wäre. Da indeß dieses Klopfen wiederholet wurde, die furchtsame abergläubige Wartfrau aber, alles Zuredens, Bittens, Versicherung und Erklärung: daß es gewiß natürlich zugienge, ohngeachtet, durchaus nicht nach der Thür' wollte; vielmehr der ohnehin in ihrem Zustande reizbar empfindlichen Frau, statt ihren Befehl zu erfüllen, ihr noch alberne Vorwürfe und Erklärung machen wollte, daß der vermißte Mangel des männlichen Talismans oder vergeßne Kreuzesform, diesen mit unverwendeten Augen gefürchteten gespenstigen Zuspruch, Kobold oder Wechselbalgträger und Kinderräuber Muth

eingegeben habe, seine Tücke an ihnen beiden armen Sündern auch Kinde zu üben; so faßte die Vorurtheils-freie muthige Frau den Entschluß, ihrer Entkräftung und Umstände ohngeachtet aus dem Bette zu springen, die Thür schnell aufzureissen, und mit dem vom Tische genommenen Licht hinaus zu leuchten — und siehe da — ihr zottlichter Budel, ein guter Haushund, hatte eben in der zwölften oder Gespensterstunde die ihn beunruhigenden Flöhe aus seinen langen Haaren zu jagen, mit dem rechten Hinterfuß sich hinter den Ohren oder am Bauche gekratzet, und dadurch, weil er eben mit dem Hintern der Thür zu gelegen, das Klopfen hören lassen, welches, wie alle Bewegung in der Nacht, bei gewöhnlicher Ruhe auch von aussen her, und aufmerksamern gesammelten Sinnen, ohnehin stärker ertönet. Wär die Frau nicht so beherzt, und so furchtsam und abergläubig wie ihre Wächterin gewesen, so hätten sich Kinder und Kindeskinder und Stadt und Land diese gräuliche Geschichte zu erzählen gehabt, die aber nun freilich vergessen wird, weil ihr das Wunderbare — fehlt.

Vordem glaubte man wirklich, daß man in den Häusern Kobolde oder Geister haben könne, welche alle Hausarbeit verrichteten. Sie striegelten die Pferde, kehrten das Haus rein, trügen Holz und Wasser herbei u. s. w. Jezt wissen unsre Weiber nichts mehr von solchen dienstwilligen Geistern, die vertraut mit ihnen werden könnten; und für die Männer ists ein Glück, daß sie dieß nicht weiter glauben, wenn sie bei gewissen Fällen zweifelhaft sind.

Eine Weibsperson, 41 Jahr alt, die Ehefrau eines Schusters, in einem Dorfe ohnweit Linz, Nahmens Anna Maria, war seit 18 Jahren im östreichischen Lande, als vom Teufel leibhaftig besessen, beschrieben. Es hieß, in den ersten drei Jahren habe der Teufel sie nur

dann und wann gequält, in den folgenden funfzehn Jahren aber habe sie weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt. Niemand zweifelte demnach an der Wahrheit einer würklichen Besitzung derselben, indem die gelehrtesten und frömmsten Geistlichen solches aufs feierlichste betheuerten. Im Frühlinge des Jahrs 1772. fand endlich der Ehemann dieser Frau einen Weg, der Kaiserin Maria Theresia eine Bittschrift in die Hände zu bringen, worin er diese um Mitleiden gegen sich als einen Mann anflehete, der wegen Armuth und seiner vom Teufel besessenen Frau mit dem äussersten Elende kämpfen müsse. Die Kaiserin, um hinter die Sache zu kommen, befahl, dieses Weib von Linz nach Wien zu bringen, um in den Krankenhause untersucht zu werden, über welches der Hofrath und Leibarzt Dr. Anton von Haen die Aufsicht hatte. — Ich beschäftigte mich von der Zeit (so erzählt dieser Arzt hiervon) täglich drei bis vier Stunden mit ihr. Was ich also von ihr melde, das berichte ich als ein Augenzeuge. Was in meiner Abwesenheit mit ihr vorgegangen, gründet sich auf die glaubwürdigen Berichte des Tagebuchs unsers Lazareths. Sobald diese Frau in das Lazareth gebracht worden war, stieß sie gräuliche Verwünschungen und Flüche gegen den Heiland, gegen die Kaiserin und gegen diejenigen Leute aus, welche sie nach Wien geführt hatten. Wie man sie ins Bette brachte, fing sie an, sich schreklich zu wälzen und zu krümmen, auch die Augen auf alle Seiten zu drehen, so daß man gemeiniglich nichts weiter, als das Weisse im Auge, doch in einer beständigen Bewegung und Zuckung wahrnehmen konnte. Alle Muskeln des Gesichts wurden auf mancherlei Art verzerret. Den Hals wußte sie so stark und schnell auf die Schultern und auf den Rücken zu drehen, daß ich dergleichen, jemals gesehen zu haben, mich nicht erinnere. Während der Zeit schrie und brüllte sie entsezlich, und sang entweder

deutsche oder grobbäurische Lieder, wobei es schien, als ob sie sich mit Fleiß bestrebte, eine fremde oder ausländische Sprache nachzuahmen. Hierauf fing sie an, den Leib in einem halben Zirkel herumzubewegen, mit dem Kopfe und mit den Füßen aufs Bette gestemmt, und den Bauch in die Höhe gehoben. Bald dehnte sie sich wieder längelang aus, und warf den ganzen Körper einen oder einen halben Fuß in die Höhe, und das zwar eben so geschwind als oft, wol 20 bis 30 und mehrere mal hinter einander fort. Hatte sie einen Augenblick geruhet, so trieb sie dasselbe Spiel aufs neue. Dann fluchte sie wieder auf Gott, auf die Kaiserin, auf ihren Ehemann ꝛc. und das währte so über eine gute Stunde. Unterdessen warf sie den Rosenkranz, und das Crucifix, welches beides sie in der Hand hatte, dreimal mit höchstem Unwillen und Ungestüm zur Erde; nachdem man ihr aber die Stücke mehrmalen hinreichte, küßte sie dieselben, und bat auch Gott um Vergebung. Gleich hernach aber lästerte sie Gott wieder; doch versicherte sie uns zugleich, vorher habe sie selbst, nachher aber der Teufel in und aus ihr geredet. Diese und mehrere dergleichen oder auch andre und etwas veränderte Gaukeleien, machte sie nun zum öftern; nach welchen heftigen Bewegungen doch allezeit der Pulsschlag und das Athemholen ganz natürlich blieb. Wenn sie eine Weile stille lag; so sollte man sie für eine am Verstande und Körper vollkommen gesunde Person angesehen haben. Sie erzählte in solcher Zwischenzeit ihren ganzen Lebenslauf, der nun freilich wol nicht eben der rühmlichste war. Sie bezeugte auch, wie so oft und vielmals sie Gott angerufen habe, sie doch von einem so schreklichen und grausamen Feinde zu befreien. Mitten unter solchen Erzählungen aber wiederholte sie plötzlich ihre Verzuckungen und Verwünschungen aufs neue. Sie aß Mittags und Abends mit gutem Appetit, ob sie gleich zuweilen sagte, daß sie

durch den Teufel am Niederschlucken der Speisen gehindert würde. Man gab ihr einen einzigen Gran Opium ein, und davon schlief sie so sanft und natürlich, daß man sie auch schnarchen hörte. Nach dem Erwachen betete sie ihren Rosenkranz und andere Gebete mit gebogenen Knieen. Kaum aber war dieß vorbei, so versezte sie sich wieder in ihren Paroxismus, lästerte Gott, und bat ihm den Augenblick darauf die Lästrungen wieder ab. Endlich vertraute sie ihren Wächtern und den Anwesenden ganz treuherzig: der Teufel habe ihr nach seiner gewöhnlichen Vertraulichkeit, unter andern Geheimnissen auch dieß offenbaret, daß er heute den Professor des Lazareths umbringen wolle. Inzwischen kam ich dazu, und hörte, was vorgefallen war; ich sah die wiederholten Verzuckungen mit an, und weil ich nun von der Verstellung, und dem Betruge dieser Vettel hinlänglich überzeugt zu seyn glaubte, so ließ ich folgenden Versuch mit ihr anstellen. Durch verschiedene heimlich dazu bestellte Leute wurde ihr nemlich, so oft ich es nöthig fand, ein großes Geschirr voll kalten Wassers plözlich und unvermuthet ins Gesicht, und über den ganzen Leib geschüttet. Solchergestalt verjagte ich dem Teufel oder Dämon auf einmal. Diese Frau, welche vorgegeben und betheuert hatte, daß sie innerhalb 15 Jahren keinen einzigen Tag und keine einzige Nacht von den Anfällen des Bösewichts frei geblieben wäre, brachte diesen Tag von 9 Uhr Morgens an, und hernach auch den zweiten und dritten Tag ruhig, vernünftig und andächtig zu, nahm zum Zeitvertreib weibliche Arbeiten vor, aß und trank sehr gut, und klagte nur einmal über Kolikschmerzen, welche sich aber nach dem Gebrauch eines Klystiers sogleich legten. Gegen das Ende dieser drei ruhigen Tage ließ ich mich mit ihr in ein vertrautes und freundliches Gespräch ein, und bemühete mich, sie zu überführen, daß sie nicht vom

Teufel besessen wäre, indem sie gesehen und erfahren hätte, daß durch die von uns gebrauchten Hülfsmittel das Uebel gänzlich vertrieben worden, welches nicht geschehen seyn würde, wenn dasselbe vom Teufel herrührte. Wie sie aber dieß durchaus nicht einräumen und zugestehen wollte, sagte ich ihr, sie würde noch besser von dieser meiner Einsicht und Behauptung überzeugt werden, wenn, im Fall, daß die Krankheit sich etwa noch einmal äussern sollte, eben dasselbe Heilungsmittel wieder gebraucht würde. Das wollte ihr gar nicht gefallen. Sie stellte sich also nach Mitternacht an, als ob sie einige leichte Anfälle des Uebels empfände. Sobald sie aber hörte, daß man ungesäumt wieder zur vorigen Kur schreiten würde, lag sie bis um 6 Uhr stille. Alsdenn aber erneuerte sie ihre Gaukeleien und Verzuckungen, sprang aus dem Bette heraus, stüzte den Kopf auf den Boden des Zimmers, und beugte den ganzen Leib vorwärts, als wenn sie einen Burzelbaum machen wollte, wälzte sich aber hernach seitwärts durch das Zimmer immer näher und näher gegen mich, der ich etwas entfernt stand, hin; vermuthlich, um mich, wenn ich stehen geblieben wäre, umzustoßen, und zur Erde nieder zu stürzen. Als ich aber hierauf in einem ernstlichen und drohenden Tone sie anredete, faßte sie sich, nahm ihre ordentliche Stellung wieder an, und ließ die zween folgenden Tage, als so lange sie noch bei uns blieb, nicht das allergeringste blicken, was dem Wohlstande, den guten Sitten und der gesunden Vernunft zuwider gewesen wäre. Die Frau wurde hierauf in das St. Markuslazareth gebracht, woselbst sie Anfangs die Ursache und die Beschaffenheit ihres Betrugs nicht gestehen wollte. Endlich aber, da man sie, als eine sonst gesunde und mit dem besten Appetit versehene Person, mit schlechter Kost hinhielt, und noch dazu ziemlich kärglich abspeisete, sahe sie sich genöthigt, mit der Spra-

che rein herauszugehen. Sie bekannte frei und aufrichtig: Sie habe sich nur gestellt, besessen zu seyn; theils, um ihren Mann beständig kränken und quälen zu können, theils, um desto mehr Allmosen von den Leuten zu erhalten; die ganze Kunst aber habe sie von einem Soldatenweibe gelernt.

Nach Sonnenuntergang darf man nicht mit dem Munde pfeifen. Man reizt dadurch den Teufel, macht ihn ein Vergnügen und locket ihn, daß er sich mit dem Pfeifenden einläßt; ja nicht selten antwortet er. Viele Bauersleute wagen es daher nicht, nach Sonnenuntergange zu pfeifen, und warnen die Knaben vor solchem Unwillen.

In einem Schreiben aus Amberg von 1788. heißt es: In W. einem Oberpfälzischen Marktflecken und berühmten Kloster lebt ein Mädchen von . . . Jahren, die vom leidigen Teufel ganz unbeschreiblich gepeiniget wird. — Das Mädchen diente nemlich bei einem Manne, der selbst vieles mit dem Bösen zu thun gehabt haben mag, und seitdem sie vor drei Jahren aus dessen Diensten getreten, wurde sie unaufhörlich von demselben verfolgt. Sie fiel Anfangs oft mitten auf der Straße ohnmächtig nieder: doch vermuthete man damals nichts weiter als eine Krankheit und brachte sie leicht wieder zur Vernunft. Allein die Krankheit verließ das Mädchen nicht mehr, und brachte die sonderbarsten Zufälle hervor. Sie lebte z. B. drei Monate hindurch, ohne nur das mindeste zu essen — sagt sie, und man glaubt es: da sie im Gegentheil des Tages wol gegen 30 Maaß Wasser soff. Die Mönche im Kloster disputirten schon darüber, daß dieß nicht mit natürlichen Dingen zugehen könne; und der Schluß fiel zulezt dahin aus, man müsse, um der Sache auf den

Grund zu kommen, den Hexenrauch*) versuchen. Und siehe, sobald der Rauch dem Mädchen nahe gebracht wurde, bekam es die wunderbarsten Verzuckungen. Sie warf sich im Bette herum wie eine Rasende, der Körper zitterte und bebte und wurde wol Ellenhoch emporgeworfen. Und der Hexenrauch hatte diese Wirkung nicht, wenn er nicht von Priesterhand geweihet war. Man unterließ nicht, auch verschiedene Arzneien, und zwar zuerst Laxirungen anzuwenden: sie brachten aber, so stark sie immer seyn mogten, keine Wirkung hervor. Man fiel daher auf den Gedanken, dem Mädchen Brechpulver einzugeben, und diese zuerst zu weihen und zu segnen. Das wirkte. Die Patientin fieng an, sich ganz gewaltig zu erbrechen, und da man untersuchte, was aus ihrem Magen herausgekommen, fand man viele Scherben von Apothekergläschen, Schuhnägel, Karlsbadernadeln, und Büschelchen von Menschenhaaren. Darüber waren alle Zuseher freilich höchstens verwundert, und die Mönche kamen aus dem Kloster und fiengen an, den Teufel mit aller Gewalt durch Beschwören zum Ausfahren zu treiben. Das Erbrechen stellte sich in der Folge zu bestimmten Zeiten ein, und war so häufig, daß man von dergleichen Materialien schon ganze Schächtelchen voll gesammlet, und als Dinge vom Teufel kommend, aufbewahret hat. Unter andern findet sich darunter ein dicker Nagel drei Zoll lang. Doch giebt sie von dergleichen Siebensachen nicht mehr von sich, als man allenfalls unter der Zunge verbergen kann. Die Aerzte versuchten bei diesen ausserordentlichen Umständen auch ausserordentliche Mittel z. B. Haare von der H. Walpurga und Crescentia, die sie dem Mädchen eingaben, und es erfolgte mehr Würkung als von gewöhnli-

*) Hexenrauch besteht aus vielen Kräutern, die auf Kohlen geworfen, großen Dampf geben, und wenn sie geweihet werden, dem Teufel zuwider seyn sollen.

chen Brechmitteln. Die häufigen Beschwörungen der Mönche hatten auch zuweilen die Würkung, daß der böse Geist auf einige Zeit Ruhe gegeben; aber ganz hat er das arme Geschöpf bis auf den heutigen Tag nicht verlassen. Jedoch hat er seine Stimme — einen sonderbaren Husten ausgenommen — noch nicht aus ihr vernehmen lassen, noch weniger in fremden Sprachen geredet, wie es sonst wol manchmal geschehen seyn soll. — Diese Betruggeschichte wird, wie andre ihrer Art, entweder entdekt werden, oder wenn die verborgene Absicht derselben erreicht worden ist, von selbst ein Ende nehmen.

In einem Meißnischen Dorfe in Chursachsen, brach Abends ein Feuer aus, wodurch fünf Bauergüter mit großen Getraidevorräthen und vielen Mobilien zu Grunde gingen. Das größte Unglük betraf den Mann, bei dem das Feuer auskam, welcher nicht nur seine Wohnung, sein Vieh und sämtliche Habseeligkeiten, sondern auch eines seiner Kinder, ein Mädchen von neun Jahren verlohr, das im Feuer umkam. Dieser Gutsbesitzer hatte sein Gut mit ansehnlichen Schulden angetreten, die er aber durch ausserordentlichen Fleiß und Sparsamkeit nicht nur getilgt, sondern auch, wie man sagt, noch baares Geld erworben hatte. Leuten, die vielleicht nicht so fleißig waren wie er, oder die ihren Erwerb nicht zu Rathe hielten, schien nun diese Veränderung nicht natürlich, und sie schrieben es dem sogenannten Kobold zu — einem Wesen, das dem Menschen, der sich in ein Bündnis mit ihm einläßt, zu gewissen Zeiten Geld bringet, dafür derselbe verbunden ist, es zu unterhalten. Bleibt nun der Unterhalt einen Tag aus, so rächt sich das Unding durch Feuer oder andere Unglücksfälle. Verschiedene Einwohner wollen den Kobold bei diesem Manne bald unter der Gestalt einer schwarzen Katze, bald eines feurigen Drachen, und wer

weiß, wie sonst gesehen haben. Da man nun die Ursache des Brandes nicht weiß, so glauben die mehrsten, es könne niemand anders als der Kobold gewesen seyn, der es vielleicht aus Rache gethan. Man macht dem Unglüklichen sogar die kränkendsten Vorwürfe darüber, wünscht nicht mehr in seiner Nachbarschaft zu wohnen, und sähe es überhaupt gern, wenn er das Dorf verließe. Daran würde nun der Mann, wenn die Sache überhaupt thunlich gewesen wäre, recht wohl gethan haben: denn ein fleißiger wakrer Man passet zu einem so albernen Volke nicht, wie die Einwohner des Dorfes ohne Zweifel waren.

Der Sohn eines Landmanns in einem Dorfe bei Potsdam, that oft so ängstlich in Gegenwart seines Vaters, daß dieser in ihn drang, ihm zu sagen, was ihm fehle? Jener antwortete: der Teufel erschiene ihm immer in der Gestalt einer schwarzen Katze, und setze ihm zu, er solle sich das Leben nehmen. Der Vater, erschrocken über den Zustand des Sohns, eilt zum Prediger und bittet ihn um Rath, wie er sich hierin zu verhalten habe. Dem Prediger ist die ganze Erzählung bedenklich, und er muthmaßt, daß etwas anders dahinter verborgen seyn müsse. Er läßt den Sohn selbst zu sich kommen, erkundigt sich sorgfältig nach allen Umständen, die dieser ihm so wie seinem Vater erzählt und hinzusetzt: „auch sein Bruder sey ihm gram, und könne ihn nicht leiden; darum sey ihm das Leben zur Last." Der Prediger kennt seinen Bruder als einen ordentlichen und vernünftigen Menschen; er fragt also diesen: warum er seinem Bruder gram sey, und erfährt von ihm, daß er ihn wegen seiner schlechten Aufführung hasse; indem er in allen verdächtigen Häusern herumlaufe, und selbst mit des Predigers Magd verbotene Dinge treibe. Die Teufelsgeschichte sey von ihm blos erdichtet, um den Vater zu bewegen, ihm das Gut abzutreten. Der Pre-

diger erschrak über die Bosheit des jungen Menschen, und weil er in diesem Falle glaubte, auf einen groben Kloz gehöre ein derber Keil: so gab er dem Vater den Rath, mit einem gedoppelten Strik den Teufel von ihm zu treiben. Dieser ließ den losen Burschen durch zwei Knechte halten, haute selbst zu, und trieb den Teufel glücklich von ihm. Doch behielt er nun in seinem Herzen einen Groll gegen seinen Bruder, der seine Streiche dem Prediger entdekt hatte. In der Dämmerung überfiel er ihn mit einer Runge in der Hand, und wollte ihn todtschlagen. Dieser wehrte sich, und die Balgerei geschah so nahe bey der Wohnung des Predigers, daß dieser den Lermen hörte, und als er durchs Fenster sahe, was es war, geschwind seine Hezpeitsche nahm, und so schnell als möglich auf den schlimmen Burschen loshieb, so daß er schon eine Tracht Hiebe weg hatte, ehe er gewahr wurde, wo sie her kamen. Wie er aber sahe, daß es der Prediger war, so lief er davon: und von dieser Zeit an, sieht er keine schwarze Katze mehr; hat er sich nie unanständig gegen seinen Vater oder Bruder betragen, hat vernünftigen Vorstellungen Raum gegeben, und ist ein besserer ordentlicherer Mensch geworden. Ob es nun wol für den Prediger schicklicher gewesen wäre, wenn er gleich Anfangs die Sache durch Zureden und Vorstellungen auszugleichen gesucht hätte, so ist es doch glaublich, daß hier die fühlbaren Gründe den Vorstellungen Eingang verschaft haben.

Soll wahre Aufklärung und mit ihr Verbesserung der Sitten unter den Menschen immer mehrere Fortschritte gewinnen, so müssen auch nothwendig alle die Dinge aus dem Wege geräumt werden, die durch die Stärke ihrer sinnlichen Darstellung die Menschen in Aberglauben bevestigen, und zur Unsittlichkeit hinreißen. Eins von diesen ist noch in manchen Staaten Deutsch-

landes das Marionettenspiel, welches selbst in den Gegenden, wo es von guten Fürsten und Obrigkeiten nicht gebilligt wird, dennoch oft im Finstern umherschleichet, und abergläubische Meinungen sowohl, als Untugenden unter dem gemeinen Mann verbreitet. Folgende wahre Beschreibung mag Herrschaften und Aeltern überführen, wie sehr sie Ursach haben, ihre Kinder und Gesinde davon zurückzuhalten. Die Dorfbewohner in einem Theile des Saalkreises wurden zur Abendzeit durch den Schall der Trommel feierlich zu einer solchen Comödie eingeladen. Da dieß Spiel für den sinnlichen Menschen und besonders für Kinder so viel Anziehendes hat, so drängten sich sogar arme Aeltern, mit den Kindern auf den Armen, hinzu und bezahlten mit Freuden das Geld für den Eintritt, das sie sonst wohl mit Unwillen für den Schulunterricht hingeben. Alles war Ohr, als ein Harlequin auftrat, und die Zuschauer mit den ausgesuchtesten Zoten unterhielt. Die Hauptrolle spielte ein Prinz, mit Nahmen Dorenstrauch. Er und sein Bedienter, der Harlequin, verübten nebst andern Personen des Stücks, vor den Augen der Zuschauer Handlungen, welche die Grenzen der Schaamhaftigkeit und Tugend weit überschritten. Als diese beyden Böswichter den Kaiser und noch einige andre Personen ermordet, und ihre schändlichen Rollen lange genug gespielt hatten, so mußten sie endlich doch auch gestraft werden. Was geschah! der Teufel erschien in der ihm von Aberglauben gewöhnlich beigelegten Gestalt, und nahm den Prinzen Dorenstrauch unter fürchterlichem Gebrüll durch die Luft mit sich fort. Man sah es deutlich, was für starke Eindrücke dies Bild auf die Kinder machte, da sie sich während dieser Scene hinter die Erwachsenen versteckten. Nun erschien der Teufel auch dem Harlequin in eben der Absicht. Dieser bat um einen kleinen Aufschub, indem er erst sein Testa-

ment, so nannte er seine Pritsche, holen wollte. Darauf schlug er sich tapfer mit dem schwarzen Geiste herum, erlegte ihn, und trieb sein Spiel desto frecher. Man denke sich die brausenden Leidenschaften junger Landleute, die lebhafte Einbildungskraft der Kinder, und ihr weiches Herz, das so leicht jeden Eindruck aufnimt und urtheile dann, ob nicht ihre Tugend bei solchen Vorstellungen in die größte Gefahr gerathe; oder ob nicht dadurch der gräßliche Glaube erhalten und befestiget werde, daß ein Teufel die edelsten Geschöpfe Gottes, die nach seinem Bilde geschaffenen Menschen ehmals von der Erde habe hohlen können, oder noch jetzt die Macht dazu habe?

Im May 1792 hatte ein Greis, der jederzeit einen sehr rechtschaffenen Lebenswandel geführet, ein Vater guter und wohlgezogener Kinder, und Mitglied des Magistrats, das Unglück, sich auf einem W... benachbarten Dorfe aus Melancholie in einen Brunnen zu stürzen. Ein junger Bursch, der es sahe, machte sogleich Lärmen. Man machte auch Anstalten, ihn herauszubringen: allein sobald man ihn herausgebracht hatte, legte man ihn auf ein Bund Stroh neben dem Brunnen hin, ohne zu versuchen, ob er nicht wieder ins Leben zurückgebracht werden könnte; ja es wollte ihn durchaus niemand in sein Haus bringen lassen. Ohngefähr eine halbe Stunde nachher ging ein vernünftiger und menschenfreundlicher Mann vorbei, der, als er den Unglücklichen liegen sah, fragte: ob man nicht versucht hätte, ihn wieder ins Leben zurückzubringen? Allein man gab ihm zur Antwort: daß dies nichts würde geholfen haben, weil ihm ja der Teufel schon den Hals gebrochen hätte. Denn man könne es ja auch daraus ersehen, daß er des Teufels sey: weil man ihn beim Herausziehen mit einem Haken in das Bein gerissen habe, kein Tropfen Bluts herausgeflossen sey. Die Gemeinde

meinde verlangte nun, daß die Kinder des Unglückli- chen ihr einen ganz neuen Brunnen graben lassen soll- ten. Diese erboten sich, hundert Gulden dazu herzu- geben: Allein die Gemeinde bestand darauf und behaup- tete, daß sie ihn ganz auf eigne Kosten graben lassen müßten. — Wenn der Unglückliche ohngefährer Wei- se hineingefallen wäre, und sich nicht selbst hineinge- stürzt hätte: so würden sie heute und morgen wieder daraus getrunken haben: aber jetzt würden sie nimmer- mehr wieder daraus trinken.

Am Neuenjahrstage 1792. gab ein Bäckermei- ster in Coburg seinem Gesellen den Abschied, wor- über derselbe in die äußerste Verlegenheit gesetzt wur- de. Er gieng Nachmittags in die Kirche, und woll- te nun seine Sachen zusammenpacken und abziehen, als plötzlich der Gedanke in ihm aufstieg, sich zu er- henken. Er hatte vorher mit so vieler Wehmuth der Hausmagd geklagt, daß er ungern abziehe, daß diese aus Besorgnis ihm auf seine Kammer nachgieng, um ihn zu trösten: und hier fand sie ihn an einen Strick gehangen, schon ganz blau und ohne einige Zeichen des Lebens. Geschwind ergreift sie den umgestoßnen Stuhl, zieht ihr Messer heraus, und schneidet den Unglücklichen ab; läuft so dann nach dem Arzt, der ihn durch ein Aderlaß wieder ins Leben zurückbringt. Diese entschlos- sene brave Magd, welche das Vorurtheil besiegt hätte, daß man durch Rettung eines Unglücklichen unehrlich werde, wurde von einigen einfältigen Leuten dennoch getadelt, aus dem ungereimten Grunde, weil sie dadurch dem Teufel das Opfer, was er sich für dieses Jahr aus- ersehen, und wodurch die Stadt vor allem andern Un- glück bewahret worden wäre, wieder entrissen habe. — Solche Anwendungen macht man von der Lehre vom Teufel, als Urheber des Uebels in der Welt.

Von Gespenstern und Erscheinungen.

Dem Churfürst August dem ersten wiederfuhr 1555 folgendes. Dieser hielt sich öfters auf dem Schlosse Augustusburg auf, wohin er einmal mit dem Canzler, den Herrn von Pflug kam. Nie unternahm und arbeitete er etwas, und nie legte er sich schlafen, bis er sein Gebet verrichtet, und aus der Bibel, die er sehr liebte, und immer bey sich führte, einige Kapitel gelesen. Hier legte er sich schlafen und der Canzler begab sich in ein andres in eben dem Zimmer stehendes Bette. Die Bibel lag bey einem brennenden Nachtlichte auf dem Tische. Nach einer Stunde Verlauf, da noch weder der Churfürst noch sein Canzler eingeschlafen, öfnet sich die Thür des Zimmers, und eine Person, wie eine Nonne gekleidet, tritt herein, welcher sogleich ein Mönch nachfolgt. Beyde gehen nach dem Tische, wo die Bibel liegt, lesen und blättern darin, aber mit sichtbarem Verdruß, und weisen bald da bald dorthin, so daß es geschienen, als stritten sie mit einander heftig: Worauf die Nonne nach dem Lichte bläset, daß die Flamme herunter geschlagen, als sollte es gar verlöschen. Das Licht aber erholt sich wieder und giebt einen viel helleren Schein und Flamme als zuvor, worauf die Nonne nebst dem Pfaffen geschwind aus dem Zimmer laufen.

Der Churfürst und Canzler ließen sich die ganze Nacht hindurch gegen einander nichts von der Sache merken. Früh gegen 5 Uhr fängt der Churfürst an, sich zu rühren, und zu hören, ob der Canzler schlafe. Da dieser aber sich ganz ruhig hält, ruft der Churfürst: „Pflug, schlaft ihr noch?“ Dieser antwortet sogleich: Nein! — Worauf beyde aufstehen. Der Churfürst fragt ferner: „Wie habt ihr geschlafen?“ Der Canzler

antwortet: „Sehr schlecht, ich habe diese Nacht kein Auge zugethan.

Der Churfürst. Ist euch nicht wohl, was fehlt euch?

Der Canzler. Mir fehlt nichts.

Churf. Was hat euch geträumt?

Canz. Wenn ich geschlafen oder nur geschlummert hätte, so würde ich wohl glauben, es hätte mir geträumt.

Churf. Habt ihr etwas gesehen?

Der Canzler zukt die Achseln und sagt:

„Ich darf nicht wohl davon reden." — Darauf befahl der Churfürst, er solle sich an jenen Tisch setzen, und schreiben, was er gesehen, er selbst wolle an diesen Tische ein gleiches thun.

Dieß geschieht, und als beyde fertig sind, giebt der Churfürst seine Schrift dem Canzler, und nimmt hingegen diesem seine — und siehe, jeder hatte die Erscheinung mit gleichen Worten und Umständen einstimmig aufgesetzt; worauf der Churfürst sagt:

„Dieses kann wahrlich nichts anders bedeuten, als daß unter meinen Nachkommen eine Frau sich finden werde, welche das reine Wort Gottes in hiesigen Landen auszulöschen und zu vertilgen suchen wird. u. s. w. Und ich sage hiermit: Verflucht, ja verflucht und nochmals sey die oder derjenige von meinen Nachkommen, welche das reine, wahre und unverfälschte Wort Gottes und Licht des Evangelii in hiesigen Landen zu verdunkeln, verlöschen und auszutilgen sich bemühen. — Ich schreibe dieses in gegenwärtiges heil. Bibelbuch zu immerwährendem Andenken, und bitte Gott um dessen Erhaltung. Augustus, Churfürst.

Wer merkt nicht, daß diese Erscheinung blos Pfaffenbetrug oder Hofintrigue war. In Mönchs- und Nonnengewande verkleidete Hofbediente waren dieß, die irgend ein Bubenstück gegen den Churfürst oder den klugen

Canzler ausüben wollten, und nur durch die unerwartete Gesellschaft des einen bey dem andern, oder durch das Wachen derselben verhindert wurden, ihr Vorhaben auszuführen: und wodurch der fromme Churfürst auf die seiner Denkungsart angemessene Deutung und Bibelschrift geleitet wurde.

Ein leibhaftes Gespenst, das zu einem Edelmann ins Bett gekommen.

Ein junger engländischer Edelmann reiste von London aus nach dem westlichen Theile von England; seine Absicht war, einen sehr würdigen Mann seiner Anverwandten zu besuchen, der auf seinem Landgute lebte. Es traf sich, daß zu eben der Zeit das Haus dieses Mannes wegen einer darin gehaltenen Hochzeit voller Menschen war. Der Hausherr hies ihn daher herzlich willkommen, setzte aber hinzu: ich weiß nicht, wo ich Sie beherbergen soll; denn die Heirath meiner Muhme hat mir auch nicht ein einziges Zimmer übrig gelassen. Ich habe zwar eins noch, dieses aber rechne ich nicht, denn es spukt darin; wenn Sie jedoch damit vorlieb nehmen wollen, so will ich Ihnen ein sehr gutes Bett und alle übrige Nothwendigkeiten dahin bringen laßen. — Der Gast versicherte ihn, daß er ihm für das Anerbieten sehr verbunden wäre, weil er schon oft gewünscht hätte, sich an einem Orte zu befinden, wo es spuke. Dem Hausherrn war dieser Entschluß sehr angenehm; er ließ das Zimmer zurecht machen, und da es Winter war, ein großes Feuer im Camin anzünden. Als die Schlafzeit gekommen war, führte man den jungen Edelmann in das für ihn bestimmte Zimmer: er befahl sich dem göttlichen Schutz, und gieng zu Bette. Eine ziemliche Weile blieb er wach, und da er kein Geräusch, noch überhaupt den geringsten Laut hörte, so schlief er endlich

ein. Gegen drei Uhr Morgens wurde er durch das Aufmachen der Thür seines Zimmers aufgeschrekt. Er sahe jemanden hereinkommen, dem Scheine nach ein junges Frauenzimmer, die nichts als eine Schlafhaube und einen kurzen Unterrock anhatte, er konnte sie aber nicht recht in Augenschein nehmen, denn sein Licht war ausgebrannt, und das Feuer im Camin gab nur einen geringen Schein von sich. Diese unbekannte Gestalt aber näherte sich dem Camin, und ergriff den Kohlenstachel, um das Feuer stärker zu machen. Vermittelst diesem stärkern Lichte sahe der junge Mann im Bette sehr deutlich die Gestalt eines jungen Frauenzimmers; ob sie aber von Fleisch und Blut oder ein Gespenst war, das wußte er nicht. Diese Erscheinung blieb einige Zeit vor dem Feuer stehen, als ob sie sich wärmen wolle, dann gieng sie einigemal im Zimmer auf und ab, und endlich näherte sie sich dem Bette, wo sie eine Weile stehen blieb, hernach die Bettdecke aufschlug und sich hineinlegte; sie dekte sich zu und lag ganz ruhig. Der junge Mann kam ein wenig außer Fassung bei dieser unbekannten Schlafgesellin, er zog sich an den äussersten Rand des Bettes zurück, und wußte nicht, ob er aufstehen oder liegen bleiben sollte. Er entschloß sich, sich nicht zu rühren, bis er gewahr würde, daß seine Schlafgesellin Athem hohle. Nunmehr muthmaßte er, daß er Fleisch und Blut in der Nähe habe; er rukte daher näher heran, fand sie warm, und war überzeugt, daß er mit keinem Gespenste zu thun hatte. Er fühlte einen Ring an ihrem Finger, den er ganz sachte abzog. Da das Frauenzimmer während dieser ganzen Zeit beständig fortschlief, so ließ er sie liegen, ohne sie im geringsten zu stören. Auf einmal sprang sie auf, verließ das Bette, gieng, so wie vorher, einigemal im Zimmer auf und ab, sodann öfnete sie die Thür des Zimmers, gieng hinaus, und schloß sie hinter sich zu. — Der junge Mann

muthmaßte nun, auf welche Weise dieses Zimmer in Gespensterruf gekommen war, er stand daher auf, verriegelte die Thür und legte sich wieder nieder, da er denn ruhig bis an den Morgen schlief. Der Hausherr stellte sich bald ein, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und ob er in der Nacht etwas gesehen hätte. Der Gast gab ihm zur Antwort, daß eine Erscheinung bei ihm gewesen wäre, wobey er sich aber ausbat: nicht weiter in ihn zu dringen, bis die ganze Familie versammlet seyn würde. Der Haußherr war damit zufrieden, und sagte ihm, daß er nur froh sey, ihn gesund und wohl gefunden zu haben.

Die Neugierde: etwas Ausserordentliches zu erfahren, brachte bald alle Zweige der Familie zusammen. Nachdem sie alle in einem großen Saale sich versammlet hatten, hob der junge Edelmann an, daß er vor allen Dingen von den anwesenden Damen sich etwas zu erbitten hätte, und dieses wäre, zu wissen, ob eine von ihnen einen Ring verlohren habe? Die junge Dame, eine Tochter vom Hause, von deren Finger er genommen war, hatte ihn bereits vermißt, und wußte nicht, wie sie ihn verlohren hatte; sie gestand es daher, daß ihr einer fehle. Auf die Frage: ob es dieser sey, bejahete sie es, und empfing ihn dankend von dem jungen Edelmann. Dieser wandte sich nunmehr zu dem Hausherrn und sagte: Nun kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß diese Dame, indem er sie bey der Hand nahm, der liebenswürdige Geist ist, der in ihrem Zimmer gespukt hat. Hierauf erzählte er das Vorgefallene. Keine Worte können die Verwirrung der jungen Dame ausdrücken, die da betheuerte, von alle dem nicht das geringste zu wissen; sie glaubte jedoch, daß es wahr sey, wegen des Ringes, den sie sich sehr wohl erinnerte, mit zu Bette genommen zu haben. Dieser Vorfall gab der ganzen Gesellschaft Stoff zu vielen Scherzen, bis end-

lich der Vater erklärte, daß, da seine Tochter bereits zu seinem Vetter ins Bette gegangen wäre, so sollte es seine eigene Schuld seyn, wenn er nicht auch zu seiner Tochter ins Bette ginge, da er bereit sey, sie ihm mit einer guten Ausstattung zu geben. Dieses großmüthige Anerbieten war so vortheilhaft, daß der junge Edelmann es mit Freuden annahm, und seine Schlafgesellin fand auch kein Bedenken, ihn zu ihrem Manne anzunehmen.

Ein Clevischer Rechtsgelehrter, **Gebhard Feldmann**, erzählt folgende Begebenheit, die ihm zu Ende des Herbstes 1691 begegnet: „Ich hatte mein Nachtlager bey dem Herrn von Hohnstädt auf dem Schloß Rißham. Derselbe ließ mir eine wohlausgeputzte Stube in den Hintergebäude anweisen, um darin zu schlafen. Kurz vor der Zeit, da ich mich zur Ruhe begeben wollte, erzählte mir der Herr dieses Schlosses, daß in den Zimmer, welches über den meinigen befindlich wäre, in dem ehemaligen Zeiten die Hexen gefangen gesessen hätten, mit welchen seine Vorfahren die Wasserprobe vornehmen und alsdenn verbrennen lassen. Meine Stube war von der Beschaffenheit, daß ich sie so wenig als die Vorderthür fest zumachen konnte. Ich hatte nicht lange geschlafen, als ich erwachte und bemerkte, daß etwas im Vorbeygehen das Deckbette berührte, und darauf nach einem kurzen Stillstand in der Stube auf und niedergieng, wobey es mit einer eisernen Kette Geräusch machte. Vor die Fenster des Gemachs waren die Gardinen so dicht zugezogen, daß ich nichts sehen konnte. Da ich untersuchen wollte, hatte sich die wirkende Ursach schon aus der Stube geschlichen, und ließ sich an dem Orte ihres Aufenthalts nicht hören. Das mir noch unbekannte Wesen stieg mit seiner Kette die Treppen hinauf nach der Oberstube. Ich bemerkte, daß in der Küche noch Licht brenne, und rief daher meinen

Diener, der sich aber aus Furcht in den Stall begeben hatte. Die Mägde löschten ihr Licht aus, weil ihnen der Gedanke beikam, daß Diebe oder sonst etwas da seyn möchte. Nur da ich mich mit Nahmen zu erkennen gab, erhielt ich ein angezündetes Licht, womit ich dahin gieng, wo der Lermen herkam. Hier traf ich einen jungen Fuchs an, welchen mein Wirth an einer Kette unter der Treppe meines Schlafzimmers aufgezogen hatte. Da er älter und stärker geworden war, hatte er sich vermittelst seiner Stärke losgemacht, und jenen Lerm verursachet.

Daß Menschen dem Anscheine nach sterben, und durch geschickte Behandlung oder durch Zufall wieder lebendig werden, so das sie von den Lebenden noch können gerettet werden, das lehrt unter andern auch folgende Geschichte: Im Jahr 1785 war das englische Kriegsschiff Edgar ausgesandt, um einen Caper aufzusuchen. Als es auf einer gewissen Höhe in Amerika ankam, starb ein Matrose auf demselben. Alle Merkmale des Todes fanden sich bei diesem Menschen sichtbar ein. Es wurde daher ein andrer Matrose wie gewöhnlich beordert, den Todten in eine alte Hangmatte einzunähen, welches selbiger auf dem Verdeck verrichtete. Der Matrose nähete das Linnen vermöge einer großen Packnadel und Bindfaden, um den todten Cörper, der auf den Rücken gelegt war, von den Füßen nach dem Kopfe hinauf. Als derselbe mit dem Nähen dem Todten übers Gesicht kam, stieß er denselben unvorsichtiger Weise mit der Nadel quer durch die Nase. Der Scheintodte fing an, sich in seine Hülle so heftig zu bewegen, daß er das bereits um ihn her genähete Linnen mit den Ellbogen zerriß. Der Matrose, der das Nähen verrichtete, fuhr auf einmal in die Höhe, ließ die Nadel in der Nase stecken, und stand wie versteinert da. Einige Matrosen kamen herbei, befreieten ihren

wieder lebendig gewordenen Mitbruder von seinen Banden völlig. Der Schiffschirurgus zog ihm die Nadel aus der Nase, und öfnete ihm eine Ader. Der Capitain des Schiffes ließ es diesem Menschen nicht an Pflege fehlen, und nach drei Tagen verrichtete er schon wieder seine Arbeit, bestieg die Masten, und blieb gesund. — Wenn ein Todtscheinender wieder Lebenskräfte bekommt, und sich bewegt, ohne von Jemand bemerkt zu werden, so polterts in der Todtenkammer, der Abergläubige entflieht, und glaubt, die Seele des Verstorbenen habe bey dem Körper noch Verrichtungen.

Um auf einem Gestelle, das mitten auf dem Tische steht, ein Gespenst erscheinen zu lassen, muß man eine ganz gemeine Zauberlaterne, aber von den kleinsten, die man zu verkaufen pflegt, nehmen, und solche in einem Kasten stellen, der so groß ist, daß er noch ausserdem einen schiefliegenden Spiegel enthalten könne, welcher beweglich seyn muß, damit man den Lichtstrahl, den die Laterne von sich wirft, vermittelst desselben so richten könne, daß er durch eine Oefnung, die oben an diesem Kasten gemacht worden, herausgebracht werde. Die Oefnung muß mit einem dünnen Brett oder einer Fallthüre bedeckt seyn, die vermittelst zweier Bänder beweglich ist, damit man, wenn sie auf ihren Seiten verschlossen ist, die Oefnung, die in den Deckel gemacht worden, nicht sehen könne. Derjenige Ort des Kastens, der gerade über den Kamin der Laterne ist, muß einige Löcher bekommen, damit der Rauch der Lampe durch dieselben ziehen könne, und man muß auch ein kleines längliches Kohlenbecken an eben diesen Ort stellen, das nur so groß ist, um einige kleine Kohlen hineinlegen zu können. Man muß ferner ein Glas haben, das nach Belieben hinauf und herabsteigen kann, und welches aus dieser Ursach vertical gesetzt seyn muß. Dieses Glas muß durch eine kleine Schnur gehalten werden,

die über eine Rolle auf der Seite des Kastens hinausgeht, damit man dieses Glas durch sein eigenes Gewicht leichtlich hinablassen oder hinaufziehen könne. Auf dieses Glas kann man ein Gespenst, nach eines jeden Begriff davon, mahlen, doch daß dieses Bild verkürzt gemahlt werde, weil die Gestalt des Gespenstes auf diesem Rauche viel länger erscheinen muß, als sie wirklich auf dem Glase ist. Zur Bildung eines recht dicken Rauchs kann man Kälberhaare, oder den Abgang von Wolle oder auch Pech auf Kohlen gestreut, brauchen. Jene Erscheinung wird Verwunderung hervorbringen, weil die Zuschauer die Ursach davon nicht sehen, und also nicht wissen, wem sie diese plötzliche Erscheinung des Gespensts zuschreiben sollen, dessen Kopf zuerst aus dem Rauche hervorzukommen scheint, und nur nach und nach vollständig gesehen werden kann, das auch eben so wieder veschwinden wird, so bald man nur die Schnur anziehet. Wenn man die Lampe in dieser Laterne anzündet, und den Spiegel gehörig gestellet hat, so trägt man dieses Gestelle herbei, und setzt es auf den Tisch, indem man die Zuschauer warnet, daß sie nicht erschrecken sollen. Man bringt darauf das Kohlenbecken an seinen Ort, streuet ein wenig gepulvertes Rauchwerk darauf, hebt alsobald die Fallthüre auf, und läßt die Schnur sachte herabgehen. Wenn man merkt, daß der Rauch beinahe aufhören will, so ziehet man die Schnur, damit die Figur verschwinde, und verschließt die Fallthüre wieder. Will man diese Belustigung machen, so müssen alle Lichter, die im Zimmer sind, ausgelöscht und das Gestell auf einen hohen Tisch gesetzt werden, damit das Auge der Zuschauer die Oefnung nicht sehen könne, durch welche der Lichtstrahl fällt. Auch im Großen kann man diese Belustigung machen, so daß das Gespenst in einer menschlichen Größe erscheine.

Eine sonst gute und ehrliche Bauersfrau auf einem Dorfe ohnweit Jena, war im Hause ihres neuen Schwiegersohns Abends allein in einer Kammer, wo sie zu thun hatte. Hier fällt ihr plötzlich mit einem eiskalten Schauer der Gedanke ein: wie, wenn dir jetzt die erste selige Frau deines Tochtermanns erschiene! Mit diesem Eindrucke kehrt sie bey einbrechender Nacht zurück nach ihrem Wohnort. Unterwegs däucht es ihr nun, weil sie diesen Gedanken immerfort im Kopfe behielt und sich fürchtete, als legte sich etwas schweres in ihren Korb, den sie auf den Rücken trug, und als müsse sie dies den ganzen halbstündigen Weg über, durch ein Hölzchen bis nach Heilsberg, ihrem Wohnort, tragen. Mit der größten Herzensangst legt sie den Weg zurück, kommt leichenblaß bei den ihrigen an, und — stirbt wenig Tage darauf, als ein unglückliches Opfer ihrer abergläubischen Furcht. Denn die Schwere, die sie fühlte, kam blos von der Beängstigung her, die ihr Blut in den Adern stocken machte. Davon fühlte sie eine Schwere in den Gliedern, wie wenn einem ein Bein eingeschlafen ist.

Ein Bauer in Amte Hunteburg im Hochstift Osnabrück bemerkte 1778 einige Zeit einen Geist in seinem Hause, der ihn nebst seinen Angehörigen nicht wenig beunruhigte. Obwohl alle im Hause gleiche Unannehmlichkeiten von dieser Unruhe hatten? — Der Bauer ward des Spukens müde, und gieng daher zu einem ebenfalls in Hunteburg wohnhaften Teufelsbanner, Nahmens M... welchen er ersuchte, den Geist aus seinem Hause zu verbannen, wofern er ihn reichlich belohnen wollte. M.. nahm es in Ueberlegung, und äusserte nachher, daß es der Beschreibung nach einer der hartnäckigsten Geister seyn müßte, den er zu vertreiben, sich nicht allein unterstünde: aber er kenne noch einen Teufelsbanner im Preussischen, mit dem er darüber spre-

chen und ihn bereden wollte, dieses äuserst schwere Geschäft mit zu übernehmen. Dieses geschah, und der preussische, Nahmens G... war, wie leicht zu erachten, dazu willig und bereit. Nun wurde eine Nacht zu der wirklichen Verbannung anberaumt, nachdem sie vorher den Akkord mit dem Bauer gemacht hatten, daß er nach beendigtem Geschäfte 100 Rthlr. baar, und wenn der Geist sich binnen Jahr und Tag nicht wieder einstellte, dann noch 100 Rthlr. auszahlen sollte. An dem bestimmten Abend vor der grauenvollen Nacht fanden sich beide Schwarzkünstler ein, um die zur Verbannung gehörigen Anstalten zu machen, wozu die Frau des Hauses ein großes weises Linnentuch hergeben mußte. Ein Kessel mit Wasser wurde aufs Feuer gesezt, und als die schwarze Stunde herannahete, mußten ausser den beiden Verschwörern alle Leute aus dem Hause heraus, und sich in ein nahe dabei stehendes begeben. Mittlerweile gieng die Beschwörung wider alle Erwartung gut von statten. Der Geist wurde so lange weidlich gepeischt, bis er endlich, so viele Einwendungen er auch machte, daß er dieses Haus noch nicht verlassen könne, von hinnen wich. Nach einer kleinen Arbeit, die sie nun noch mit dem Kessel und dem Feuer vornahmen, wurden die ins Haus gehörigen Leute wieder gerufen. Diese fanden die beiden Beschwörer in den ängstlichsten Bewegungen, mit Tüchern in den Händen, womit sie sich den häufig herabfließenden Angstschweiß abwischten. Sie versicherten hoch und theuer, daß wenn sie alle die großen Schwierigkeiten vorausgesehen hätten, sie dieses Werk nicht für tausend Thaler würden unternommen haben. Lebensgefahr wäre damit verknüpft gewesen, wenn sie nicht eine ausserordentliche Standhaftigkeit bewiesen hätten. Sie konnten dem Himmel nicht genug danken, daß er sie aus einer so großen Gefahr gerettet hatte. Zum Beweise, sezten sie hinzu, daß der

Geist ganz weggewichen, ist der abscheuliche Gestank, den er hinter sich gelassen hat. Riecht ihr nichts? — Puh! — wie stinkts! macht doch alle Thüren und Fenster auf. — Da sich nun, troz aller Gefahr, die Verbannung so glücklich geendigt hatte, so war auch der Bauer vermöge des Vertrags genöthiget, die 100 Thaler auszuzahlen, wozu er sich auch bereitwillig finden ließ, sein Geld herbeihohlte, und den Anfang mit zählen machte: als auf einmal der Knecht, an den man den ganzen Abend nicht gedacht hatte, mit den Worten in die Stube trat: „Was wollt ihr thun? Wollt ihr diesen Spizbuben noch Geld geben? Ich will euch erzählen, wie es die Schelme gemacht haben. Ich hatte mich diesen Abend etwas früh auf die Bühne schlafen gelegt, wurde aber vor kurzem durch einen ungewöhnlichen Lerm aufgewekt. Nun sah ich zu, was es war, und da lief da der eine in ein weisses Laaken vermummt im Hause herum, und dieser andre da peitsche ihn. Hernach nahmen sie den Kessel vom Feuer, machten dieses etwas von einander, und einer verrichtete s. v. seine Nothdurft hinein, welches den Gestank verursachte, den der Geist soll hinter sich gelassen haben." Während dieser Erzählung fand es der preußische Teufelsbanner am rathsamsten, sich aus dem Staube zu machen: so große Standhaftigkeit er auch bei der Verbannung selbst bewiesen hatte. Den Osnabrückischen hielten sie fest, und lieferten ihn auf das Amt zu Wittlage, wo er einige Wochen saß, aber wegen seiner häuslichen Umstände, nach aufgestellter Caution, seines Arrests entlassen wurde.

Was der Aberglaube von Gespenstern, Irrlichtern rc. noch immer für Unheil, besonders auf dem Lande nach sich zieht, beweist auch folgender Vorfall. In Stotternheim bei Erfurt war Kirmse. Einige Kinder giengen hinter das Dorf und spielten zusammen. Da sie des Spiels überdrüßig waren, wollten einige

davon nach Hause, andere nicht. Von jener Parthei fiel es einem ein, zu sagen: Hier giebts Irrwische, und nun kommen sie bald. Gesagt und eilig davon gesprungen war eins, und die andern hinterdrein. Aber eins davon konnte nicht nachkommen, und die Furcht ängstigte es so sehr, daß es sich außer Athem lief und starb. — Dieß geschah 1790. etwa Anfangs des Novembers.

Im Herbst 1789. besuchte ich einen Freund auf dem Lande zu A.. bei welchem ich einige Wochen zuzubringen gedachte. Die Behausung meines Wirths war zu eng: er wies mir also ein ihm gehöriges von seinem Hause ohngefehr 3000 Schritte entlegenes Gartenhaus zur Wohnung an. Den Tag brachte ich bei der Familie des Freundes zu, und Abends begab ich mich in meine Einsiedelei, die in einem kleinen Thale, rings um von hundertjährigen Eichen umgeben lag, unter deren Schatten einige Denkmahle für Verstorbene meines Freundes errichtet waren, und unter deren Wurzeln ein Feldbach stürmisch hinrauschte. Eines Abends gieng ich wie gewöhnlich um 10 Uhr nach Hause, und da ich noch keinen Schlaf spürte, sezte ich mich, um zu lesen. Es schlug 11, es schlug 12 Uhr, und ich saß noch munter bei meinem Buche. Plözlich ward ich durch ein leises Klopfen gestöhrt, dem ein banges Stöhnen folgte. Ich stuzte. — Bloße Täuschung! dachte ich, und wollte eben suchen, wo ich beim Lesen stehen geblieben war: aber das Klopfen ward stärker, und das ängstliche Wimmern vernehmlicher. Ich sah aus dem Fenster, ob jemand an der Thür sey: aber ich erblikte keinen Menschen. Der Nordwind heulte fürchterlich durch die dickbelaubten sausenden Eichen, ein kalter Regen rauschte in das finstre Thal, und der hochangeschwollene Bach wand sich mit plätschernden Wogen durch sein enges Bette. — Ich schwieg, und schloß das Fenster. Das

Klopfen ließ sich öfter hören, und das Winseln erkannte ich jezt weder für Kazengeheul, noch Eulengeschrei: sondern mit zuverläßiger Gewißheit für das Aechzen eines sterbenden Menschen. Zugleich ward ich auch gewahr, daß das, was ich hörte, nicht außer, sondern in dem Hause war; wiewohl mir dieß unbegreiflich vorkam, weil ich das Haus geschlossen gefunden hatte. Jezt war es die höchste Zeit, die Sache zu untersuchen. In der einen Hand mein Licht, in der andern den Degen öffnete ich, ich gestehe es, mit einer Art von zagendem Zittern meine Stubenthür und fragte: Wer da? — Alles war still, alles todt: keine Antwort, kein Pochen, kein Gewinsel mehr. Das Ding hat weniger Herz als du, dachte ich, und stieß ein tapferes Wer da? heraus! aber kein Laut, keine Antwort auf meine Frage. Jezt verschloß ich meine Thür, und durchsuchte nun jeden Winkel meines Hauses: und auf einmal ward das Pochen lauter, und das Gewinsel kam ganz nahe. Mehr wild als beherzt, gieng ich auf die Ecke zu, woher das Ding mich zu foppen schien: aber mitten in meinem Heldenschritt ward ich aufgehalten. Ein Etwas pakte meinen Rockzipfel von hinten, daß ich nicht wanken noch weichen konnte. Mit einer ungestümen Heftigkeit zuckte ich meinen Degen, und fühlte, daß er einen körperlichen Gegenstand hinter mir durchbohrte. Da erwachten plözlich alle menschliche Gefühle wieder in mir, und der Gedanke, Blut vergossen oder wol gar gemordet zu haben, fiel Centnerschwer auf mein Herz. Halb schüchtern drehete ich mich, um das verwundete oder gemordete Etwas zu sehen: aber so wie ich mich umdrehete, gieng auch der Degen, den ich noch nicht wieder zurück gezogen hatte, hinter mir, mit mir herum. Endlich entdeckte ich, daß ich — in meinen eigenen Oberrock gestochen hatte. Ich stand wie bezaubert da, und wurde aus meinem Staunen durch ein abermahliges Klo-

pfen gerissen, welches ich mir auch mit leichter Mühe erklärte. Eine kleine Ofenthür, die der Wind auf und zutrieb, stieß, je nachdem der Wind stark und schwach war, leise oder stark an ihren Falzhaken, und verursachte das Pochen: und da sie nicht eingeschmieret war, knarrte sie, und bewirkte das mir so fürchterliche Winseln. Die Mordgeschichte meines Oberrocks entwickelte sich mir auch leicht. Denn als ich vor die Thür vorbeigieng, schlug durch Zufall ein Zipfel davon zwischen dieselbe, der Wind zog ihn fest an und klemmte mich ein. — Ob ich nun gleich alles vollkommen einsah, so gehörte doch der Zeitraum einer Stunde dazu, ehe sich mein Blut, das in den Adern zu kochen schien, gänzlich beruhigte: sobald aber dieß in seine Schranken zurückgewiesen war, fühlte ich mich so entkräftet, daß ein starker Schlaf nöthig war, um mir neue Stärke zu geben. Daß diese Spukgeschichte nicht schlimmer für mich ausfiel, danke ich meinen Aeltern und meinen Jugendlehrer, die mir früh die Weißheitsregeln einflößten: „Vor dem Glauben erst zu untersuchen, und es „zum unerschütterlichen Grundsaz zu behalten — daß „in Gottes Welt alles natürlich zugeht.“

Gegen Weinachten 1791 starb in Halle der Böttcher Meister H., ein stiller und arbeitsamer Bürger und guter Vater von 7 ihm ähnlichen Kindern. Die beiden jüngsten, ein Sohn von 13 und eine Tochter von 17 Jahren, welche diesen Verlust aufs schmerzlichste fühlten, blieben, bis auf ein Paar Mithsleute, nur allein in ihrem väterlichen Hause. Nach einiger Zeit erhebt sich in der Nacht ein fürchterliches Poltern auf den Boden und Werfen und Stoßen an den Thüren. Nahe Blutsfreunde betheuren, dieß sey der Vater, er habe keine Ruhe 2c. Bald nachher sprach ein Nachbar zu dem andern: „Meister H. geht spuken!“ Dieses grundlose Gerede betrübte die gebeugten Kinder noch

mehr

mehr, nicht weil sie daran glaubten — denn dazu hatten sie viel zu gesunde Begriffe von ihren Vater und ihren Lehrern — sondern dieß Gerede kränkte sie, weil sie ihren rechtschaffenen Vater kindlich geliebt hatten, und ihm so was nachsagen hören mußten. Doch die beherzte Miethsfrau machte den Spuk ein Ende. Sie paßte den Poltergeist auf, sprang, so wie sie Lermen hörte, mit dem Lichte vor die Hausthür, und rief die Nachbarn herzu. Aber sogleich war der Geist verschwunden, und alles durchsuchen vergeblich. Endlich kukt noch jemand in den Hofbrunnen, und entdekt zwei Soldaten darin. Einige Unterofficiere citirten die Geister bald herauf; und der schlimmste wurde zwei, der andere einen Tag Spießruthen gejagt. Der Rädelsführer war der Schwager des Verstorbenen, welcher mit seinem Gehülfen die Kammer der Verwaisten ziemlich ausgeleert hatte. Der Glaube an Gespenster und Erscheinungen *) ist sehr alt, und fast so lange in der Welt gewesen, als Menschen darin waren. Nicht schwer sind die Quellen zu finden, woraus er entsprang. Unwissenheit und Aberglaube erzeugten und nähreten ihn. Natürlich war es, daß Menschen, welche mächtigere Wesen, als sie selbst, über sich erkannten, auch ihre Würkungen in einem jeden ihnen unbegreiflich scheinenden Ereignis zu finden glaubten. Nachforschen und Prüfen sind zwar die Wege, welche den Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit führen; aber hiezu fehlt es oft an Gelegenheit; es ist mit Mühe und Gefahr verknüpft, und

*) Gespenster und Erscheinungen sind sehr von einander unterschieden. Unter jenen versteht man die Erscheinung eines Geistes aus einer andern Welt, der seine Gegenwart auf irgend eine sinnliche Weise zu erkennen giebt. Sie würden daher zu den übernatürlichen Begebenheiten gehören. Diese hingegen kommen mit den gewöhnlichen Kräften der Natur überein, und werden durch Betrügereien, durch Zufall ꝛc. erzeugt und nur durch nicht hinlänglich genau gewählten Sprachgebrauch mit jenen verwechselt.

ehe man selbst forscht und prüft, sich eine richtige Erkenntnis von mehrern Dingen verschaft zu haben, fast ohne Nutzen. Erfahrung lehrt daher, daß, je ungebildeter und roher ein Volk war; je weniger Erkenntnis in Religion und Naturlehre es besaß, um desto größer und allgemeiner war auch unter ihnen jener Glaube an Gespenster und Erscheinungen. Jedes Auffallende in der Natur, jede Begebenheit, die der schwache Verstand nicht gleich beim ersten Anblick durchschauete, schrieb man einem guten oder bösen Geiste zu. List und Betrügerei der Priester und andrer, die Vortheil dabei fanden, das arme Volk, welches so gern das Auffallende anstaunt, und begierig nach Wundern hascht, zu täuschen, vermehrte und bestärkte jenen Glauben, und gab ihm noch größeres Ansehn und Gültigkeit. Jemehr indeß Menschen sich daran gewöhnten, über jede vorkommende Begebenheit vernünftig nachzudenken, je aufgeklärter und ausgebildeter ihr Verstand wurde, um desto mehr schwand auch jener Glaube. Unser Zeitalter hat hierin merkliche Vorzüge: indeß ist der Aberglaube bei weitem noch nicht getilgt. Nicht nur der Landmann, dem es gewöhnlich an Ausbildung des Verstandes und richtiger Beurtheilungskraft fehlt, sondern noch viele andre aus den gebildeten Ständen hangen ihm an. Man beruft sich auf Geschichten, die man selbst erfahren, oder von glaubwürdigen Zeugen gehört hat; aber dieß ist gerade der trüglichste Weg, um hier die Wahrheit zu erforschen, und sich vom Seyn und Nichseyn der Gespenster zu überzeugen. Denn die Erzählungen andrer sind gewöhnlich mit Zusätzen verunstaltet, und uns selbst fehlt es, wenn wir etwas unnatürliches zu sehen oder zu hören glauben, nicht selten an Muth, genau zu untersuchen; oder wir sind beim Untersuchen nicht glüklich genug, die oft sehr verstekten Ursachen einer uns übernatürlich scheinenden Begebenheit zu entdecken. Auch

kann dies mit Gefahr verknüpft seyn, und muß daher immer mit Ueberlegung und Vorsicht geschehen. Einige Beispiele mögen zum Beweise des gesagten dienen.

Ich lebte einst in V. und wohnte in dem linken Flügel eines ziemlich großen Gebäudes, das seiner Lage und innern Einrichtung nach sehr grauhaft war. Des Nachts befand ich mich in diesem Flügel ganz allein. Mehrere Zimmer umgaben meine Stube, die ich jedoch alle öffnen konnte, ausser ein kleines Cabinet, worin sich eine Registratur befand, und welches zunächst an meine Schlafkammer und den Vorsaal meiner Stube grenzte, war verschlossen, und der Eigenthümer desselben schon seit mehrern Jahren todt. Mein Wohnzimmer, insbesondere aber das angränzende Cabinet, hielt man für verdächtig, keiner wagte sich des Abends allein dahin. Viele wunderbare Geschichten, welche sich hier zugetragen haben sollten, wurden mir erzählt. Ich läugne es nicht, der Wunsch, auch welche zu erleben, und mich selbst von dem zu überzeugen, was ich bis dahin nicht glaubte, wurde oft bei mir rege. Einst des Abends nun saß ich noch spät in der Nacht, und war beschäftigt. Alles war ruhig im Hause, und eine Todtenstille hatte sich über die ganze umherliegende einsame Gegend verbreitet. Nur der kalte Nordwind sauste zuweilen durch die vor meinem Fenster sich befindenden hohen Erlen. Plözlich wurde meine Ruhe unterbrochen. Ich hörte ganz vernehmlich die Stimme eines sich in Noth befindenden Menschen. Ein ängstliches Winseln und Seufzen erschütterte zu oft wiederholten malen mein Ohr, und erweckte Furcht und Mitleid in meiner Seele. Sorgfältig überlegte ichs, was wol die Ursach hievon seyn könnte. Vor Thieren war ich ziemlich gesichert, und welcher Elende würde mitten in der Nacht meine Ruhe stöhren, und meinen Beistand erflehen? Ich untersuchte indeß den Vorsaal und die nächsten Zimmer,

aber vergebens war mein Bemühen; alles fand sich in der besten Ordnung. Natürlich fiel nun mein Verdacht auf das Cabinet. Denn erzählte Geschichten, deren Grund uns verborgen blieb, lassen immer, mögen sie auch noch so abgeschmackt seyn, einen gewißen Eindruck in unsrer Seele zurück, den auch die vernünftigste Vorstellung oft nicht ganz zu verwischen im Stande ist. Dieß war auch bei mir der Fall. Ich horchte in meiner Cammer, und dem Schalle nach zu urtheilen, konnte jenes ängstliche Winseln nirgends anders als hier seyn. Meine Neugierde wurde ausnehmend gespannt. Viel hätte ich darum gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, gleich den Schlüssel zu jenem zu erhalten. Da dieß indeß nicht gut angieng, so setzte ich mich wieder ruhig bei meiner Arbeit nieder. Jenes mir unerklärbare Seufzen aber ließ sich wieder nach Verlauf einiger Zeit mit vermehrter Stärke hören, und stöhrte mich ausnehmend. Noch einmal untersuchte ich Thür und Fenster, und alles, was einen Schall zu erregen im Stande war, und entschloß mich nun, da auch ietzt meine Hoffnung getäuscht wurde, so lange vor der Thür des Cabinets zu warten, bis ich noch einmal jene Stimme darin gehört haben würde. Beinahe hatte ich hier schon eine Viertelstunde verweilt, und war eben im Begriff, nach meiner Stube zurückzukehren, als ich jene Stimme aufs neue hörte, und mich zugleich von ihrer Entstehung überzeugte. Es war nemlich in der gegenüberstehenden Wand ein kleines Camin, vor welchem ein Schirm und vor diesem ein kleiner Schrank stand. Von dem Zuge der Luft wurde jener Schirm gegen den Schrank getrieben und wieder zurükgezogen, und hiedurch jenes der menschlichen Stimme so auffallend ähnliche Geräusch erwekt. Alles Untersuchen würde hier vergebens gewesen seyn, wenn sich nicht zufälliger Weise jener Schirm in meiner Gegenwart geöfnet und wieder zugezogen hätte.

Zu E. im Z. erhielt der Pastor M. die erledigte Predigerstelle eines seiner gewesenen Collegen, und bewohnte zuerst ein sehr altes und baufälliges Haus, dem unter andern auch dieser Fehler angedichtet wurde, daß es darin spuken sollte: Eine Sage, die einem so vernünftigen und aufgeklärten Manne, wie der Prediger war, lächerlich vorkommen mußte. Mogte sie indeß noch so lächerlich seyn, so zeigten sich darüber in kurzem Beweise. Einige Tage nach seiner Ankunft sizt er des Abends spät in seiner Stube und lieset. Alles hatte sich in seinem Hause zur Ruhe begeben, und schon war die Mitternachtsstunde erschienen, als unverhoft laut an seine Stubenthür geklopft wird. Er öfnet sie, um zu sehen, wer sich so spät noch mit ihm zu unterhalten wünscht; aber es findet sich Niemand, auch waren die Thüren seines Hauses aufs beste verschlossen; er eilt daher wieder zu seinen Geschäften zurück. Nach Verlauf einiger Minuten pocht es wieder eben so hell an seiner Thür. Er untersucht zum zweitenmal, findet aber alles, wie vorhin, in der besten Ordnung. Nachdem ihn nun jenes Anklopfen eines ihm unsichtbaren Dinges mehrmals getäuscht hatte, entschließt er sich, zu Bette zu gehen, und diesen Vorfall zu einer andern Zeit näher zu untersuchen, als es ihm jezt allein möglich war. — Er nimmt daher sein Licht, und ein Kleidungsstück mit, das über einen Stuhl, der nahe bei der Thür vor einer Wanduhr stand, gelegt war. Jezt aber entdeckt ihm zufälliger Weise eine Maus, die aus dem Kleidungsstücke sprang, und in das Uhrgehäuse flüchtete, das ganze Geheimnis. Diese Thiere, deren in jedem alten Gebäude eine große Menge waren, begaben sich zuweilen, wenn sie kein Geräusch mehr bemerkten, in die Uhr, liefen an der schlaffen Linie derselben, woran man unten gewöhnlich eine kleine hölzerne Kugel zu befestigen pflegt, in die Höhe, wodurch denn diese in Bewegung

gesezt wurde, und zu wiederholtenmalen an die inwendigen Seiten des Uhrgehäuses anschlug. — Oft schon hatte man jenes Anklopfen bemerkt und untersucht aber nie gefunden, was man suchte; und wäre diesmal nicht gerade der Zufall dem Prediger günstig gewesen; so würde er eben so wenig den Grund davon errathen haben.

So fruchtlos nun, wie in diesen und ähnlichen Fällen auch die genaueste Untersuchung seyn kann, so gefährlich kann sie zugleich werden, wenn man Lage und Ort nicht genau kennt, und dennoch alles untersüchen zu müssen glaubt.

W. studierte auf der Universität G. und war ein sehr aufgewekter und beherzter Jüngling. Einst gieng er zu einem seiner Anverwandten aufs Land, und blieb daselbst über Nacht. — Nach einem vergnügt zurückgelegten Abend wies man ihm sein Schlafzimmer oben im Hause an. Aus Unvorsichtigkeit vergaß er, sein Zimmer zu verschliessen, ließ sein Licht brennen, und legte sich ruhig zum schlafen nieder. Kaum war er eingeschlafen, als ein lautes Brüllen und entsezliches Kettengerassel ihn wekte! Er hörte es einige Minuten ganz ruhig an, unverhofft aber kam es vor seine Thür, schlug und krazte gegen dieselbe mit Heftigkeit. Eine entsezliche Angst überfiel ihn, und er verstekte sich so gut er konnte, unter das Deckbette. Nur ein kleines Loch blieb seinen Augen offen, um zu beobachten, was sich zutragen würde. Die Thür öffnete sich, und eine fürchterliche Gestalt trat unter den sonderbarsten Gebehrden in die Stube. Sie glich einer nackten hagern Mannsperson, hatte einen wüthenden Blick, sehr langen Bart, und statt der Haare, wie es ihm schien, Schlangen um den Kopf flattern. Ihr Körper war fast ganz mit Haaren bedekt, starke Ketten umgaben die Hände, die Füße und den Leib, und an den Fingern schienen statt der Nägel Sporn gewachsen zu seyn. Sie ergriff das Licht,

trat mit ihm vor dem Spiegel, und besah sich einige Zeit unter Ziehung gräßlicher Gebehrden, untersuchte denn die ganze Stube, und kam endlich beim Bette an. Jener arme Mann stand unterdeß Todesangst aus, und glaubte nun nicht anders, als daß er entdeckt, und ihm der Hals umgedrehet werden würde. Aber das Glück war ihm günstig. Nachdem die Gestalt das Bette besehen, und von oben bis unten mit den Händen befaßt hatte, kehrte sie wieder zu dem Spiegel zurück, um sich noch einmal durch Verzerrung der Gebehrden zu belustigen, und verließ sodann das Zimmer. W. sprang schnell aus dem Bette, und verschloß es hinter ihr; sezte Tisch und Stühle und was er fortbringen konnte, vor die Thür, um vor einem zweiten Besuch gesichert zu seyn. Lange noch tobte der Unhold auf dem Saale und vor der verschlossenen Thür, bis endlich der so sehnlich gewünschte Tag anbrach, und jener sich fortbegab. Nachdem man im Hause aufgestanden war, verließ W. mit Freuden sein Zimmer, und dankte der Vorsehung, für diesmal dem Tode entronnen zu seyn. Man erkundigte sich, wie er geschlafen? Nicht gut, war die Antwort, weil mir der Teufel seine Aufwartung gemacht. — Das Abentheuer wurde erzählt, man erschrak und bedauerte ihn. Die Geschichte aber entwickelte sich auf folgende Weise: der vermeinte Teufel war der Bruder dessen, den W. besuchte, welcher schon seit mehren Jahren wahnwitzig gewesen war. Er hatte ihn deswegen in einem abgelegenen Zimmer an einen Block schmieden lassen. Keiner durfte sich ihm ohne Lebensgefahr nahen. Er hatte in der Nacht seine Ketten zerrissen, und war oben ins Haus gegangen. Man fand ihn wieder auf seinem Blocke sizzen. — Hätte W. hier Herz genug gehabt, das vermeinte Gespenst zu untersuchen, so würde es ihm unfehlbar das Leben gekostet haben.

Mag nun aber auch die Ursache solcher vermeinten Gespenster entdekt oder unentdeckt bleiben; so ist sie doch immer in dem Zusammenhange der Dinge gegründet, und hat nur den Schein des Unbegreiflichen für den, der sie nicht erforscht.

Ich kam einst in das Zimmer eines Naturforschers, und befand mich darin einige Minuten allein. Da es gerade in einer Jahrszeit war, wo keine Rosen mehr blüheten, so zog eine schöne Rose, die in einem mit Wasser angefüllten Glase stand, meine Aufmerksamkeit besonders auf sich. Ich trat näher hinzu, um mich zugleich auch an ihrem Geruche zu vergnügen; aber wie groß war mein Erstaunen, als diese Rose beim Aufriechen verschwand, und doch in einiger Entfernung von ihr, sich wieder in der schönsten Blüthe zeigte. Ich untersuchte mit meinen Blicken die ganze Stube, aber nirgends war ausser jener Rose eine andere anzutreffen. Auf immer würde mir dies ein Räthsel geblieben seyn, wenn ich nicht nachgehends die Lehre vom Hohlspiegel kennen gelernt hätte. — So giebt es viele Erscheinungen in der Natur, die uns so übernatürlich vorkommen, und doch ganz natürlich sind. Leicht lassen sich unsere Sinne täuschen, ins besondere das Auge. Selbst ohne angewandte Kunst, läßt sich diese Täuschung denken. Ein abwesender Freund, ja selbst ein Verstorbener kann mir erscheinen: denn untrügliche Erfahrungen habens nicht nur bestätiget, sondern es ist auch in den Kräften der Natur oder in der Art und Weise, wie die Seele durchs Gesicht Empfindungen erhält, wie sie siehet, gegründet. Daß aber jene Erscheinung mehr als ein Schattenbild, mehr als eine Täuschung der Einbildungskraft seyn sollte, Geräusch erwecken, ja gar mit uns sich unterreden könnte, das ist unmöglich. Nur die Gottheit durch ihre Allmacht wäre dieß zu vollbringen im Stande. Nach der Erkenntnis aber, die

wir von ihrer Weisheit und Güte haben, läßt sich dieß nicht erwarten.

Gewisse bestimmte Gesetze sind es, wonach sie alles weise regiert, und die sie den Körpern vorgeschrieben hat. Je genauer sie der Mensch erforschet, um desto deutlicher erfährt er, daß sie immer die besten Mittel wählte, um die besten Zwecke zu erreichen, und daß diese Mittel in dem Laufe der Natur sich gründeten; nicht über ihre Kräfte erhaben waren. Dunkel bleibt hier freilich vieles dem forschenden Auge des aufmerksamen Beobachters, aber dennoch fasset diese Dunkelheit keine Widersprüche in sich. Die Wirkungen des Magnets, die Lehre von der Electricität 2c. enthalten selbst für die besten Naturforscher noch immer einiges Dunkel, aber nichts widersprechendes. Hier sind Körper, die ihrer Natur gemäß wirken. Nur Wirkungen ohne Cörper bleiben unerklärbar, auch für den klügsten Sterblichen; sind den Gesetzen der Natur zuwider, und für endliche Geschöpfe, ohne Wunderkräfte zu besitzen, unmöglich. Zwar wirkt die Seele auf den Leib in uns, wiewohl sie nichts cörperliches zu haben scheint, aber sie wirket auch nur in und durch ihn. Vermöge ihrer physicalischen Verbindung mit demselben kann sie den Nervensaft lenken, willkührliche Bewegungen hervorbringen, auch Empfindungen von aussen her annehmen; aber nie ist sie fähig, den Leib eines andern Menschen oder sonst einen Körper in Bewegung zu setzen, nie fähig, wenn sie einmal vom Leibe getrennt worden, noch Verrichtungen der Lebendigen in diesem Leben vorzunehmen. Sie bleibt dann für unser schwaches Auge völlig unsichtbar, und nur unter der Bedingung, daß ihr der Schöpfer einen andern Leib, dem unsrigen gemäß, ertheilte, würden wir sie sehen, ihre Handlungen wahrnehmen, und uns mit ihr unterhalten können. Aus eignem Vermögen aber vermag dieß die Seele des Sterblichen nicht, und wenn ihr die Gottheit eine solche

Gabe verliehen: so gehört jene Erscheinung unter diejenigen Würkungen, welche die gewöhnlichen Kräfte der Natur übersteigen, mit einem Worte, unter die Wunder. Nun ist es zwar unleugbar, daß diese die Gottheit sowol mittelbar als unmittelbar nicht sollte verrichtet haben; wiewohl das bey weitem nicht alles Wunder genennt zu werden verdient, was man allgemein dafür ausgiebt. — Ob aber in unserm jetzigen Zeitalter noch solche Abweichungen von der Natur geschehen mögen, das ist eine andre Frage; eine Frage, die sicher eher mit nein als mit ja beantwortet werden könnte. Ueberhaupt sind im ganzen genommen nur selten Wunder verrichtet worden, und groß und wichtig war immer ihre Absicht. Sie geschahen zur Bekanntmachung und auch zur Bestätigung solcher Wahrheiten, die für das ganze Menschengeschlecht oder doch für einen großen Theil desselben heilsam und wichtig waren. Welche weise und zum Wohl mehrerer abzweckende Absicht könnte es haben, wenn das höchste Wesen Gespenstererscheinungen zulassen wollte? Gewiß nicht, dem Menschen Todesschrecken einzujagen, ihn zu quälen, und dadurch für die Gesundheit äußerst nachtheilige Folgen zu verursachen! Aber vielleicht soll dadurch der Tugendhafte in seinen Gesinnungen gestärkt, und der Böse vom Laster abgeschreckt werden? Nein, das hat die Erfahrung nie bestätiget. Wie wäre auch ein Gespenst geschikt dazu, heilsame Erkenntnisse und bleibende fromme Entschliessungen in unserer Seele zu erwecken und zu befestigen: Ein Gespenst, das der allgemeinen Sage nach nur selten und allein an gewissen äußerst wenigen Oertern zur Mitternachtsstunde erscheint, wenn auch die Menschen im tiefen Schlummer liegen. Wer thöricht genug seyn kann, dieß zu glauben, muß wenig wissen, was Tugend ist, und was sie fordert. Unsere Tugend, welche aus freiem Triebe, und ihrer lohnenden Vortreflichkeit wegen geübt werden

soll, könnte, durch Bilder des Schreckens erweckt und unterhalten, nicht Tugend seyn.

Eben so wenig nun, wie die Seele des Menschen weder in noch außer dem Leibe jene übernatürlichen Erscheinungen hervorzubringen im Stande ist; eben so wenig ihr je dazu der Schöpfer Kräfte verleihen wird: eben so wenig sind auch böse Geister fähig, die Gestalten der Verstorbenen oder andrer Creaturen anzunehmen; bald als Schattenbilder, bald unter dieser bald unter jener Larve zu erscheinen, oder uns ihre Gegenwart durch Poltern und Toben, durch Sturmwind, Bliz und Donner empfinden zu lassen. Es streitet gänzlich mit dem Wesen eines Geistes, auf körperliche Weise zu würken; das heißt: solche Wirkungen durch seine Kraft hervorzubringen, die dem Körper eigen sind. Nur ein unendlicher Geist, Gott durch seine Allmacht, kann dieß. Gesezt aber auch, böse Geister wären mächtig genug, jene übernatürlichen Erscheinungen hervorzubringen; so bliebe ihre Macht doch immer vom Schöpfer begrenzt, und nur nach dessen weiser Zulassung würden sie jenes bewirken können. Hier aber fehlt wieder der Zweck. Ein Gott, der Menschen schuf, um sie glücklich seyn zu lassen, dessen unendliche Weisheit und Güte überall hervorleuchtet, von dem kann man sichs nicht denken, daß er aus einer andern Welt Geister schicken werde, seine Menschen ohne Absicht zu quälen.

Man darf indeß nicht alle Geschichten von Erscheinungen, die weder durch künstliche Betrügerey der Menschen, noch durch thörichte Furchtsamkeit entstanden sind, so geradehin abläugnen, als wären sie gar nicht geschehen. Während meines Aufenthalts in G. schlief ich in einem sehr geräumigen und hellen Zimmer. Ich erwachte einst um Mitternacht, als der Mond das ganze Zimmer erleuchtet hatte. Indem ich nun, ohne mich zu rühren, mit meinen Blicken umhersah, entdeckte ich

meinem Bette gegen über ein Frauenzimmer, welches ganz ruhig am Fenster stand. Weil ich genau wußte, daß ich mein Zimmer verschlossen hatte, so blieb mirs unerklärbar, wo jenes Frauenzimmer herkommen sollte. Ich betrachtete es indeß genauer, aber je länger ich es ansah, um desto lebhafter wurde ich von seiner Gegenwart überzeugt. Ich erkannte seinen ganzen Anzug, nur das Gesicht, welches von mir ab nach den Fenstern gewandt war, konnte ich nicht erkennen. Um mich nicht länger darüber zu beunruhigen, entschloß ich mich aufzustehen, aber wie groß war mein Erstaunen, als ich aus dem Bette trat, und jene Gestalt nichts weiter als die herunterhängende weiße Gardine meines Fensters war, worauf der Mond lebhaft seine Strahlen warf. — Solcher und ähnlicher Erscheinungen, die mit Hülfe eines äußern Gegenstandes die Einbildungskraft erzeugt, giebt es eine große Menge; nur nicht immer ist ihre Entwickelung so leicht, als in dem eben erwähnten Falle. Wie oft hat es sich nicht zugetragen, daß Menschen sowohl bei Tage als des Nachts das Bild ihrer verstorbenen oder abwesenden Freunde gesehen haben. Am leichtesten ist dieß der Fall, wenn der Mensch eine sehr lebhafte Einbildungskraft besitzt; wenn er schwache oder sehr reizbare Nerven hat; wenn er durch irgend eine Leidenschaft sich zu sehr heinreißen läßt z. B. durch große Betrübnis, durch übermäßige Freude rc. Die beste und leichteste Erklärung nun, welche uns über diesen Gegenstand bekannt ist, ist die, da man annimt, daß die Gestalt der Bilder, die man siehet, nicht außer uns vorhanden sey, sondern daß der Grund von der Vorstellung eines solchen Bildes blos in dem Nervensafte unsers Gehirns und in den darin befindlichen Sehnerven liege. Allein blos durch die Einbildungskraft erzeugen sich dergleichen Bilder nie. Irgend eine Erschütterung des Sehnervens, in oder außer uns gedacht, giebt dazu die

Veranlassung. Es scheint kaum nöthig, daß der Abdruck auf der Netzförmigen Haut im Auge und die dadurch erregte Erschütterung des Sehnervens gerade so zu seyn braucht, als der würkliche Körper von dem Bilde, das wir zu sehen glauben, ihn gemacht haben würde. Die geringste Aehnlichkeit mit ihm kann durch Hülfe der Einbildungskraft uns das Bild in seiner völligen Gestalt darstellen. So glaube ich nicht, daß die Gardinen meines Schlafzimmers, wovon ich vorhin erzählte, eben dieselbe Erschütterung des Sehnervens machten, die ein würkliches Frauenzimmer, gerade so gekleidet, gemacht haben würde. Aber eine Aehnlichkeit fand zwischen beiden statt, und die Einbildungskraft vollendete, was dieser fehlte.

Durch die Einbildungskraft lassen sich nun folgende Erscheinungen erklären: Einer mir bekannten Dame, die jetzt noch lebt, starb vor mehreren Jahren ihr Mann. Sie war über diesen Verlust ausnehmend betrübt, durchwachte mehrere Nächte, und überließ sich ganz den Empfindungen des Schmerzes. In diesem betrübten Zustande gieng sie mit einer ihrer guten Freundinnen in das Cabinet des verstorbenen Mannes, um unter seinen Schriften nöthige Papiere aufzusuchen. Während daß ihre Freundin dieß Geschäft übernimmt, siehet jene zur Seite, und erblickt in einiger Entfernung ihren verstorbenen Mann. Sie winkt sogleich ihrer Freundin, das Zimmer mit ihr zu verlassen. Diese siehet sich allenthalben umher und gehorcht. Als sie sich beyde entfernt hatten, erzählt jene, vor Schrecken ganz außer sich, was sie gesehen, und wovon diese nicht die geringste Spur bemerkt hatte. Ich zweifle nicht an der Aussage jener Dame; aber das bezweifle ich, daß sich das wirkliche Bild des Verstorbenen in jenem Zimmer befunden habe; denn sonst müßte es ihre Freundin auch gesehen ha-

ben. Die Dame hatte eine lebhafte Einbildungskraft und ein leidenschaftliches Temperament.

Man glaubt, das es dem unvermeidlich den Tod bedeute, welchem das Bild eines noch lebenden oder verstorbenen Menschen erscheine. Beispiele vom Gegentheil sind genug bekannt.

Ich kenne genau einen Prediger zu W. in H. der eine sehr aufrichtige und gutdenkende Frau hatte. Dieser wurde melancholisch, und zwar so sehr, daß er öfters Gelegenheit suchte, sich selbst das Leben zu nehmen. Selten nur verrichtete er noch seine Amtsgeschäfte. Unter diesen Umständen besuchte ich ihn. Seine Frau hatte bei dem traurigen Schicksal des Mannes sehr gelitten. Da seine Umstände nicht bekannt werden sollten, so war sie die einzige, die Tag und Nacht auf ihn achtete. Sie schilderte mir mit Thränen ihren Zustand und die traurige Verfassung, worin sie durch den nahen Tod ihres Mannes gesetzt werden würde. Ich suchte sie besonders über den lezten Umstand zu beruhigen; mein Bemühen aber war vergebens, sie blieb bey ihrer Meinung, er würde sterben; und der Beweis, den sie hierüber anführte, war der: sie hätte seinen Geist gesehen. Dieß hatte sich auf folgende Art zugetragen:

Gleich an der Wohnstube war das Studierstübchen des Predigers, worin er sich gewöhnlich einzukleiden pflegte, und hieran grenzte eine kleine Windeltreppe, um in den obern Theil des Hauses zu kommen. Einige Tage vor meinem Besuche hatte jene Frau durch vieles Bitten ihren Mann vermogt, selbst Gottesdienst zu halten, und unterdeß einige häusliche Beschäftigungen vorgenommen. Hierbey fällt es ihr ein, daß jenes Studierstübchen noch nicht aufgeräumt sey. Sie geht eiligst hin, dieß zu thun. Zu ihrer Verwundrung aber steht der Mann vor seinem Schranke und kleidet sich aus. Sie betrachtet ihn einige Augenblicke, und

kehrt denn, ohne entdeckt zu werden, zurück. Indeß scheint es ihr doch unwahrscheinlich, daß der Gottesdienst schon geendigt seyn sollte. Hierüber nun war leicht Gewißheit zu erhalten, aber zu ihrer größten Bestürzung erfährt sie, daß ihr Mann, den sie so eben deutlich gesehen hatte, noch mit dem Vortrage seiner Predigt beschäftigt wäre. — Diese für die Frau beunruhigende Erscheinung war übrigens nichts weniger als Todespost von ihrem Manne; denn dieser wurde einige Zeit nachher völlig wieder hergestellt, und überlebte noch seine gute Frau. — Wenn man bedenkt, daß diese immer mit traurigen Gedanken von ihrem Manne erfüllt war, und daß sie ihn eben jetzt möglich zu Hause dachte; so wird man die Erscheinung nicht für ein Wunder halten.

Von Geistercitiren.

Doctor Fausts Höllenzwang, ein Buch, das ein offenbarer Betrüger der Vorwelt zusammengeschrieben hat, ist zu bekannt, als das es unangenehm seyn könnte, hier ein Pröbchen des Unsinns aus demselben zu lesen.

Der Titel ist:

Des heimlichen und unerforschlichen Geister- und Höllenzwangs erster und zweiter Theil, der schwarze Rabe genannt. Gedrukt zu Lion den 14 April 1404. zum erstenmal. *).

(Unter dem Titel steht ein schwarzer Rabe, der über, vor, neben und hinter sich allerley chymische und allchymische Zeichen hat).

Lieber Magus und Exorcist.

„So du mit diesem Buche dein Verlangen stillen willst, so merke, daß solches erkauft werden muß, denn

*) Anmerk. Ist eine offenbare Lüge, gleich auf dem Tittelblatt; denn 1440 bis 1450 ist die Buchdruckerkunst erst erfunden worden.

sonsten pariren vorgesetzte Geister nicht, welchen bei der Beschwörung als Zeugen jedem ein Speciesthaler gegeben worden ist; ich habe 509 Thaler geben müssen, theils zur Kaufsumme theils zum Unterpfande, außer diesem würde dir nicht einmal der geringsten Geister einer pariren.“

Unterricht dieses Buchs, Zeiten, Tage und Stunden, darin zu citiren,

und hat es eben die Bewandnis als mit dem Geiste f. 17363193 oder mit der

Springwurzel, und bei der Uebergabe muß der Käufer einen Speciesthaler vor des Verkäufers seine Füße werfen und er das Buch.

Nothwendige Erfordernisse zur Citation der Geister.

„Hiermit will ich dich unterrichten, wie du dich verhalten sollst, wenn du die Spiritus mit sonderbarer Gewalt zwingen willst, daß sie sich sichtbarlich vor deinem ☉ stellen und erscheinen.

1. Mußt du andächtig beten, daß dir Gott die Gnade geben wolle, über die bösen Geister zu herschen.

2. Mußt du die Hurerey meiden, und dich vor allen vergeblichen Fluchen und Schwören hüten.

3. Mußt du mit der Citation anhalten, obgleich der Geist, den du gefodert hast, nicht alsobald erscheine, denn sie weigern sich Anfangs und wollen nicht alsobald erscheinen, sonderlich denen Menschen, die in groben Sünden stecken, darum halte an, unverzagt. Kommt nun der, welchen du begehret hast, in menschlicher Gestalt, so empfahe ihn freundlich. Kommt er aber nicht in menschlicher Gestalt, wenn du ihn verlangst; denn es begiebt sich oft, daß ein andrer Geist kommt, der nicht citiret ist, und sie sagen, daß sie also heißen, wie du ihn genennet hast; darum glaube ihnen nicht, halte an mit der Beschwörung, bis der rechte kommt, denn es ist mir Anfangs also ergangen.“

Wer

Wer merkt hier nicht allenthalben den abgefeimtesten Betrug? Das Buch muß gekauft werden, wenn die Geister erscheinen sollen; denn wo es auf Geldprellerey angesehen ist, da wird auch ein Speciesthaler nicht verachtet; und damit Eigennützigkeit nicht gespürt werde, so müssen Käufer und Verkäufer einander Speciesthaler und Buch vor die Füße werfen, als ob es nur so ein übliches Ceremoniel sey. Hats doch dem Verfasser des Buchs 509 Thaler gekostet; wer wollte nun einen Thaler scheuen, um mit ihm gleiche Vortheile zu genießen, und weniger Mühe zu haben, als er, der erst aus mislungenen Versuchen und langer Erfahrung lernen mußte, wie man Geister zwingen könne.

Der Beschwörer muß andächtig beten — freilich um sich an den Glauben zu stärken, daß etwas geschehen könne, was doch nicht möglich ist, zu sehen, was nicht da ist, oder immer noch zu erwarten, wenn nun wirklich nichts geschieht.

Und gleichsam, als ob solche Gaukeleien heilig wären, woran kein Ungeweihter Theil nehmen oder mit Erfolge etwas thun könne, so muß der Beschwörer Hurerey und vergebliches Fluchen und Schwören meiden. Doch noch billig genug, um Gaukler in dem, was sie bei ihrem Geschäft ungern meiden, nicht zuviel einzuschränken; denn im Nothfall (wenn es nicht vergeblich ist) kann ja auch wohl ein Fluch oder ein Schwur nicht schaden.

Ueberhaupt muß nach Numero 3. Mislingen des Versuchs (denn Versuch wird Geistercitation wohl immer bleiben) nicht abschrecken, und er muß so lange versuchen (wobey denn freilich sein Glaube, seine Erwartung und seine Begierde mehr und mehr erhöhet wird) bis der Betrüger die beste Gelegenheit hat, ihn so zu berücken, so, daß er gar nichts merkt.

Mehr als zu wahrscheinlich wiesen von jeher solche bekannte oder heimliche Geisterbanner die Abergläubigen oder solche, die es durch listige Abgeordnete erst wurden, an Unbekannte, die sich in der Nachbarschaft oder wohl in andern Ländern aufhielten und mit einander in Verbindung stunden, um einer von dem andern, dieses unumgänglich nothwendige, mehrentheils wohl nur geschriebene Buch, um eine den Vermögensumständen des Käufers angemeßene Summe unter den bekannt gemachten Formalitäten zu kaufen, und nachdem aller Hokus Pokus fruchtlos abgelaufen, mit offenen Augen zu lesen, und sich erklären und überreden zu lassen, daß man den Grad der brünstigen Andacht nicht gezeigt habe, der zur Würkung nöthig, oder sich jene Sünden habe zu Schulden kommen lassen. — Indeß sind die Thoren ihr Geld los, und schämen und scheuen sich, es jemanden zu erzählen. —

Der ganze Höllenzwang ist übrigens mit lauter sinnlosen Figuren Charakteren, Nahmen und gotteslästerlichen Formeln angefüllt, und allerley unbedeutende Sinnbilder und Schnörkel vorgeschrieben, womit sich der Geisterbeschwörer umhängen oder verpanzern soll, welche freilich die einfältigen abergläubischen Leute in Erstaunen, Grauen, Zittern und Zagen setzen, den Vernünftigen aber nur zum Mitleiden oder Lächeln bewegen können.

Eben so abgeschmackt ist die sogenannte Clavicula Salomonis, welche den Titel führt:

Clavicula Salomonis
et
Theosophia pneumatica
das ist:
Die warhaftige Erkenntnis Gottes, und seiner sichtigen und unsichtigen Geschöpfe,
die heil. Geist-Kunst genannt,

darin der gründliche einfältige Weg angezeigt wird, wie man zu der rechten wahren Erkenntnis Gottes, auch aller sichtigen und unsichtigen Geschöpfe, aller Künste, Wissenschaften und Handwerken kommen soll.

Nach der Vorrede wird dieses Buch, nachdem es lange Zeit im Verborgenen geheim gehalten worden, willigst einem jedweden zu seinem Besten communiciret und offeriret. In derselben wird denn in einen schwülstigen, dunkeln, schwärmerischen und frömmelnden Ton gelehrt: „Was die Geistkunst sey. Ob es eine Teufelskunst, ob sie jemalen gewesen, oder noch in der Welt sey?“ — „Weil dann (heißt es darin) die Geistkunst samt allen uralten Künsten bey den Jungen dieser Zeit ganz erloschen ist, so ist vonnöthen, dieselbe in Israel wieder aufzurichten ꝛc. Darum ist dieses Buch verfasset worden. — Denn die Kunst niemand versaget, die mag ein jeder Gottliebender erlangen, der sich mit einem wahren Glauben dazu schicket und bereitet. — Was aber gottlose Leute, Spötter, Abergläubige und Abgötter sind, sollen dieses Buchs müßig gehen, denn sie werden nichts ausrichten ꝛc.

Cap. 1. §. 1.

Die heilige Geistkunst oder göttliche Theosophia ist eine Weisheit und vollkommene Erkenntnis Gottes und seiner sichtigen und unsichtigen Creaturen ꝛc. §. 2. Der höchsten Geheimnisse sind 7 göttliche:

1. Daß man in sieben Tagen entweder durch Caracteres, oder durch natürliche Dinge oder durch die Obergeister alle Krankheiten heile.

2. Daß man das Leben verlängern kann, für welches Alter man will.

3. Daß einem gehorchen müssen die Geschöpfe in den Elementen, die da sind in Gestalt persönlicher Geister,

als Zwärglein, Bergmännlein, Wasserfrau, Elrichse, Waldmännlein.

4. Daß man mit den Geistern reden von allen sichtbaren und unsichtbaren Dingen, und von einer jeglichen Sache, deren ein Geist verständig ist, hören, zu was Ding dieselbe nutzet.

5. Daß man eine wahre Erkenntnis Gottes des Vaters, Sohnes und heil. Geistes haben mag.

6. Daß sich einer selbst möge walten und regieren bis auf sein vor Gott gesetztes Ziel.

7. Daß einer wiedergebohren werde.

Einer, der da ist eines erbahren aufrichtigen und beständigen Gemüths, mag diese 7 Geheimnisse von den Geistern erlernen, ohne Ungnade Gottes rc. rc. —

Jeder sieht aus diesem wenigen, daß der Verfasser darauf ausgehe, Verstand und Sinne zu blenden. Uebrigens ist dieß Buch mit eben so buntscheckigten Figuren, Zirkeln und Winkelhaken und ganzen Seiten barbarischer Nahmen und Worte besäet, als der Höllenzwang. — Dem müßte der Verstand fehlen, der an dem Lesen eines solchen Buchs Behagen finden, oder glauben könnte, daraus etwas Nüzliches und Gescheutes zu lernen, oder nur eine Mücke zu bannen, oder sein Leben eine Sekunde zu verlängern. — Auch auf folgende Art kann die Gaukeley: Todte zu citiren, veranstaltet werden. Man gebraucht dazu einen Planspiegel und eine Maschiene. Diese besteht in nachfolgenden Stücken. Man läßt eine Rolle von Pappe machen, die in acht flache Ecken eingetheilt ist, und ganz mit weißem Papier überziehen, und auf jeder Fläche derselben ein besonderes Bild mahlen. Z. E. den Kopf eines Greises, eines Jünglings, eines Kindes, einer Jungfrau, einer alten Frau, mit einigen Abwechselungen, alle mit der Todtenfarbe, und einigen äußerlichen Abzeichen, wie die Todten gekleidet zu wer-

den pflegen. Jede Fläche muß aber ungefähr so groß wie ein Menschenhaupt, und der ganze leere Grund um das Gemählde schwarz gemahlt werden. Dieses Rad verbirgt man in einem viereckichten hohen Kasten von leichten Brettern, der etwas höher ist, als ein Mensch, damit niemand hineinsehen könne, und bedeckt ihn oben mit einem Brett, in welchem just eine so große Oefnung gelassen ist, daß nur eine Fläche des Rades mit einem Gemählde dadurch gesehen werden kann. Zur Herumdrehung des Rades muß eine Winde da seyn. Diese also verborgene Maschiene stellet man nun an eine Wand, an deren obern Theile eine Rolle befestiget wird, wodurch man einen Strick laufen läßt, und woran ein an der Wand hängender Spiegel befestiget ist, der hinter den Kasten unvermerkt auf und abgewunden werden kann, damit man auf solche Art des Spiegels Lage durch aufziehen und niederlassen verändern könne. Wenn dieses alles eingerichtet worden, so bringt man erstlich durch die Schnur den Spiegel in einen solchen Stand, daß eine mitten in dem Zimmer stehende Person sich selbst darin erblicke. Dann sucht man die Augen der Person wieder vom Spiegel wegzulenken und senket unterdessen den Spiegel am obern Theile so weit hernieder, daß die oben stehende Fläche des Rades im Spiegel wieder erscheine. Hierauf sagt man der Person, daß sie nochmals in den Spiegel sehen möge, da sie denn nicht mehr ihr Bildnis sondern ein anderes mit Verwunderung erblikt. — Man muß aber alles so stellen, daß außer dem Lichte, welches aus dem Fenster zuerst auf den Spiegel und von da durch die oberste Oefnung des Kastens hineinfällt, kein Licht mehr hinzukomme. Diese Erscheinung wird noch seltsamer werden, wenn man anstatt eines gemahlteu Gesichts, ein gleiches auf der Fläche des Rades erhaben vorstellte. Der Glaube und die Erwartung bewirken dann, daß der Forscher

das zu sehen und zu erkennen glaubt, was er zu sehen wünschte. — Auch kann dieses Kunststück dazu angewendet werden, jemanden einen abwesenden Freund sehen zu lassen.

Es ist wahr, daß ehedem Teufels- Geister oder Gespensterbannerei geübt wurde, welches besonders von katholischen Geistlichen geschah; und noch jetzt stehen ja die Capuciner bey einem großen Theil der Protestanten in dem Rufe, daß sie hierin vorzüglich geschickt seyn sollen.

Jene Gaukeleien geschahen mit lächerlichen Ceremonien, allerley Beschwörungen und Formeln, wodurch die Geister da, wo die Banner wollten, wie sie sagten, erscheinen müßten, in Säcke gesteckt und an andre Orte getragen oder gebannt und vermauert wurden, da sie denn, wie gesagt und auch geglaubt wurde, nie wieder sich durften sehen lassen. — Alles dieses aber war Betrug, Blendwerk, Prahlerey und Geldschneiderey; und wenn dergleichen noch jetzt geschähe, so müßte die Obrigkeit, so wie überall, wo schädlicher Aberglaube geübt wird, streng untersuchen und die Betrüger bestrafen.

Die künstliche Auferstehung der Todten oder die magische Geistervorladung.

Man lasse sich acht Tage vor dem Tage der Erscheinung den Geist oder die abwesende oder verstorbene Person nennen, und wie zufälliger Weise, den einzelnen Theilen nach beschreiben, welche jemand zu sehen oder zu sprechen wünscht. Leichen des Kirchhofs erscheinen meistentheils in gewöhnlichen Todtenkleidern, weiß, bleich, mit entstellten Gesichtszügen, also ohne alles unterscheidende im Gesicht. Eine vor kurzem verstorbene Person erfodert schon mehr Kunst im Treffen, verur=

Ta: I

mag: II Th:

der bestellte Kelch wigt 13 lot
das lot zu 1 f 30 X
macht 19 f 30 X
dir fasson 5 f ist 24 f 30 X

Der alte silberne wigt
3 lot 3 quint das lot zu
1 f 24 X das macht 5 f 15 X

24 f 30 X
5 f 15 X

dir ist 19 f 15 X

sacht aber auch einen wunderbaren Eindruk, und verwandelt den Glauben und Beifall in theilnehmendes Gefühl. Mehr als drei Zuschauer fallen dem Magus oder Zauberer lästig. Will man die Sache feierlicher machen, so gebe man den zur Todtenerscheinung ernannten Zuschauern im Ernste auf, sich dazu acht Tage lang durch Eingezogenheit, Entfernung von Gesellschaften und zerstreuenden Geschäften, durch eine in sich gekehrte öftere Zurükdenkung an sein Leben und an Todesgefahren, und durch bloßes Wassertrinken und sehr einfache mäßige Mahlzeiten vorzubereiten. Man meide alle rauschenden, und selbst die einsamen Freuden des Lebens, den Wein, die Liebe, die Leidenschaften. Man muß sich öfters die ernsthaftesten Aussichten jenseit des Grabes denken. Die Speisen werden auf Brod, dünnes Gemüse, wenig Fleisch; das Getränk auf Wasser gesezt, worunter man Essig mischt. Salpeter in Wasser hemmt das Blut in seinen Wallungen, und täglich muß ein kleines Bad die Fasern spannen. So verlebt man die Vorbereitungstage im engsten Zirkel, bis zur Mitternacht, wenn der Geist heraufgerufen werden soll. Der Zauberer besucht jeden der vorbereiteten Zuschauer denselben Abend in der Dämmerung, und erkundigt sich, ob er noch entschlossen sey, der Nachtfeierlichkei beizuwohnen. Trifft er ihn in der vorbeschriebenen Fassung und einer unruhigen Erwartung an, so ersucht man einen nach dem andern um die nähern Lebensumstände der verstorbenen Personen; und man zeichnet sich mit Hülfe der Aufmerksamkeit diejenigen Rollen des Verstorbenen vorzüglich aus, die den Erzähler am stärksten zu rühren scheinen. Diese Stellen läßt man ihn wiederholen, und die gereizte Einbildungskraft bis auf ihren höchsten Ton sich spannen. Man schreibt ihm zulezt ein mäßiges Mittagsessen vor, verbietet alles Abendessen auf heute, und warnt vor Wein und Gesellschaft, und nun sezt man die

Stunde zwölf der Mitternacht zur Zusammenkunft fest. Die Nacht sey ganz finster, kein Mond erhelle den Scenenvorhang, und Stürme, die um Thürme und in den Schornsteinen wild heulen, machen das beste Orchester mit dem Tenor der Nachteulen, der Hunde und dazwischen fliegender Fledermäuse aus. Nun führt man die lauschenden Zuschauer in das erste Zimmer, welches schwarz ausgeschlagen, mit Hirnschädeln und Knochen und allen Schrecken der Geisterwelt verziert, und durch eine Lampe von Weingeiste mit Salz, schwach erleuchtet ist. Die Anrede des Zauberers an die Anwesenden ist stockend furchtsam, aber voll von erschütternder Wohlredenheit, mit untermischten zauberischen Ausrufungen gewürzt. Noch reicht man jedem ein warmes Glas Punsch, welches die von der Diät kalten Lebensgeister plözlich regt. Der jedem angewiesene Siz hat einen Tisch mit einem Schedel neben sich, und der Zauberer hohlt eine Kohlpfanne, womit er das Zimmer stark durchräuchert. Gleich darauf führt man die Eingeweiheten in das Nebenzimmer, und plözlich fährt ein Kampferbliz den Zuschauern entgegen, und bedekt sie mit einem dicken betäubenden Nebel, und in der Mitte des Zimmers erscheint eine Kreislinie für die Geisterseher. Zwei auf dem Tische brennende Wachslichter, erlöschen mit einem Knall und auf einmal. Die dicke Finsterniß durchschaudert die Eingeweiheten; aber eine blaue und grüne Flamme lodert dagegen von der Tafel herauf, erschüttert die Seele, und der Geist erscheint mitten im Gemach. Er nähert sich langsam dem Kreise, und beantwortet traurig, abgebrochen und mit Aechzen die Fragen des Zauberers. Wer hier das Herz hätte, den Schatten mit einem Degen zu durchhauen, würde von einer unsichtbaren Gewalt stark zu Boden geworfen werden, indeß der Geist unter einem donnernden Getümmel verschwindet. Zur Vollkommenheit dieses Versuchs gehören drei Zimmer;

eins zur Vorbereitung, das andere zur würklichen Heraufrufung, und das dritte verstekt die Geräthschaften. Die Wände des ersten haben schwarze Papiertapeten, und Tisch und Stühle sind schwarz gebeizt oder angestrichen. Knochen liegen unter und Schädel auf den Tischen. Das zweite zur Geistererscheinung bestimmte Zimmer hat ebenfals schwarze Teppiche, und man hängt der Länge der Wände gemäß zwei mit schwarzem Papier bedeckte Hohlspiegel auf, von denen man sich in gerader Linie zehn Schritte entfernt, und zeichnet auf dem Boden einen Kreis für die eingeschloßnen Personen. Diesen Kreis bekleidet man mit einer schwarzen runden Fußtapete, deren untere Seite mit eisernen kleinen Drathkettchen der Länge und Breite nach benähet sind. Zur rechten Hand steht ein schwarzbedeckter Tisch mit Lichtern, und rückwärts gegen den Hohlspiegel befestiget man an der Wand die Zauberlaterne mit der Fallthüre über dem Glase zum Niederlassen und Erheben, Verfinstern oder Erhellen. Während der acht Tage Vorbereitungszeit läßt man den Geist oder die abwesende Person auf den Glasstreifen mit Farben und Spicköl nach der empfangenen Beschreibung ausmahlen, und zwar im flatternden Todtenkleide. Der ganze Umriß der gezeichneten Figur wird mit dicker schwarzer Oelfarbe überlasiert. Im dritten Zimmer befindet sich die Electrisirmaschine mit einer kleinen durch die Stubenthür geführten Kette, welche zehn Schritte vom Hohlspiegel entfernt, in der Mitte des Zimmers herabhängt. Man verbindet die Negativkette der elektrischen Maschiene mit dem Drathnetze der Kreistapete des Fußbodens. Vor der Erscheinung werden zwei Lichter auf den Tisch gestellt, das Zimmer stark durchräuchert, und das Spiel nimmt seinen Anfang. Zwei einander in gerader Linie gegenüber gestellte Hohlspiegel haben die Eigenschaft, die menschliche Stimme dergestalt zurükzuwerfen, daß

eine Person am Ende eines Saals diejenigen Worte deutlich hört, welche eine andre Person dem ersten Hohlspiegel ganz leise entgegenspricht. Wenn man noch eine Kohlpfanne in den Brennpunct des ersten Hohlspiegels stellt, so zündet derselbe eine Linie Schießpulver an, welches der Länge des Zimmers nach, gegen den Mittelpunct des andern Hohlspiegels gestreuet ist. — Auf Glas gemahlte Zeichnungen mahlen sich in einen sehr dicken Rauche wie an der Wand ab, vermittelst der Zauberlaterne, wenn man einige Lothe von Harz, Mastix, Borax, Weihrauch, gepulvert und dick genug aufwirft. Und daß der Erschütterungsstoß der Electricität, Menschen zu Boden werfen kann, ist bekannt. Man räuchert also das Zimmer mit dem eben gedachten Pulver, darunter ein wenig Aloeholz geschnitten wird, dergestalt, daß nach der Räucherung das ganze Zimmer mit einem dicken Reflectirnebel angefüllt wird. Wenn sich nun der Rauch in ein Gleichgewicht gesezt hat, so stellet man die Eingeweiheten in den Zauberkreis. Wenn einer den Geist berühren will, so drängt ihn der Magus wie von ohngefehr gegen die am Kreisende herabhängende Kette oder das Drath der Zimmerdecke, und sobald der Geisterwürger jene berührt, so würkt die negative Fußkette den electrischen Donner durch Uebergang ins Gleichgewicht, und dieser Stubendonner schlägt den einen, oder wenn sich mehrere berühren, alle zugleich zu Boden. Im Acte selbst zieht man unbemerkt die kleine Fallthüre der an der Wand verstekten Zauberlaterne auf, und weil sich das Lichtgemählde an der schwarzen Wand nicht mahlen kann, so wird der dichte Rauch unterdeß zu einer Art von Wand, und wirft dasselbe dem Auge zu, wie in einer Entfernung, und es steigt der Geist aus der Wolke, stehend oder schwebend, und wenn der Magus sacht mit dem Munde bläst, schwankend und im Fluge herauf. Der optische Betrug sichert sich dadurch, daß

das ledige Feld oder des Bildes äußrer Grund auf dem Glase mit dicken schwarzen Oelgrunde abgegrenzet wird, und also im Rauche nichts als die gemahlte Figur sichtbar gemacht werden kann. Es versteht sich, daß der helle Lichtkegel der Laterne den Zuschauern im Rücken seyn muß, damit sie nichts argwöhnen mögen. Wenn nun der abgeschiedene Geist drei Schritte weit im Rauch wallet, und alle ihre Blicke darauf heften, indem das Bild drei Schritte weit von magischen Zirkel wirbelt, und zwar in freier Luft, so entfernt man sich ganz leise; denn hier muß Todtenstille herrschen, und man erlaubt den Anwesenden ihren wohlseeligen Anverwandten wegen Familienangelegenheiten zu befragen, indeß, daß man zum andern Hohlspiegel zurükgeht, welcher am Ende des Zimmers ebenfalls mundhoch aufgestellet ist. Vor diesem Spiegel hört man alles, was die Familie heimlich spricht, und man giebt nun die Antwort ganz leise, die aber von den Fragenden dennoch gehört wird. Jeder glaubt, in den gebrochenen Worten den Geist zu hören. Wollen sie gar den Athem des Geistes warm fühlen, so legt man in den Brennpunct des ersten Hohlspiegels eine ziemliche Masse heisses, doch nicht rothglühendes Eisen damit es die Wärme im zweiten zurükwerfe. Die positive Kette hängt längs der Mitte des Geistes herab, daher die betäubende Erschütterung für den, der den Geist durchhauen wollte. Bei diesen und andern Zwischenakten, die die Kunst entlarven könnte, läßt man sogleich die Fallthüre der Laterne niederfallen, die in einem Wandloche fünf Fuß oder höher von der Erde absteht, und die erschütternde Erscheinung verschwindet mitten in der Verwirrung der Sinne. Die ins Zimmer hineingeleiteten Dräthe laufen da, wo sie durch die Thürzarge oder Mauer geführt werden, um die Electricität nicht zu zerstreuen, in gläsernen Röhren. In Rücksicht der Zauberlaterne selbst muß man vorher

ihren rechten Brennpunct durch den Zug der Bilderröhre erforschen, damit das Bild seine rechte Größe und Farbe in den Rauch werfen möge. Damit die Rauchverdichtung nicht gestört werde, so sind die Schlüssellöcher der Thüre verstopft, und sogar die Fenster mit schwarzem Tuch verdekt, um allen Wind und alle Zugluft im Zimmer durch sanften Athem und vollkommene Ruhe zu verhüten. Die Kerzen verlöschen von selbst, wenn man nur ein kurzes Tochtende darin läßt und den übrigen Tocht herauszieht, oder mit Knalle, wenn man ein Knallgläschen einsteckt. Die grüne und blaue Lichtflamme bringt eine Wachskerze mit einem dreifachen Tochte hervor, deren Mitte ausgehöhlt, und mit Salmiak und feingefeilten und zerriebenen Kupfer angefüllt ist, und von Schießpulverblitze sich entzündet. Der Zimmerbliz, welcher sich beim Eintritt der Zuschauer ins Erscheinungszimmer von selbst im ganzen Zimmer, doch ohne allen Schaden entzündet, wird durch Kampfer hervorgebracht, welchen man im starken Weingeiste in einem Porcellannapfe auf einer in der Ecke verstekten Kohlenpfanne vorher abrauchen läßt. Diese Kampferdämpfe entzünden sich am Lichte des eintretenden Zauberers auf einmal. Leuchtende Buchstaben und Todtenköpfe mit Phosphorus an der Eingangsthüre vergrößern das Erstaunen, so wie ein großer vierseitiger Rahmen, den man mit Papier überspannt, über welches man eine Walze herabrollen läßt, das Rauschen eines entfernten Gewitters nachahmt. Unter den Hirnschädeln des Vorzimmers befinden sich Todtenköpfe von graugelben Papier, worin etliche Blutigel oder Laubfrösche eingesperrt, und der Wärme nahe gebracht werden; denn diese Todtenköpfe bewegen sich nicht nur von selbst, sondern es tönt auch der Hirnschädel, weil er hohl ist, eine fürchterliche Stimme aus, indeß daß hie und da eine Fledermaus einem Lichte entgegen flattert. Durch

so etwas kann die heftigste Gemüthsbewegung erregt werden. Die Bewegung der Füße über der dräthernen Mine, und die Unruhe im Kreise darf einen nur den positiven Drath näher bringen, so wirft ihn das magische Erdbeben über den Haufen.

Nun zur Scene der **Auferstehung der Todten auf den Kirchhofe**, die weniger umständlich und dennoch auffallender ist, weil man hier die Geisterbeschwörung anzustellen, schon mehr berechtigt ist. Die feierliche Stille des öffentlichen Orts, und eine dicke Nacht begünstigen das magische Abendtheuer, und entfernen den Neugierigen. Man besuche also in einer düstern Nacht in Gesellschaft der Zuschauer einen Kirchhof, auf den sich ein finsteres Kirchengebäude befindet. Man zeichne den Kreis, schlage mit einem Stocke auf ein Grab, und es wird sogleich eine lange Flamme geschlängelt herauflodern. Einige weiße Gespenster, oder nur eine vorgeladene Seele erhebt sich über dem Grabe gegen die Mauer, und ein nochmaliger Schlag mit dem Zauberstabe auf die Erde erregt eine laufende Flamme, und die Schatten verschwinden. — Hier folgt die Auflösung. — Es wird dazu eine kleine Zauberlaterne erfodert, welche man bequem in der Rocktasche bey sich tragen kann, ein dazu bestimmtes Kleid, dessen Tasche mit Blech gefuttert ist, eine Oefnung im Unterfutter, die man nach Belieben öfnen und zuschließen kann, für das Objectivglas; Gespenstergestalten neben einander auf dem Glasschieber gemahlt, jede von der andern mit schwarzer Oehlfarbe getrennt. Dieser gläserne Streif mit den Leichenbildern, wird in einem zarten Rahmen von Blech eingefaßt, und in der Laterne an ihrem gewöhnlichen Ort eingelöthet, da er sonst beweglich ist und sich verschieben läßt. Man untersucht alsdenn den Brennpunkt der Maschiene um die Distanz zu wissen, in welcher sich das Schreckenbild in Lebens-

größe an der Wand zeigt. Wenn man einmal diesen Brennpunkt gefunden hat, so wird die Röhre eingelöthet, damit sich ihr Brennpunkt in der Tasche nicht verrücken lasse. Nun wird auch die Lampe in der Laterne befestigt, und mit Wachs vollgegossen. Ueber dem Tochte von gesponnenen Baumwollengarn, der in geschmolzenes Wachs getaucht worden, befestiget man ein kleines Blechrörchen, welches seitwärts mit wenig gepulverten Schwefel gefüllt und so phosphorisiret wird, wie man die Glasröhren zum leicht anzünden zu verfertigen pflegt. Wenn man dieses Rörchen mit den Fingern in der Tasche hin und her bewegt, so setzt der phosphorisirte Schwefel den Tocht in Flamme. An der Rükenseite der Laterne wird ein kleiner Blasebalg eingelöthet, dessen Rörchen bis mitten an den Tocht reicht, um mit einem Zuge die Lampe auszulöschen, wenn der Magus für gut findet, die Geister verschwinden zu lassen. Alle diese Theile der Laterne sind klein und nett bearbeitet, und man schreitet erst nach sichern Vorspielen damit zum Versuche der nächtlichen Feierlichkeit. Der Zauberstab ist ein ausgehölter Spazierstock, der inwendig mit Blech gefuttert ist, und hinterwärts eine Oefnung hat, die zu einer Ausfüllung mit dem bekannten so genannten Hexenmehl führt. Vorn befindet sich ein kleines Schwämmchen, das in Weingeist getaucht ist. Durch die Mitte des Schwämmchens geht ein phosphorisirter Tocht, welcher unten durch ein Rörchen gezogen werden kann. Der Tocht ist an einer Schnur fest, welche oben am Stocke als ein Stockband herabläuft. Mit diesen Anstalten wählt man sich ein dunkles Gemäuer. Man steckt, wenn es Zeit dazu ist, wie von ohngefähr die Hand in die Tasche, reibt das phosphorisirte Rörchen in der Laterne, wovon sich die Lampe entzündet. Man zieht mit Gewalt die Stockschnur, und der phosphorisirte Tocht entzündet das in Weingeist getränkte Schwämmchen. Schlägt

man nun mit dem Stock auf die Erde, so sinket das Hexenmehl in die Weingeistflamme, und die Zuschauer glauben, daß diese Flamme aus dem Grabe herauflodern. Zu gleicher Zeit erhebt man die Klappe des Kleidfutters, wendet die Tasche mit der verborgenen Laterne gegen die Wand, und das Gespenst mahlt sich an der Kirchhofmauer. Der Zaubrer kehrt sich um, die Schatten verschwinden, man setzt den Stock auf die Erde, und die Weingeistflamme erlischt aus Mangel der Luft von unten, die das enge Blechrörchen zuführt. Man steckt nun die Hand in die Tasche, und der kleine Blasebalg bläßt die Lampe und die Geschichte mit einem mahle aus.

Stekt man in einen Abendspatziergange, wenn das Wetter heiter ist, diese Laterne zu sich, und wählt man statt des Gespenstes, einen gemahlten Löwen, so scheint, sobald man eine dunkle Straße durchwandelt, ein großer Löwe zu folgen, oder voran zu gehen, wie man will. Es ist hiebey jedoch in aller Absicht Vorsicht nöthig, um nicht unzeitigen Auflauf oder Schreck zu verursachen.

Hexerei und Wahrsagerei.

Wenn die Kühe im Frühling zum erstenmal aus dem Stalle auf die Weide getrieben werden, so muß ein Holzbeil und Feuerstahl in eine blaue Schürze gewickelt, und stillschweigend inwendig vor die Thürschwelle des Stalls gelegt werden, damit sie darüber gehen; so können ihnen die Hexen nichts anhaben.

Abends vorher wenn sie das lezte Futter bekommen, muß man ihnen drei Häufchen Salz, so viel man mit den Fingern halten kann, stillschweigend zwischen die Hörner streuen, und rücklings wieder aus dem Stalle gehen; so haben böse Augen dem Vieh nichts an.

Wenn das Mädchen ungewaschen das Vieh milchet, so können Hexen machen, daß kein Rahm auf die Milch kommt.

Wird eine Kuh vor einem Hause vorbeigetrieben, worin eine Hexe ist, so muß der, welcher sie vorbeitreibt, dreimal vor dem Hause ausspucken; so kann die Hexe nichts daran haben.

In das Seihetuch, wodurch die Milch gelassen wird, müssen drei Kreuze genähet werden; so kann keine Hexe etwas daran haben, wenn sie es sieht.

Fällt der Koth einer Kuh vor ein Haus, worin eine Hexe ist, so darf man ihn ja nicht liegen lassen; denn bekäme ihn die Hexe, so könnte sie der Kuh alles anthun, und die ganze Milch weghexen.

Wenn die Milch oben auf dem Rahm blaue Flecken bekommt, woran böse Leute Schuld sind, so legt man zwey geborgte Knippmesser kreuzweis darüber, dann muß die Hexe davon ablassen.

Kann man einer Hexe mit einem Kinde nicht ausweichen, so muß man dreimal in Gedanken sagen: leck mich in — da kann sie dem Kinde nichts anhaben.

Wenn man einem Kinde in einen Beutelchen Salz Kümmel und Dill mit einem rothen Seidenfaden an den Hals hängt, so können ihm die Hexen nichts anhaben.

Wenn man inwendig vor die Hausthür einen Besen legt, so kann keine Hexe ins Haus.

Worunter Salz ist, daran hat keine Hexe etwas.

Wenn man behextes Geld hat, das beim Zählen immer weniger wird, und streuet Salz und Dill dazwischen, und legt ein Kreuz-Zweipfennigstück dabei, so bleibts richtig, und der Teufel kann nichts davon wegkriegen.

Wenn das älteste Kind im Hause das Kalb anbindet, so kann keine Hexe dazu.

Wenn

Wenn eine Kuh weiße Füße, und einen weißen Strich auf dem Rücken hat, so kann keine Hexe ihr schaden.

Hat ein Thier einen schwarzen Rachen, so können ihm böse Leute nichts anhaben, man kann es nicht bannen.

Hat man des Nachts Furcht vor einer Hexe, so kehre man den linken Schuh um.

Begegnet man Katzen, denen man nicht traut, so halte man den Daumen gegen sie.

Die Hexen holen kleine ungetaufte Kinder, und bringen an deren Statt andre (Wechselbälge) die nur 7 Jahr alt werden.

Krepirt ein Vieh, dessen Krankheit unbekannt bleibt, so sagt der Bauer: es hat einen Schuß von bösen Leuten erhalten.

In der Frankfurter Zeitung No. 173. den 29. October 1791. wird gemeldet, daß, als zu Debreczin, einer Stadt in Ungarn, von beinahe 30,000. Seelen, meist Calvinisten, Feuer ausgekommen, alle Einwohner desfalls die deutschen Cürassierschwadronen von Anspach beschuldigten, die daselbst in Besatzung lagen, aus keiner andern Ursache, als der eines allgemeinen Hasses, den die ächten Ungarn stets gegen diejenigen hegen, die keine Ungarischen Hosen tragen. Vergeblich bot der Regimentsobriste den Einwohnern alle Genugthuung an, wenn sie einen einzigen seiner Soldaten überweisen könnten, daß er Feuer angelegt habe. Drei Cürassierer fand man indeß meuchelmörderisch umgebracht, und der Obriste sahe sich genöthiget, mit seinen Schwadronen nach Großwardein abzuziehen. Bald nach Abmarsch derselben brach wieder Feuer aus, und man konnte also klar sehen, daß die Cürassierer daran nicht Schuld hatten. Allein die calvinistischen Einwohner, die, was sonst bei Reformirten nicht sehr gewöhnlich

ist, zu Debreczin mit der äussersten Intoleranz den gröbsten Aberglauben vereinigen, behaupteten nun, daß die Deutschen sich in Katzen und Hunde verwandeln könnten, und hieben und lähmten in der ersten tollen Wuth eine große Menge dieser unschuldigen Hausthiere, in der festen Ueberzeugung, daß sie hernach eben so viel Cürassiere ohne Beine und Ohren entdecken würden. —

Wie viele Betrüger- und Hexereien vormals im Schwange gegangen sind, und zum Theil noch ausgeübt werden, mag man aus dem Namenverzeichnisse derselben ersehen; als: **Nekromantie** d. i. Leichenbeschauung, um aus Zeichen des todten Körpers unbekannte oder zukünftige Dinge zu erfahren. **Püromantie** d. i. Wahrsagerei aus dem Feuer. **Aeromantie** d. i. Wetterkunde. **Hydromantie**, d. i. Wahrsagung aus Gewittern **Geomantie** d. i. Wahrsagung aus der Erde. **Chieromantie**, d. i. die Kunst, aus den Händen wahrsagen zu wollen. **Sciamantie**, d. i. Schattenwahrsagerei, nach welcher man, wie die Heiden glaubten, die Schatten der Verstorbenen beschwor, hervorzukommen, und künftige Dinge vorherzusagen, oder geschehene zu bestätigen.

Die Hexenprocesse nahmen zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts ihren Anfang. Pabst Innocenz der Achte legte dazu den Grund durch einen Befehl (Bulle) vom 5ten December 1484. darin er die Zaubereien unter die Ketzereien zählte, und zween Dominicaner als Inquisitoren befehligte, Deutschland davon zu reinigen. Sie hießen **Jacob Sprenger** und **Henricus Institoris**, und schrieben das Buch: der Hexenhammer (Malleus maleficarum) betitelt. — **Johann Wierus**, Leibarzt des Herzogs von Cleve, war der erste, der 1563. jenes unmenschliche Verfahren bestritt; ihm folgten andre, und in Deutschland war es **Thomasius**,

dem man über Aufklärung in diesem Gegenstande viel zu danken hat.

Unter die Ueberschrift der Hexerei kann gewissermaßen auch die vorgebliche Kunst, sich unsichtbar zu machen, gerechnet werden. — Im Jahr 1788. ereignete sich in Gallizien, vier Meilen von Lemberg, mit einigen pfälzischen Colonien, die ihrer Lüderlichkeit wegen den gehofften Vortheil bei der Landescultur nicht sahen, folgende Begebenheit. Verschiedene, namentlich angezeigte Männer hatten sich im Sommer des benannten Jahrs beredet, mit Weib und Kindern wieder heimlich fort, und zurük in das Reich zu gehen. Nur die Ausführung hatte Schwierigkeiten, die sie gern ohne viele Mühe auf die Seite schaffen wollten, und dazu schien ihnen nichts bequemer, als — Unsichtbarkeit. Diese wollten sie von einem lahmen russischen Bauer erkaufen, der in der Mitte des Mostyer-Waldes wohnte. Lorenz Gabels Sohn, Peter, einer von den Colonisten, war Dollmetscher, und erklärte, daß der russische Bauer nach empfangenem Geschenke, versprochen habe, sie mit Weib und Kind, Wagen und Pferden, drei Tage unsichtbar, und in dieser Zeit in das Reich zu bringen. Er gab ihnen zu dem Ende ein Fäßchen voll röthlichen Wassers, womit sie sich nackend unter gewissen Ceremonien waschen und dann unsichtbar werden sollten. Sie verlangten auch Geld, und bekamen Kräuter und Saamen, der sich jenseit der Grenze in Geld verwandeln würde. Die Probe mit dem Wasser schlug indeß fehl. Der Zauberer glaubte, sie müßten etwas versehen haben, und gab ihnen für ihr baares Geld — aufs neue Wasser: Sie machten es aber wieder nicht recht, blieben sichtbar und hatten weniger Geld, als vorher.

Kurz darauf sprachen einige auf dem Marktplatze zu Zolkiew von ihrem Vorhaben; und einer rief aus:

Alles könnte angehen, wenn nur das verfluchte Geld nicht mangelte! — Da trat ein Jude zu ihnen, der sie belauscht hatte, und bot seine Dienste an. Er brachte ein altes Weib, die Jendrzowa, welche die Männer zu sich nach Skwarzana, welche die Männer zu sich nach Skwarzawa bestellte, um ihnen dort durch übernatürliche Dinge Geld zu schaffen. Hiezu war eine gewisse Quantität Zucker, ungesalzene Butter, Brantewein, Tabac und Leinwand nöthig, die sie mitbringen mußten; in der Folge, da die Erwartung der Leute recht angespannt war, mußten sie auch Geld bringen; und so gieng Vieh und Getraide und Ackergeräthe darauf. Der kleine Peter Gabel war in Skwarzawa Dollmetscher, in Zolkiew war es der Jude, der nun nicht mehr zum Vorschein kam. Das Weib schritt nach Empfang des Verlangten bald zum Werk, und führte die Männer in den Wald, wo sie ohne weitere Umstände den Geist Mikita erscheinen ließ, der als Mensch König gewesen, und, weil er seinen Vater ermordet hatte, in diesen Wald gebannt war. Lorenz Gabel beschreibt seine Gestalt folgendermaßen: „Er ist von Natur wie ein Baum groß, und dick wie ein Faß: hat eine große Gosche und lange Zähne, die ihm zum Maul herausstehen; seine Augen sind groß und rund, wie Topfstürzen; er geht in deutscher Kleidung, über der er einen violetblauen Mantel trägt, und hat einen runden Hut auf dem Kopfe.“ König Mikita fragte mit Ungestüm: was sie haben wollten? Antwort: Geld! — Wie viel? — Jeder eine Million Ducaten! — Die sollt ihr haben; wollt ihr sonst noch was? — Wir mögten auch gerne unsichtbar, und mit dem Gelde in 24 Stunden in der Pfalz seyn! — Auch das soll geschehen, aber was gebt ihr mir dafür? — Nun mußte Peter, der so weit gedollmetschet hatte, fragen, was er verlange? Kaum hatte aber der Geist darauf geantwortet, so fieng Peter

zu nicht geringem Schrecken seiner Prinzipalen ein Zetergeschrei an, fiel seinem Vater zu Fuße, und bat um Gotteswillen, er mögte ihn nicht dem Satan geben. — Hieraus ergab sich denn, daß der Geist kein geringeres Opfer, als den kleinen Dollmetscher verlangt hatte. Gabel tröstete seinen Sohn, daß er ihn nicht um die halbe Welt zum Teufel geben würde, und so zerschlug sich für diesmal die Unterhandlung, daß Weib machte indeß Hoffnung, daß sich der Geist vielleicht mit einem andern Kinde begnügen würde, wenn sie ihn zum drittenmal rufen ließen; sie mögten nur Tabac, Brantwein und dergleichen mitbringen.

Zu einem zweiten Besuch bei dem Geiste wollte sich Peter erst nicht verstehen, und mußte mit Hunger dazu gezwungen werden. Die Männer hatten nach reifer Ueberlegung beschlossen, dem König Mikita zwei Waisen zu geben, die einer der Colonisten, Namens Magsamen, bei sich in der Kost hatte. Allein der Geist wollte bei der zweiten Erscheinung schlechterdings nichts fremdes, sondern ein Kind von dem eigenen Geblüte dieser Männer; und daher war wieder nichts ausgemacht. Nun entschloß sich Magsamen, das Kind herzugeben, womit seine Frau eben damals schwanger war; aber auch das nahm Mikita als eine ungebohrne Frucht nicht an. Also wollte endlich ein andrer, Namens Resch, seinen zwölfjährigen Sohn Adam mit der Bedingung liefern, daß ihn die andern deswegen nie einen Vorwurf machen sollten. Diese Verabredung ward geschlossen; aber nun hatte sich der Geist anders besonnen, und er erklärte nach einigen fruchtlosen Erscheinungen, daß er ihnen wegen andrer Geschäfte nicht länger Audienz geben könnte. Er könne nun kein Kind mehr brauchen, und müsse einen Mann aus ihren Mitteln haben. Darüber zerschlug sich denn aus triftigen Ursachen das ganze Geschäft; und die Colonisten er-

wählten einen ganz natürlichen Weg durchzugehen, auf dem sie aber ganz natürlich erwischt, zurückgebracht wurden, und in Untersuchung kamen.

Willst du bei einer verdächtigen Frauensperson gewiß werden, ob sie eine Hexe sey oder nicht, so nimm eine Hand voll Salz, und streue es auf die Schösse ihres Kamisols heimlich, so kann die Hexe nicht aus dem Hause kommen. — Manche alte Frauen sind dieser unangenehmen Probe so gewohnt, daß sie ganz mechanisch bisweilen auf den Rücken greifen, wenn sie in fremden Häusern sind, um das vermuthete Salz von ihren Kleidern abzuklopfen.

Man weiß, wie mannigfaltig die abergläubigen Mittel sind, deren sich der Thor bedient, um unbekannte Dinge, besonders den Thäter eines Diebstahls, zu entdecken. Hier folgt ein Vorfall, der statt unnützer Gaukeleien mit Erfolg gebraucht wurde. — Es wurde einst jemanden von einem seiner Bedienten ein silberner Becher entwendet. Sein Verdacht fiel gleich auf den jüngsten Bedienten. Ehe er ihn aber den Vorwurf machte, wollte er erst noch mehrern Grund zu dem Verdacht haben, und hiezu gebrauchte er folgendes Mittel. Er ließ alle seine Hausleute zusammenkommen, und erinnerte sie in der Güte an die Treue, die sie ihrem Herrn schuldig wären, und versicherte dabei, daß, wenn sich einer unter ihnen aus Unbedachtsamkeit an den Becher vergriffen hätte, und solchen insgeheim wieder zurückbrächte, sein Name verschwiegen bleiben, und kein Vorwurf weiter erfolgen sollte, und damit ließ er sie wieder von sich. Da sich aber nach einiger Zeit der Thäter nicht gemeldet hatte, so sezte er einen ganz berußten kupfernen Kessel umgekehrt in den Keller, ließ sein Gesinde wieder zusammenkommen, und erklärte ihnen, daß er, da sie seine Nachsicht gemisbraucht hätten, nunmehr, wiewol zu seinem größten Leidwesen, zur Zauberei seine

Zuflucht nehmen müsse, um denjenigen zu entdecken, welcher von ihnen den silbernen Becher entwandt habe. Dabei machte er ihnen allen zuförderst bekannt, daß sich unten im Keller neben der untersten Stufe, linker Hand ein beschworner Zauberkessel umgestürzt befände, welcher von aussen stark rußig sey. Jeder von ihnen sollte nun nach einander in den Keller gehen, und beide Hände über den Boden des Kessels wegstreichen, wobei er ihnen noch bedeutungsvoll empfahl, daß jeder, sobald er den Kessel bestrichen, seine Hände gleich in die Tasche stecken müsse, und bei Vermeidung eines großen Unglücks, solche weder selbst ansehen, noch einen andern ansehen lassen dürfe, auch sogleich wieder vor ihm erscheinen sollte. Von dem Ausgang dieser bedenklichen Sache sagte er ihnen auch schon zum Voraus, daß, wie er von dem weisen Manne vernommen, diejenigen, deren Hände dabei rein und unberußt blieben, unschuldig wären. Auf diesen Befehl gieng nun einer nach dem andern in den Keller. Die Unschuldigen fuhren unverzagt mit beiden Händen stark über den rußigen Kessel weg; der Schuldige aber gieng wegen der Gewissensbisse, um seine Hände am gewissesten rein zu behalten, neben dem Kessel vorbei, ohne ihn anzurühren. Als sie nun alle mit den Händen in der Tasche, wieder in des Herrn Zimmer zusammengekommen waren, so befahl er allen, ihre Hände vorzuzeigen. Darunter war also keiner, dem sie nicht berußt gewesen wären, als der Thäter; und diese Anzeige war nun dem Herrn genug, diesen für den Dieb zu erklären. Er drang also in ihn, und brachte es auch bald dahin, daß jener sein Verbrechen bekannte.

Bei den Hindus in Asien, ist, wenn man gewisse Leute wegen eines Diebstahls in Verdacht hat, unter andern auch die Reisprobe im Gebrauch. Die für verdächtig gehaltenen müssen nemlich, nachdem man sie

von einander getrennt hat, von einer vorher abgewogenen Quantität trocknen Reißes einen Theil kauen, und wenn dieses eine Zeitlang geschehen ist, dieß Gekäuete auf gewisse Blätter oder Baumrinden auswerfen. Derjenige, aus dessen Munde der Reiß trocken oder auch mit Blut beflekt herauskommt, wird für schuldig erklärt; die aber, bei denen dies nicht der Fall ist, werden freigesprochen. — Von dieser Verfahrungsart der Hindus hat vielleicht der unter einigen Seefahrern vorkommende Gebrauch seinen Ursprung, da man, um ähnliche Entdeckungen zu machen, ein gleiches thut. Der Capitain eines Schiffes vermißte einst bei angestellter Untersuchung aus seinem Gefäße einige Galonen Maderawein, den er zu seinem Gebrauche zu Hause aufgespart hatte. Da er überzeugt war, daß jemand von der Schiffsbesatzung diesen Wein nicht ohne Absicht abgezogen habe, so beschloß er, den Versuch zu machen, der, wie man ihm gesagt hatte, bei Entdeckung eines Diebstahls schon mehrmals so gute Dienste gethan haben sollte. Alle Matrosen mußten auf dem Verdeck erscheinen; und er machte ihnen seine Absicht, und was er davon erwarte, bekannt. Alsdann befahl er einem jeden, eine Portion trocknen Reißes zu nehmen, und denselben zu verschlucken. Nach einer gewissen Zeit untersuchte er den Mund eines jeden, und es fand sich, daß einer der Matrosen nicht im Stande gewesen war, den Reis hinunter zu schlucken. Da er in den Menschen drang, und ihn des Diebstahls beschuldigte, so gestand er auch bald sein Verbrechen. — Der Schuldige war sich nemlich seines Vergehens bewußt, und da er befürchtete, entdeckt zu werden, so erfüllte ihn dieses Bewußtseyn mit solchen schrekhaften Empfindungen, daß sein Mund trocken wurde, da sonst die Bewegung des Mundes während des Käuens des troknen Reises, häufigen Zufluß des Speichels erregt, und das Hinunterschlucken

befördert haben würde. Der Dieb, noch mehr über den unerwarteten Umstand, daß er seine Bemühungen, den Reis zu käuen, vergeblich sieht, in Unruhe und Angst gesezt, ward nun noch unfähiger, bis es ihm endlich gar völlig unmöglich war, seine Absicht zu erreichen.

Ein andrer theilte denen, unter welchen er den Dieb glaubte, Strohhalmen zu, die er vorher in gleicher Länge geschnitten hatte, versicherte aber, daß derjenige, welcher den längsten habe, für den Dieb, sollte gehalten werden. Alle verließen sich auf ihre Unschuld; nur der Thäter, durch sein böses Gewissen getrieben, verkürzte seinen Halm, um nicht etwa den längsten zu haben. Man erkannte ihn daran, und er gestand endlich beschämt, was er gethan hatte.

Wie natürlich die Dinge geschehen, die von sogenannten Hexenmeistern verrichtet werden, davon zeugt unter andern folgendes: „Wie es möglich zu machen, daß der erste mit der Angel gefangene Hecht eine vorher gezogene Karte im Leibe habe.“ — Der Hecht mag selbst erzählen, wie es ihm gegangen.

Lange hatte ich meine Herrschaft in den Gewässern geübt, als an einem unglücklichen Tage ein von mir gejagter Bars in ein aufgeworfenes Netz lief, und ich mich mit ihm hineinstürzte. Jener entschlüpfte durch eine Masche, und ich, indem ich meine Größe beklagte, wurde gefangen. Kaum hatte mich der Fischer ans Land gezogen, als ein Mann daher trat, der durch geheimnisvolle Gesichtszüge ausgezeichnet war. Er kaufte mich, und ich wurde nach seiner Wohnung getragen. Hier verschloß er sich, und ich sahe ihn eine Menge bunter Blätter auf den Tisch ausbreiten, davon er eins zusammenrollte und mit einem Faden umwickelte. Indem ergriff er mich, brach mir den Rachen auf, und ich wurde gezwungen, das zusammengerollte bunte Pa-

pier zu verschlucken. Indem ich mich schon für nichts geringeres hielt, als für einen Gesandten, der mit geheimen Aufträgen ins Wasserreich geschickt werden sollte, wurde der Eimer aufgenommen, und ich nach einem kleinen Weiher getragen, der rinsum mit Buschwerk eingefaßt war. Horch, ein nakter Kerl schleicht daher, und verstekt sich im Gebüsch; ich fühle mich von seiner rechten Hand ergriffen, als eine Reihe von Herren und Damen, von meinem Despoten angeführt, sich dem Ufer nahete. Die Stelle, die er ihnen zum Standort anwies, hatte den Mond hinter sich, der in breiten schwarzen Schatten das Gebüsch auf die Fläche des Teichs warf, so daß der Seehundmensch, der bis über die Brust im Wasser verborgen war, und in dessen Händen ich zitterte, nicht bemerkt werden konnte. Mein Auge sah den magischen Mann eine Menge solcher Blätter aus der Tasche ziehen, dergleichen ich eins im Leibe trug, diesem in allem gleich. Er mischte sie unter einander, und ließ einen Herrn — den ich vorher schon mit ihm reden gesehen — aus dem ganzen ihm vorgehaltenen Haufen eins ausziehen, das er sogleich der ganzen Gesellschaft zeigte, und dann an einem angezündeten Lichte vorsichtig verbrannte. Die Asche davon zerstreuete er in den Teich. Nach dieser Ceremonie gab der geheimnisvolle einer Dame die Angel, deren mit Widerhaken bewaffnetes Eisen sie in den Weiher warf. Sogleich entschlüpfte der Raubmensch mit mir unter das Wasser, und schwamm der Gegend zu, nach welcher der verrätherische Federkiel ihn hintrieb. Nicht lange, so hatte er den Haken gefunden, den er schmerzhaft in meinen Rachen schlug. Der Kiel sank bei meiner geringsten Bewegung; doch einen Augenblick, so lag ich aus meinem Elemente geschleudert zu den Füßen der Dame, die so gefühlvoll schien, und doch mit Gleichgültigkeit das Messer wetzen sah, das mir sehr bald den

Bauch aufschlitzte, und das bunte Ding aus meinen zerrissenen Gedärmen wühlte. Ein vereinigtes Beifallsgeschrei erhob sich zum Ausruf von Wundern. Man achtete nun nicht länger auf mich, und ich hatte kaum so viel Zeit, vor meinem schmerzhaften Ende der Nachwelt mein Schicksal zu klagen.

Es ist wohl nicht nöthig, auch solche Dinge zu beschreiben, die, ob sie gleich nur selten und von wenigen in Ausübung gebracht werden können, dennoch wegen des Wunderbaren, das damit verknüpft zu seyn scheint, einige Aufmerksamkeit verdienen: denn ihre Beschreibung hat immer den Nutzen, diejenigen, welche so gern in allem, was sie nicht sogleich begreifen können, Wunder finden, bei allen dergleichen Erscheinungen mistrauischer zu machen. Oft ist das, was das meiste Staunen erregt, das Werk eines verborgenen Zwirnfadens. Der Abergläubige läßt sich so gern blenden, und dankt noch obendrein dafür, daß man ihn blind machte.

Im Jahr 1788 saß in Halle an der Saale, wieder eine weise Frau auf dem Zuchthause, welches in der That der rechte Ort ist, wo solche Geister hingehören. — Eines dasigen Leinwebers hinterlaßne Frau, die nach einem 21 jährigen Wittwenstande wieder geheirathet, wünschte auch Kinder zu haben und zog nach andern abergläubischen Mitteln auch die Nageln, so hieß die weiße Frau, zu Rathe. Diese verkündigte ihr aus der Schale die baldige Erfüllung ihrer Wünsche, und lokte ihr so vieles Geld ab, daß sie ein Stückchen ihrer Sachen nach dem andern vertrödelte. Zulezt verwies sie die Frau an ihren Sohn, der ihr gewiß Hülfe schaffen sollte. Und dieser legte der Frau ein großes Pechflaster über den ganzen Leib und befahl, daß sie es unter vier Wochen nicht wieder abnehmen sollte. Allein es verursachte ihr schon in der ersten Nacht so heftige Schmerzen, daß sie nicht schlafen konnte, und durch ihr

Winseln auch ihren Mann aufwekte. Sie mußte ihm nun ihre Thorheit gestehen, und erhielt eine tüchtige Tracht Schläge von ihm dafür. Ihr Geschrei schallte durch die ganze Nachbarschaft, und die Frau wurde gerichtlich vernommen, dann den Händen des Wundarztes übergeben, und ihr Mann wollte nun nichts weiter von ihr wissen, weil sie bey ihrer Thorheit ihn alles vertrödelt hatte.

In einem Schreiben aus Nürnberg vom 2ten September 1788 lautet es folgendermaßen. Zu Geißmannshoff, einem kleinen Dorfe, bey Nürnberg, das nach Fürth eingepfarrt ist, befindet sich ein Landmann, Nahmens Fisch, welcher vorgiebt, die Leute **entzaubern** zu können. Daher ist er in der dasigen Gegend weit und breit in großem Ansehen, und alle, welche verzaubert zu seyn wähnen, nehmen zu ihm ihre Zuflucht. — Ein junger Mensch bat mich, daß ich seinen Vater, einen Wittwer und Handwerksmann von einigen und 60 Jahren besuchen möchte, weil er krank wäre und dabei glaubte, seine Krankheit sey die Folge und Würkung einer Verzauberung. Ich fragte ihn, seit wann er krank sey, worin seine Krankheit bestehe, und ob er nicht vielleicht eine natürliche Ursach derselben aufzufinden wüßte — und erfuhr, daß das Uebel eine Nervenkrankheit sey. Weiter fragte ich, ob sich sein Vater — da der dießjährige Sommer sehr heiß war — vielleicht schnell erkältet habe. Nun war auf einmal die Ursach der Krankheit, die **Verzauberung** entdeckt, indem mir der Sohn erzählte, daß sich sein Vater wegen der großen Sonnenhizze einsmals gebadet, und sich von derselbigen Zeit an über Unpäßlichkeit beklagt habe. Ich gieng hierauf zu dem Vater selbst, erkundigte mich nach seinem Gesundheitsumstand, und hörte ihn also reden: „Ich war sehr — sehr krank; wie gelähmt war mein ganzer Körper; auch hatte ich keine Neigung zum Essen; in allen Adern und Nerven war ein beständiges

Stechen. Mein gottloser Nachbar hat mich verzaubert; er hat auch meine Tochter verzaubert, daß sie sterben mußte. Er war mir Geld schuldig, und weil ich ihm verklagte, und die Schuld einforderte, so sucht er sich jetzt an mir und den Meinigen zu rächen. Bey meiner Tochter hat es ihm geglückt, aber bey mir soll es ihm nicht glücken. Gott hat mir einen Engel zugesendet, ja, ich sage es noch einmal, einen rechten Engel. Ich habe einen Arzt gebraucht, und er hat nicht helfen können; ich habe Arzeneien gebraucht, und sie haben nicht angeschlagen. Aber der Engel, der Fisch zu Geißmannshoff will mir helfen; ich verspüre schon Besserung. Er hat meinen Nahmen auf ein Blättchen Papier aufgeschrieben und Charaktere (d. h. allerhand bedeutende Zeichen, die hier freilich nichts bedeuteten) dazu gefügt, auch einige Haare von meinem Kopfe abgeschnitten, und mich versichert, daß ich bald und gewiß entzaubert werden würde." So ungefähr sprach der Mann; alle mögliche Vorstellungen, ihn von einer natürlichen Ursache der Krankheit zu überzeugen, waren bisher fruchtlos; eben so das Zureden, noch ferner den Arzt zu gebrauchen. Der Sohn war zugegen, und begleitete mich bis zur Hausthür. Hier erkundigte ich mich nach dem, was mir in seines Vaters Vortrag dunkel war, besonders aber wegen der Verzauberung seiner Schwester. Nach verschiedenen vorgelegten Fragen entdekte ich, oder glaube ich entdekt zu haben, daß die Ursach der Krankheit und des Todes seiner Schwester ein heftiger Schrecken über einen ungewöhnlich starken und plötzlichen Donnerschlag gewesen, dazu noch der Umstand kam, daß sie in einem solchen Alter sich befand, das für das weibliche Geschlecht ohnehin ein sehr kritischer und gefährlicher Zeitpunkt ist, da es nemlich in ein reiferes Alter tritt. Die Folge dieses heftigen Schrekkens war eine langsame Auszehrung; langsam

vertrokneten die Säfte; ihr Körper glich einem Geripe, nur mit einer bleichen Haut überzogen. — Von dem Entzauberer Fisch wurde mir unter andern auch dieß feine Kunststükchen erzählt: Eine reiche betagte Wittwe heirathete einen sehr jungen Mann. Dieser nahm jene seinem Wunsche nach nur auf ein Jahr; jene hingegen wünschte noch viele Jahre zu leben. Beider Wünschen, ob sie gleich einander ganz entgegen waren, Genüge zu leisten, entsprach der Entzauberer Fisch. Dem alten Weibe versicherte er insgeheim langes Leben; dem jungen Manne machte er Hoffnung zu einer baldigen Erlösung von seiner alten Frau. Weil nicht nur der junge Mann, sondern auch nahe Anverwandte durch den Todt der Alten eine reiche Erbschaft zu erwarten hatten, so versprach er auch den leztern, ihnen zu einer baldigen Erbschaftsaustheilung zu helfen. Einige Jahre lebte die Alte — zum Besten des Wundermanns; denn immer kam er zum Weibe — zum Manne — zu den Anverwandten, und immer gieng er mit gefülltem Beutel hinweg.

Wenn man bedenkt, wie argwöhnisch ein Mensch, der solchen Aberglauben ergeben ist, gegen seine Nachbarn und Bekannte bei jedem Uebel, das ihn trifft, werden muß; wenn man bedenkt, daß hieraus der unauslöschlichste Haß gegen ganz unschuldige Menschen nothwendig entstehen müsse, der denn alle brüderlichen christlichen Gesinnungen gegen einander unterdrückt, und endlich Nachstellungen und Mord erzeugt; so muß man nothwendig jene falsche Propheten, die das leichtgläubige Volk im Aberglauben erhalten und befestigen, um einen niederträchtigen Gewinn von der Einfalt zu ziehen, für die fürchterlichsten und gefährlichsten Feinde der häuslichen und bürgerlichen Glückseligkeit halten. Und da sie im Finstern schleichen, und ihnen durch Policeyverordnungen nicht genug beizukommen ist, so er-

hellet daraus ganz überzeugend, daß es Pflicht für einen jeden sey, vor diesem Gift zu warnen, und andere, bei denen es nöthig zu seyn scheint, bei Zeiten durch deutliche und eindringende Belehrung gegen alle Verführung zu sichern.

Was für närrische Meinungen in den Köpfen hausen, die nicht zum Selbstdenken angeführt werden! Ein Bauer kommt — dies geschah im Jahr 1788 — in Schweinfurth in die Apotheke, und verlangt eine Arznei, welche die Kraft habe, seine junge Frau, die ihm untreu sey, wieder treu zu machen; in der Meinung, daß in einer der vielen Büchsen auch wider seine Herzensnoth Hülfe seyn müsse. Der Apothekergesell hat seinen Spaß mit ihm, und giebt ihm ein unschädliches Pulver, welches er von einem Zuckerbäcker in etwas backen lassen, und seiner Frau zu essen geben sollte. Der Zuckerbäcker versteht den Spaß, und bäckt das Pulver für 30 Kreuzer in 6 Pfeffernüsse. Nun nöthigt der Bauer seiner Frau das Naschwerk auf, und weil sie solche Galanterien nicht von ihm gewohnt ist, geräth sie auf den Verdacht, es sey Gift in den Leckerbissen, und ihre Abneigung gegen einander wird größer als zuvor. Wie leicht hätte der irrige Glaube, daß der Apotheker auch Liebe und Treue in den Büchsen feil habe, schlimmere Folgen haben können, wenn der Mann in schlimmere Hände gerathen wäre.

In einem Eisenachischen Dorfe hielt sich zu Ende des Jahrs ein Haufen Zigeuner einen Tag lang auf, nachdem ihre Pässe in Eisenach erneuert worden waren. Diese Zigeuner schleppten nach ihrem eigenen Geständnis 22 Thaler aus diesem Dorfe fort — für Weissagungen, Häuser-Festmachen und andre dergleichen Betrügereien. Wenn man noch dazu nimmt, daß in eben demselben Dorfe um dieselbe Zeit bey einer Collecte für die Armen, denen dafür das betelnde Absingen vor den

Häusern untersagt ist, 1 Thlr 2 Gr. einkam; und wenn man bedenkt, daß selbst der unbedeutenste Aberglaube wenigstens dadurch, daß er mit vielem andern bedeutenden zusammenhängt, und dazu als zu seines gleichen geneigt macht, selbst bedeutend wird, so kann man wohl nicht mehr über Nutzen oder Schaden ungewiß seyn, oder die Meinung durchsetzen wollen, daß es doch auch unschädlichen oder gar nützlichen Aberglauben gebe.

Man duldet übrigens die Zigeuner in dem Dorfe, aus dem leidigen Grunde, weil, wie man zu sagen pflegt, sie das Nest rein halten, das soll heissen, weil sie nicht an dem Orte stehlen, wo sie sich dermalen aufhalten. Ziehen sie nun auf das benachbarte Dorf, und die Einwohner denken da eben so wenig nachbarlich gut, so sind doch die, welche vorher ihr Nest rein wähnten, den Näubereien dieser Horden ausgesetzt. Der Schade, welchen sie der menschlichen Gesellschaft zufügen, ist klar genug, und die Anhänglichkeit an sie so groß, daß man es nachmals öfters sogar bedauret, wenn man sie ihres ungestümen Anhaltens ungeachtet, hat gehen lassen, ohne von ihnen sein künftiges Geschick zu lernen.

Johann Christian Lumnitz aus Wolferschwenda im Fürstlich Schwarzburgsondershäusischen Amte Klingen verübte schon als Knabe mancherley schlechte Handlungen, ließ sich durch die Strafen seines Schullehrers nicht davon abhalten, und kam mit den Jahren immer weiter in Ausübung boshafter Dinge. Endlich gerieth er im Hannöverschen wegen begangener Räuberei in die Hände der Gerechtigkeit, und ward auf einige Jahre zum Karren in Hameln verurtheilt. Als er wieder loskam, begab er sich in seinen Geburtsort, und lieferte kurz darauf ein Schwarzburg-Sonderhäusisches Landskind in die Hände preußischer Werber. Dieses kam durch die Gastwirthin in Wolferschwenda heraus, und er wurde dafür mit zweyjähriger Zuchthausstrafe belegt. Als er

auch

auch hier wieder loskam, und einige Zeit an seinem Geburtsorte gelebt hatte, ließ er sich endlich ein Attestat von der Sondershäusischen Regierung geben, um zu seinem Bruder nach Schlesien zu reisen. Kaum war er etwa acht Tage fort, so wurde die Gastwirthin in Wolferschwenda, welche als Wittwe in ihrem eigenen Gasthofe allein lebte, ermordet im Keller gefunden. Weil nun Lumnitz mehrmals gegen verschiedene Personen sich hatte verlauten lassen: er werde es der Gastwirthin schon gedenken, und weil ein benachbarter Pachter drei Tage vor geschehener Ermordung diesen Lumnitz bei später Abendzeit in der Flur herumschleichen und ihn aus dem Wege gehen gesehen hatte, so fiel der erste Verdacht auf denselben. Es wurden also Steckbriefe vom Amte Klingen nach Schlesien nachgeschickt, und als er zu seinem Bruder kam, hatte dieser schon Tags vorher von dortiger Regierung Befehl erhalten, seine Ankunft sogleich anzuzeigen: und so wurde er schon nach drei Stunden wieder sein Vermuthen in Verhaft genommen und nach Klingen ausgeliefert. Fast ein Jahr lang hatte er, in starke Fesseln geschmiedet, hingebracht, als das lezte Urtheil ihm das Schwerdt zuerkannte, und Hr. Pastor Rudorf, als Prediger in Klingen, den Auftrag erhielt, ihn zum Tode vorzubereiten. In diesen Vorbereitungsstunden äusserte der Mörder viel biblische Belesenheit, und suchte Anfangs seine That mit Cains und Mosis Beyspielen zu entschuldigen, wenigstens daraus zu beweisen, daß die Todesstrafe für solch ein Verbrechen zu hart seyn müßte. Uebrigens gestand er ein, daß er, um sich von allem Verdacht frei zu machen, vor der That erst nach Leipzig gereißt sey, dann sich wieder zurückbegeben, und zwei Tage heimlich in einem wüsten Hause ohne Speise aufgehalten habe, also mit völliger Ueberlegung und Freiheit dabei zu Werke gegangen sey. Am dritten Tage Abends, als es schon finster

gewesen, habe er an den Gasthof geklopft, mit verstellter Stimme Bier und Brantewein gefodert, und als die Wirthin aufgemacht und nach dem Keller gegangen, sie mit einem verborgen gehaltenen Knittel auf den Kopf geschlagen, sie die Treppe hinunter gestürzt, mit einem kurzen Gewehr in den Nacken geschossen, und ihr endlich mit einem ausdrücklich dazu gekauften Messer die Kehle abgeschnitten. Auf die ihm gemachten Vorstellungen über die Strafbarkeit dieser Greuelthat, ergab er sich in sein Schiksal, und in den letzten Vorbereitungsstunden äusserte er auch einmal gegen den Hr. Pastor Rudorf; „er hätte wohl entkommen können, wenn er „gewollt hätte; aber es sey ihm einmal ein solches Schick„sal bestimmt, daß er unter Scharfrichters Händen ster„ben müsse; dieses allein habe ihn bewogen, da zu blei„ben.“ Der Pastor Rudorf bezeigte seine Verwunderung darüber, wie er, in solche Fesseln geschmiedet, hätte loskommen wollen. Darauf bat ihn Lumniz, den Hr. Amtmann Niebecker rufen zu lassen, ließ in dessen Gegenwart sich die Fesseln anlegen, nahm einen hinter sich versteckten krumgebogenen Nagel, und öfnete damit ein Schloß nach dem andern, so daß er bald frei vor ihnen stand. Er versicherte auch, daß er diese Fesseln nicht länger als acht Tage getragen, alsdann sie alle Nächte abgelegt habe. A. Niebecker erstaunt und fragt, wie er denn aber zur eisernen Thür hätte hinauskommen wollen? Darauf zeigte ihn Lumniz, daß er ohne viele Mühe durch das Ofenloch hätte entwischen können. Von der Wache versicherte er, daß sie beim Gerichtsdiener gelegen und geschlafen habe. Auf die darüber bezeigte Verwunderung antwortete er: ich mußte doch einmal mein leben am Galgen enden, und erzählte darauf, als er vom Prediger gefragt wurde, aus welchen Gründen er dieß behauptete, folgende Geschichte: „In Hameln mußte ich in der Karre gehen. Da sagte mir einmal ein Sol-

dat, der die Wache hatte: höre Lumniß, du hast ein fatales Gesicht, zeige mir doch einmal deine Hand! Ich habe studirt, und will dir gleich sagen, was für eines Todes du sterben mußt! — Ich zeigte ihn dieselbe, und er sagte mir: du kommst an den Galgen, darauf kannst du dich sicher verlassen. Indessen hüte dich vor den Soldaten! denn wenn du unter diese kommst, so wirst du noch früher, als sonst, gehangen.“ Diese Vorhersagung gab er als die Ursach an, warum er nicht hätte entspringen mögen, so wie sie auch der Bewegungsgrund zu seinen nachher verübten Bosheiten gewesen wäre, weil der Gedanke, daß er doch hängen müsse wenn er sich auch bessern wolle, sein Gemüth wild und ganz verzweifelt gemacht habe. Am Dienstage vor Pfingsten 1788 wurde ihm der Kopf abgeschlagen, und jedermann bewunderte die ungewöhnliche Standhaftigkeit, und äußerlich scheinbare Beruhigung, die er bey seiner Hinrichtung bewies; indem ihm nicht einmal, wie sonst gewöhnlich, auf dem Richtplatze die Augen verbunden wurden, und der Scharfrichter das entblößte Schwerdt nicht verborgen hielt, sondern damit in der Hand vor ihm stand, während daß man ihm den Rock hinten aufschnitt, und auf den Stuhl band. Allen diesen Zubereitungen mußte er zusehen, und blieb immer standhaft dabei. Er wurde aufs Rad gelegt, und predigt von Klingenschen Hofgericht allen Obrigkeiten die Lehre herab: daß sie das Rachschwerdt der Gerechtigkeit in Zukunft immer seltner zu zücken, immer weniger Menschenblut zu vergiessen haben werden, je ernstlichere Anstalten sie treffen, durch bessern Unterricht des Volks in Schulen und Kirchen, den Aberglauben auszurotten, und die Rohheit der Sitten zu mildern. Mögte das Krächzen der Raben, die am Hochgerichte das Fleisch unserer justificirten Brüder fressen, die Schreier wider die Aufklärung der Vernunft übereinstimmen,

und mögte der gräuliche Anblick in der Luft verfaulender Christen, alle die dazu mitwirken können, überzeugen, daß noch große Verbesserungen im Unterricht, und der öffentlichen Uebung des Christenthums zu machen sind, ehe dieses Geschenk des Himmels seinen ganzen Seegen über die Menschheit verbreiten kann.

In einem Schreiben vom 10 Jan. 1789 wird aus Pforzheim über einen Hexenbetrug folgendes geschrieben: Vor ohngefähr 30 Jahren gab ein erwachsenes Weibsbild in W..., Tochter eines armen Flötzers, Nahmens Bienerin vor, von einer Wollenspinnerin durch ein Stück Kuchen behext worden zu seyn. Sie bekam Verzuckungen, bäumte und krümmte sich, machte durch Seife einen künstlichen Schaum vor ihrem Munde, brach Stückchen von Schuhnägeln, von Nadeln, von Glas, von Schuhmacher Ahlspitzen u. dgl. aus, und das leichtgläubige abergläubische Volk lief haufenweis zu, die Hexerei zu sehen. Selbst der damalige Special-Superintendent, ein alter Mann, der nach dem Vorurtheil jener Zeit dergleichen Würkungen des Teufels noch für möglich hielt, ließ sich hintergehen und besuchte sie ¾ Jahre lang täglich (so lange währte das Gaukelspiel) betete mit ihr, tröstete sie, sammlete Allmosen für sie. Ihr Vater zog im Lande umher und bettelte für seine verhexte Tochter mit vielem Glück. Ein Schuhmacher kam auch täglich zu ihr, um ihr vorzubeten, und dieser half ihr Nägel, Glas rc. zuschieben, welches sie unter der Zunge verbarg, und dann von sich brach. Die Regierung gab endlich Befehl, die Sache genau zu untersuchen, und die Besessene wurde deswegen ins hiesige Waisenhaus gebracht. Allein, so lange ihre Mutter um sie war, unter dem Vorwande, ihre Tochter zu pflegen, konnte man der Betrügerei nicht auf die Spur kommen. Endlich legte man die Behexte in ein besonderes Zimmer, und gab ihr zur Gesellschaft ein blindes Mädchen. Die-

se hörte, daß jene, die sich stellte, als könne sie nicht gehen, bei Nacht aufstund, und irgendwo verborgene Nüsse hohlte, vermuthlich um damit ihren Betrug fortzuspielen. Die blinde zeigte dieses an, man examinirte sie nun scharf, und sie bekannte den Betrug, und war geheilet. Mutter und Tochter kamen nun auf eine Zeitlang ins Zuchthaus, worin erstere, aus Verdruß über die Entdeckung, den Versuch machte, sich den Hals abzuschneiden, aber daran verhindert wurde. Die Hauptperson des Spiels aber nährte sich nachher ehrlich durch Tagelöhnen.

Den Freunden und Vertheidigern des Satzes, daß Dummheit, Irrthum und Aberglaube doch nützlich sey, und daß man dieses Unkraut ja nicht gänzlich vertilgen müsse, könnte folgende Geschichte leicht zur Stütze dienen. Auf dem königlichen Amte Horenburg im Fürstenthum Halberstadt, diente von Michaelis des Jahrs 1788. ein Knabe, der sich verführen, oder aus eigenem bösen Triebe gelüsten ließ, einen silbernen Eßlöffel aus der Küche zu stehlen. Der Löffel wurde vermißt, und man zweifelte nicht, daß ihn ein Hausdieb entwendet habe. Die beiden Hofmeister (Aufseher über die Wirthschaft) machten einen Anschlag, den Dieb zu entdecken, welcher ihnen auch gelang. Der eine sagte in der Gesindestube zu dem andern in Beiseyn des Gesindes: sein Herr habe ihm befohlen, morgen einen Halbmeister oder Scharfrichter von einem benachbarten Orte zu hohlen, der dem Diebe die Augen ausschlagen sollte. Der andre bat jenen sehr herzlich: er mögte solches doch nicht thun, er habe die erschreklichsten Exempel erlebt, daß jener Halbmeister es durch seine Kraft gemacht habe, daß dem Diebe augenblicklich die Augen aus dem Kopfe gequollen und auf die Erde gefallen wären. Aber jener beharrte darauf, er wolle ihn hohlen; er habe Befehl dazu, und der Dieb müsse entdeckt werden. Dem Dienst-

jungen pochte das Herz, da er dies hörte, und er schlich sich aus der Stube. Den andern Morgen war er entlaufen. Man spähete ihm nach, und er wurde auf einem benachbarten Amtshofe entdeckt, wo er sich vermiethet hatte. Er gestand nun, daß er den Löffel gestohlen, ihn für 12 Groschen verkauft, und aus Furcht, seine Augen zu verliehren, entflohen sey. Er wurde darauf auf eben benanntes Amt geliefert, welches ein gewiß musterhaftes Urtheil über ihn und seine Gehülfen fällte. Er selbst wurde in Rücksicht seiner Jugend und Einfalt, nur mit 14 tägigen Gefängnis bei Wasser und Brodt bestraft. Eine Weibsperson, welche ihn zum Diebstahl verleitet hatte, da sie ihn vielmehr, als eine Bedientin der Küche davon hätte abhalten sollen, mußte zwei Tage nacheinander am Schandphal stehen, und die Jüdin, welche dem Jungen den Löffel um 12 Groschen mit der Drohung, daß sie ihn angeben wolle, abgedrungen hatte, mußte den Werth des Gestohlenen, die Gerichtskosten und noch eine Geldstrafe bezahlen. — Der Aberglaube half also hier wirklich zur Entdeckung des Urhebers eines Diebstahls. — Man könnte aber doch fragen: ob es nicht noch besser gewesen wäre, wenn der Knabe richtige Begriffe vom Eigenthum, und Abscheu vor unrechtem Gut gehabt hätte? Dergleichen Würkungen, als hier abergläubische Furcht hervorbrachte, entstehen oft auch aus edlern Ursachen und Rührungen. So weiß man z. B. daß, als an einem Orte jemanden 200 Rthlr. gestohlen waren, und zu eben der Zeit von einer Schauspielergesellschaft das Stück aufgeführet wurde, welches überschrieben ist: die Räuber — das Gestohlne sofort wiedergebracht wurde.

Im October des Jahrs 1788. kam ein schlecht gekleideter Mann mit seiner Frau nach N. im Nassauischen, miethete sich in einem Bauerhause ein, und gab vor, er hätte von der Herrschaft die Erlaubnis, sich

nieder zu lassen und sein Geld zu verzehren, im welchem Ort er wolle. Seine Heimath gab er nie recht an, sondern sagte nur, daß er wegen verübter Wilddieberei habe flüchten müssen. Er gab sich jezt für einen Collecteur zu dem Wiesbader Lotto aus. Die Bauern, die zum Theil schon lange ihr sauer erworbenes Geld in dieses Lotto getragen hatten, brachten also ihr Geld diesem Manne, und erhielten auch dagegen ihre gewöhnlichen gedruckten Zettel, die dieser Betrüger, ich weiß nicht, woher? haben mogte. Zugleich gab er vor, am Lauf der Gestirne und überhaupt an der Gestalt des Himmels diejenigen Nummern zu errathen, die jedesmal aus dem Glücksrade gezogen würden. Aus diesen errathenen Nummern machte er dann kein Geheimnis, sondern sagte sie einem jeden, der sie wissen wollte; und die einfältigen Leute sezten desto stärker auf die Nummern; denn die Gestirne, glaubten sie, könnten ja nicht trügen, und bei einem so klugen Mann müsse sichs auf allen Fall mit Glück spielen lassen. Daß er ein Schelm sey, fiel wol keinem ein: der Mann war ja so offen, und gönnte, indem er seine Heimlichkeiten jedem so unverhohlen darlegte, andern ehrlichen Leuten doch auch etwas. — So führte er die armen Bauern am Narren- und Geduldseil herum, bis im December. In vollem Athem kam er eines Tages gelaufen, und machte ihnen weis: sie hätten — ich weiß nicht, wie viel tausend Gulden — gewonnen. In der Betäubung, worin die armen Leute durch die Nachricht geriethen, dachten sie gar nicht an die Möglichkeit eines Betruges. Die erste Würkung davon war nun, daß der eine Bauer (ein lediger Bursch) seinen neuen Sontagsanzug, den er sich erst angeschaft hatte, dem Glücksmann zur Belohnung schenkte: und sogleich wurde beschlossen, daß jeder der Gewinner sich ein neues Kleid und ein Paar große Steifstiefeln anschaffen sollte. Das Tuch zu den

Kleidern mußte ein Jude von Frankfurt hohlen, und die Stiefeln wurden angemessen. Sämtliche Gewinner fuhren in einer Miethchaise in die benachbarte Stadt W. Hier lebten sie einmal, ihrer Meinung nach, wie große Herren d. h. sie leerten so viel Weinbouteillen, bis beinahe keiner dem andern mehr kannte: und auf dem Rükwege wurde so viel Burgunder mitgenommen, als die Chaise tragen konnte. Diese Zeche bezahlte der Schulheis des Orts einstweilen aus seinem Beutel. Einige Tage hernach fuhren sie sämtlich nochmals nach W. um sich die gewonnene Summe auszahlen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit bekam der Betrüger noch über hundert Thaler an Einsaz für die künftige Ziehung von Bauern, die meistens dieses Geld erst entlehnen mußten. Sie kamen in W.. an, fiengen wieder an tapfer zu zechen, und im halben Rausch sagte der feine Spizbube: er habe die Einsazscheine, welche er immer in Verwahrung hatte, und ohne welche das Geld nicht ausbezahlt wird, mitzunehmen vergessen, und müßte also augenbliklich zurükfahren, und dieselben erst holen. Es war nur zwei kleine Stunden Weges: er fuhr also zurük, und ermahnte die Bauern, einstweilen tapfer zu zechen. Er kam zu N. an, sezte seine Frau in die Chaise, und beim Einsteigen brachte noch ein armer Bauer 50 Gulden, die er zum Einsaz in das Lotto geliehen hatte. Der saubre Vogel nahm sie, und nun gings rasch — nicht wieder nach W. sondern durch einen Umweg nach Cassel bei Mainz. Hier verlohr er sich mit seiner Frau, ohne daß es der Wirth oder der Postillon merkte. Da der lezte endlich sah, daß er betrogen war, fuhr er leer nach W.. Die im Wirthshaus zechenden Bauern sahen alle Augenblicke zum Fenster hinaus, ob der Glüksmann noch nicht zurückkäme; sie fragten endlich auf der Post nach dem Fuhrwerk, und — hier erfuhren sie die ganze Sache, und wie listig sie hintergangen waren.

Stumm und bestürzt standen sie da, sahen sich einander an, und wußten nicht, wie ihnen geschah. Sie mußten die beträchtliche Zeche samt der Chaise — nicht von ihrem Gewinst, sondern aus ihrem Beutel bezahlen, und — zu Fuß nach Hause zurückkehren. Nach ohngefähren Ueberschlag hat jener Betrüger bei 600 Gulden aus N. geschleppt: eine Summe, die in Ansehung der Dürftigkeit der Einwohner sehr beträchtlich ist, zumal da dieser Verlust nur eine kleine Anzahl Bauern betrifft. — Seht da die Bemühungen derer, die ohne Mühe reich werden wollen: und die Folgen des Glaubens an Betrüger, wenn sie sich nur übernatürlicher Kenntnisse rühmen.

An einem Orte, wo Messer, Schlösser und andere dergleichen Waaren verfertiget werden, ereignete sich 1789. ein Zufall, der sowol von dem noch immer herrschenden Aberglauben vieler Menschen, als auch von den noch öftern Betrügereien angeblicher Schwarzkünstler zeuget. Bekanntlich sind an solchen Fabrikorten Schleifmühlen, auf welchen Messer und Gabeln geschliffen werden. Die Schleifsteine dieser Mühlen werden von einem Kammrad, das mit dem Wasserrad wie in Mahlmühlen an einer und derselben Welle befestiget ist, herumgetrieben. Ueber diesen Schleifsteinen ist ein Sessel befestiget, auf welchem der Schleifer sizt, und sich mit der Klinge oder Gabel in der Hand herabwärts auf den Stein lehnet, wodurch seine Stärke zum Aufdrücken vermehrt, und das darauf gehaltene Eisen um so schneller und leichter abgeschliffen wird. Der Stein muß aber immer ruhig in seinem Kreise herumlaufen, und sich weder hin und her noch in die Höhe bewegen, so daß der Schleifer in einer ganz ruhigen Lage bleiben kann. In jener Schleifmühle trug sichs aber zu, daß der Stein, wenn das Gewerk angelassen war, sehr unruhig und ungleich herumlief, daß der Schleifer nicht

ohne Lebensgefahr darüber sitzen und arbeiten konnte. Die Sache wurde untersucht, bald dieses daran gebessert, bald jenes probiert; alles wollte nichts helfen. Man gieng auch zu einem Manne mit Namen S. . aus M. . im Eisenachischen, dessen Geschiklichkeit in Hexenprozessen rühmlichst bei allen Thoren bekannt ist. Da er nebst seinem Sohne ein Zimmermann ist, so war es leicht, den Verdacht, als wenn man zu ihm als einem Hexendoctor seine Zuflucht nähme, zu entfernen. Allein gewiß ist es, daß er nicht durch seine Geschiklichkeit als Handwerker, sondern durch Zetteigen, deren kräftige Würkungen in dasigen Gegenden bekannt sind, und die er unter das Rad und die Welle stekte, zu helfen suchte; jedoch bliebs beim Alten, und der Versuch war fruchtlos. Ehe ich die wahre Ursache erzähle, die kurz nachher entdekt und gehoben wurde, muß ich des dadurch veranlaßten sonderbaren Streichs gedenken. Das Gerücht von S. . Operation an der Schleifmühle hatte sich bald genug verbreitet, und die Einbildungskraft aller Leichtgläubigen war voll von dem wunderbaren Auftritt und der schreklichen Strafe, womit dieser weise Mann die Urheber der gegenwärtigen Zauberei belegen würde. Der Tag kam, und alt und jung, groß und klein eilte der schlimmen Witterung ungeachtet nach der Schleifmühle, um die Hexe, denn so hieß es, am hellen Tage vor der Schleifmühle tanzen zu sehen. Aber beschämt mußten sie freilich ihren Rückzug nehmen. Unter dem Pöbel fanden sich Leute mit ein, denen man bisher mehr gesunden Menschenverstand zutrauete, als man jezt gewahr wurde. — Es fand sich endlich, wie schon erwehnt ist, die wahre Ursach des unruhigen und unegalen Laufs des Schleifsteins. Die eine eiserne Welle, an die man gar nicht gedacht hatte, weil sie kurz zuvor neu gemacht worden war, hatte sich geworfen. Da also diese nicht in gleicher Richtung lief, sondern den

Stein in die Höhe hob, konnte der Schleifer nicht eher gehörig arbeiten, als bis diese wieder in guten Stand gesezt war.

In einem ansehnlichen nicht weit von Crossen in der Neumark belegenen Dorfe, hat 1789. der Aberglaube folgenden Spuk in den Köpfen angerichtet. Die Kühe des dortigen Predigers gaben seit geraumer Zeit, entweder wegen schlechten Futters oder andern Ursachen, die zwar klugen Hauswirthen, nicht aber hier bekannt waren — schlechte blaue Milch. Je blauer die Milch ward, destomehr verringerte sich auch überhaupt ihr Zufluß in den Eutern der Kühe. Die Frau Pastorin war hierüber nicht wenig verlegen, und hielt mit ihrem Eheherrn, dessen Glaube an den Einfluß des Satans in die göttliche Regierung der Welt ihr bekannt seyn mußte — im Beiseyn ihrer alten Magd, die dergleichen Abentheuer beim Viehe schon mehrmals erlebt hatte, hohen Rath. Nach langen Berathschlagungen fiel man einmüthig dem Gutachten der Viehmagd bei, die den Zufall für eine förmliche Behexung erklärte, und dahin entschied, daß man zur **Klugen** (so nennt man hier vorzugsweise die Weiber, die sich mit Zeichendeuten und Entzauberungen abgeben) schicken müsse. Die **Kluge** kam, und verordnete folgendes Hexenrecept. Es wurde der Stall mit häufiger Schlagung dreier Kreuze durchräuchert, beschworen, und mit Camillensäckchen ausstaffirt. Hierauf wurden Kräuter, die man am Johannistage von drei Kreuzwegen zusammengehohlt, mit Haaren von den Kühen untermischt in einem Kessel langsam abgekocht, und dies sollte den Zauberbann bewirken; d. h. die Hexe, die nun während des Kochens unausstehliche Pein und Marter empfinden müsse, nöthigen, zu erscheinen, und um Gnade zu bitten. Hiebei vergaß man nicht, den Hof wohl zu verwahren, und alle Thüren sorgsam zu verriegeln, damit nicht etwa die Hexe ihrer

Strafe und Entdeckung dadurch entgehe, wenn sie sich heimlich einschleiche, und etwas aus der Wohnung vom Besitzer mit sich nähme. Uebrigens lauerte man von innen sorgfältig, ob sich nun jemand zeigen würde. Unglücklicher Weise hatte eine Nachbarin des Predigers ein todtkrankes Kind, und kam jezt eben in ihrer Noth zu ihrem Seelsorger gelaufen, um sich etwas Weinessig zu erbitten. Allein dieser fuhr grimmig mit dem Kopfe zum Fenster heraus, und ließ sie, da er gewiß überzeugt war, sie sey die Hexe, die sich nur dieses Vorwandes bediene, ihres wehmüthigen Flehens und Bittens ohnerachtet, unbarmherzig vor der Hofthür stehen, bis sie mit thränenden Augen zu ihrem hülflosen Kinde zurückeilte. Da diese Sache nicht verschwiegen blieb, so soll kurz darauf auch die Frau des Krügers oder Schenkwirths im Dorfe, diesen Versuch bei ähnlicher Veranlassung nachgeahmt, und gleichfalls auf eine unschuldige Person einen tödtlichen Haß geworfen haben.

Einem bemittelten Bauer in einem chursächsischen Dorfe unweit Penig, welcher sein Haus ausbessern ließ, kam verschiedenemale Geld aus einer verschlossenen Kammer und Lade weg, ohne daß er einige an den Thüren verübte Gewalt wahrnahm. Er glaubte allen seinen Leuten trauen zu dürfen, und konnte nicht begreifen, wie das zugieng. Ein Zimmergesell, der bei ihm arbeitete, und mit dem er davon sprach, machte ihm den alten Aberglauben weiß, daß es Heckegeld gäbe, welches wieder zurückgienge, wo es hergekommen, und noch mehr Geld mitnähme. Er gab daher dem Bauer den Rath, einen Theil des Geldes mit † † † zu bezeichnen, so würde es gewiß bei ihm bleiben. Kurz darauf fand der Bauer, daß ihm wieder Geld fehle; aber alle mit Kreuzen bezeichneten Stücke waren noch da. Er hätte nun gewiß geglaubt, daß der Satan dabei mit im Spiel sey; wenn er nicht zugleich bemerkt hätte, daß

der Kasten diesmal mit Gewalt erbrochen war. Nun schöpfte er Argwohn gegen den Zimmermann; dieser wurde gefangen gesetzt, und bei der gerichtlichen Untersuchung kam es heraus, daß er das Heckegeld gestohlen hatte. Er hatte nemlich wahrgenommen, wo der Bauer seine Schlüssel hinzulegen pflegte, und sich derselben einigemal bedient, die Kammer und Lade zu öffnen, und 10, 20, 30 und mehr Thaler herauszunehmen. Das leztemal nach der Bezeichnung der Heckethaler mit † † † hatte der Bauer die Schlüssel anders wohin verborgen. Die Neigung zum Stehlen war aber durch die vorigen glücklichen Proben so stark bei ihm geworden, daß er ihr nicht mehr widerstehen konnte, und lieber den Kasten erbrach.

Im Monat März 1790 ereignete sich zu N. in Meissen an der Elbe eine Begebenheit, welche sowohl Abergläubischen überhaupt zur Warnung dienen, als auch besonders Ehemänner belehren kann, wodurch sie sich die verlohrene Liebe ihrer Weiber — nicht wieder erwerben können. Ein Müller daselbst lebte seit einiger Zeit in großer Uneinigkeit mit seiner Frau, welche einen so unversöhnlichen Haß auf ihn geworfen hatte, daß sie durchaus von ihm geschieden seyn wollte. Der Mann wollte es nicht gern so weit kommen lassen, wußte aber auch nicht, was er anfangen sollte, um sich wieder bei ihr in Gunst zu setzen. Endlich riß ihn ein herumreisender Wundermann aus seiner Verlegenheit, indem er ihm versprach, daß durch seine Hülfe die Frau nach wenig Tagen ihm wieder eben so geneigt werden sollte, als sie es am Hochzeittage gewesen war. Das gefiel dem Müller überaus wohl, und er brauchte daher die ihm vom Wundermann vorgeschlagenen Mittel mit der größten Genauigkeit. Er grub z. B. ein Bündel Kräuter und Wurzeln unter die Schwelle derjenigen Thür, durch welche die Frau am östersten gehen mußte, verbrannte eins seiner

Schnupftücher zu Pulver, und ließ dasselbe der Frau im Kaffee und in der Suppe genießen, u. dgl. alberne Dinge mehr. Den vom Wundermannne zur völligen Aussöhnung bestimmte Tag sah er mit der größten Sehnsucht entgegen. Er kam — die Frau blieb aber, wie sie zeither gewesen war: das war dem Mann unbegreiflich. Von der Wirksamkeit der gebrauchten Mittel fest überzeugt, hielt er den noch fortdaurenden Kaltsinn seiner Frau nur für noch übrig gebliebene weibliche Ziererei, und um sich auf diesen Tag, der sein andrer Hochzeittag seyn sollte, nicht umsonst gefreut zu haben, ergriff er nun ein nachdrückliches Hausmittel, das er eben bei der Hand hatte — die Müller-Elle. Mit dieser ertheilte er ihr eine so starke Portion Schläge, daß sie ohnmächtig zu Boden sank. Da man nun am Halse und an der Brust der Frau verschiedene Wunden bemerkte, die von einem Messer herzurühren schienen: so glaubte man, er habe sie mit einem Messer umbringen wollen, und nahm ihn deswegen in Verhaft. Allein nach genauer Untersuchung fand es sich, daß die Wunden nicht von einem Messer, sondern von der während des Schlagens zersprungenen Elle herrührten. Da man nun auch seine übrigen Aussagen gegründet fand, so erhielt er seine Freiheit wieder, nachdem er seine Thorheit mit einigen Wochen Gefängnis, und einer angemessenen Geldstrafe gebüßt hatte. Der Wundermann half ihn von diesem Unglück so wenig als vom ersten.

Im October 1790 kamen zu einem Dreiviertel-Höfler im Gerichte E. eine Manns- und Weibsperson, beide in Zigeunertracht. Das Weibsbild sprach beim Eintritte: Glück herein, Glück herein, und Unglück hinaus! Sie baten um die Nachtherberge, und der willige Hauswirth gestattete ihnen nun diese. Sie waren schon drei Tage da, als das Weibsbild unver-

muthet zu der Bäurin sagte: O meine Bäurin! du dauerst mich, dir ist es von bösen Leuten gethan worden, daß du in drei Wochen im Grabe liegst und niemand als ich, auch kein Geistlicher kann dir mehr helfen. Die Bäurin gestand ihr nun, daß ihr einen Tag gut, und den andern wieder übel sey, und ihr gar lieb wäre, wenn ihr geholfen werden könnte.

Nun, sagte das Weibsbild, so bringe mir einen weißen Zwirnfaden; in diesen mache neun Knöpfe so fest als du kannst, und jeden mache im Namen Jesu. Diesen Faden mußte die Bäurin in der Hand halten, und so beteten sie fünf Vater unser mit einander. Nach dem Gebete nahm das Weibsbild den Faden wieder heraus, zeigte ihr, daß kein Knopf mehr daran war, und sagte: Nun Bäurin kannst du sehen, daß ich dich für keinen Narren halte, und meine Sache richtig ist. Soll ich dir also helfen, so mußt du mir geben: eine Bettzüge, dein Taufzeug, einen Unterrock, ein Hemd, ein Zipfeltuch und ein Tischtuch, dann dein Geld, und 3 Hand voll Mist aus dem Stalle: denn mit diesen Sachen ist es dir gethan worden, und mit diesen allen muß ich um Mitternacht unter freien Himmel an dem Kreuzwege stehen, und die Hexe, welche dir es gethan hat, zwingen, daß sie dir nicht nur all Obiges, sondern auch das wieder bringt, um was sie dir bisher Schaden war; nicht nur du, sondern auch deine Kinder und Kindeskinder werden mirs danken. Morgen, um 9 Uhr Morgens wird die Hexe kommen, und von dir eine dreizakkigte Mistgabel (die du ihr aber nicht geben mußt) begehren, dich um Verzeihung bitten, und dir mehrere hundert Gulden bringen, daß dir und deinen Kindern auf ewig geholfen wird. Sie sagte es, brannte etwas, das wie gefaultes Holz aussah, und hielt es ihr unter die Nase, mit den Worten: Es riecht nicht gut, aber du mußt es doch anzünden; denn die bösen Leute können

es nicht riechen. Die Bäurin brachte ihr alles verlangte; dieses packte die Tausendkünstlerin ein, und wickelte auch den Mist besonders in einen alten Fetzen ein. Ehe diese Betrügerin fortgieng, sagte sie zu der Bäurin: Ich kann noch nicht gehen, denn dein Bauer erbarmt mich sehr, auch ihm ist es von bösen Leuten gethan worden. Auf eine ähnliche Art nun versprach sie, ihm zu helfen, daß er an sie denken werde (und das thut er auch wirklich) schwatzte ihm sein Geld, welches ohngefähr in 40 Fl. bestand, heraus und sagte: Um dein Geld darf dir nicht leid seyn, du bekömmst es (dieß sagte sie am Montage) am Mittwochen wieder, und wo das Geld ist, muß auch der Schlüssel seyn; sie legte den Schlüssel in den Kasten und schlug diesen zu. Endlich bat das Weibsbild die Bäurin dringend, sie solle den Mann den Kasten vor der Zeit nicht öffnen lassen; denn am Mittwochen springe dieser von selbst auf. Sie giengen fort. Dem Bauer war doch nicht allerdings gut zu Muthe, er sprengte nach einer Viertelstunde mit einer Axt den Kasten auf, und fand in einem Büschel Haar sein Geld — nicht wieder, wohl aber dafür einen großen schweren Stein.

Dieser Ausgang der Geschichte ist ein Beweis, wie weit noch eingewurzelte Vorurtheile und dummer Aberglaube führen. Weder der Pfarrer im Beichtstuhle noch der Richter in der Amtsstube würden es mit allmöglicher Beredsamkeit dahin gebracht haben. Eine Landstreicherin konnte es.

In Halle vermißte man im Jannuar 1791 ein Dienstmädchen von etwa 17 Jahren. Auf die öffentliche Nachfrage nach ihr brachte ein Soldat ihre Kleider, die er an der Saale gefunden hatte. Die Unglückliche hatte sich also wahrscheinlich in den Fluß gestürzt, und dazu hat sie nichts anders verleitet, als — Schwermuth aus Aberglauben. Eine ihrer vorigen Herrschaften hatte ihr den Kopf mit den ungereimtesten Meinungen angefüllt.

Unter

Unter andern ließ sie sich einst, mit dieser Herrschaft aus der Kaffetasse wahrsagen, und vernahm die Schreckenspost, sie würde vor ihren 19 Jahre im Wasser umkommen. Diesen Gedanken hieng sie noch, und verfiel darüber oft in tiefe Schwermuth. Ihre lezte Herrschaft suchte sie durch vernünftige Vorstellungen von ihrer Thorheit zu heilen: aber umsonst; sie hat die Lügenprophezeihung wahr gemacht. Die Prophetin wurde gerichtlich verfolgt, um ihr das gefährliche Handwerk zu legen. Der größte Verdacht war wider eine Frau, die schon vorher einer andern vermittelst der prophetischen Kaffeschale, eine gestohlene Uhr und silberne Schnallen wieder herbeischaffen wollte, und ihr für ihre vergebliche Mühe einen Ducaten durch Drohungen abgepreßt hat.

Zu S.. einem Marktflecken in Obersachsen trug sich am 28 Jul. 1791 folgende Begebenheit zu. Es kamen zwei wohlgekleidete Zigeunerinnen zu einer Einwohnerin dieses Orts, die ihr sagten: sie wäre von einer bösen Frau eingenommen (behext) worden, und könne nicht würdig zum heil. Abendmahl gehen. Die böse Frau habe ihr in der Walpurgisnacht Todtenwasser ins Haus gebracht. Ferner: sie habe Haare zum Fenster hinausgeworfen: diese wären um den Knochen eines armen Sünders gewickelt, und ihr in einem bösen Ey ins Haus gebracht worden, welches sie durch ein gutes Ey vertreiben müsse. — Die gute Witwe hohlte ein frisches Ey, wie es die Zigeunerin verlangt hatte, und trat es mit dem Fuße auf. Indem dieses geschah, zeigte gleich die schwarzgelbe Prophetin die Haare und den vorgeblichen Armen-Sünder-Knochen, welche beide Stücke im Eye gewesen seyn sollten, und nun auf einem Kreuzwege eingegraben werden müßten, welches sie besorgen wolle. Dieß alles aber war nur die halbe Hexencur. Jezt sagte die Zigeunerin zu der Frau: sie habe Geld im Hause, welches sie nebst einen Milchreb-

des (Milchtopfe) voll Asche und einer Hand voll Flachs herbeiholen müsse. Auch dieß geschah; und das gebrachte Geld, welches vielleicht das ganze Vermögen dieser Wittwe war, bestand aus 21 Stück Laubthaler, und einem Ducaten. Nun wirrte die Zigeunerin den Flachs unter einander, und wickelte dem Anscheine nach das Geld in denselben: steckte darauf den Flachs in die Asche, ließ ein Tuch um den Topf winden, ihn darauf in eine Lade (ein langer Kasten von Holz, wie ein großer Koffer) setzen, diese verschließen, und sich dem Schlüssel geben. Da nun dieß alles geschehen war, mußte die Behexte der Wahrsagerin zwei baumwollene Halstücher mitgeben, welche sie (die Kur geschah am Donnerstage) auf den Freitagabend wiederbringen wollte. Sie setzte noch hinzu: gegenwärtig verlange sie nichts für ihre Mühe: würde sie ihr aber morgen Abend geholfen haben, so müßte sie ihr dann ein Geschenk machen, und sie versprach ihr einen Thaler für ihre Bemühung, worauf die Zigeunerinnen davon giengen. Sehnlich erwartete nun die Getäuschte den Freitagabend. Er erschien, aber keine Zigeunerin fand sich ein. In banger Erwartung, ob sie hintergangen worden sey, oder ob sie noch kommen würden, harrte sie noch bis zum Sonnabend. Allein, da auch jetzt Niemand erschien, öffnete sie die Lade, fand den leeren Flachs in der Asche, und — sah sich um 21 Laubthaler und einen Ducaten betrogen. Sie zeigte gleich den Montag darauf die Sache im Amte an, so wie sie hier erzählt worden ist, und beschwur ihre Aussage. Das Amt brauchte die in diesem Fall gewöhnlichen Steckbriefe. — Auch dieses Beispiel zeigt, daß die Nacht des Aberglaubens noch lange nicht durch das Licht der Aufklärung verdrängt ist; und daß warlich noch viel daran fehlt, daß man glauben dürfte, die Menschen mögten zu klug werden: weches denn auch wohl nie statt haben wird.

Einem Manne in einem Lippischen Dorfe wird 1792 Leinewand gestohlen. Um den Thäter zu erforschen, geht er zu einem Teufelsbanner, und bittet diesen, dem Diebe ein Auge auszuschlagen, um ihn dadurch kenntlich zu machen. In der Nachbarschaft des Bestohlenen bekommt ein Mann beim Holzfällen Schaden an einem Auge. Anstatt nun so vernünftig zu seyn, bei einem vernünftigen Arzt sich Rath zu erholen, geht er zu einem Mädchen, welches sympathetischer Kuren wegen berühmt war. Von dieser will er durch Hülfe ihrer Kunst erfahren, ob sein Auge wieder zum Sehen tauglich werde, oder nicht. Auf ihr Geheiß muß er sich auf die Erde legen und starr in die Höhe sehen. Das Mädchen nimmt einen Teller von Zinn, worauf etwas Wasser, und hält diesen über das Auge des Patienten, der voller Erwartung ruhig auf der Erde liegt, und in die Höhe sieht. Glühendes Blei, das auf den Teller gegossen werden soll, und entweder alsdann in einen Klumpen bleibt, oder in mehreren Theilen sich absondert, soll Auskunft geben, ob der Mann wieder sehend werde, oder nicht. Bleibt das Bley in Klumpen: so ist der Mann zu heilen, zertheilt es sich; so ist der Mann unheilbar. Das Blei wird auf den Teller gegossen; zu wenig Wasser auf denselben verursacht, daß das Blei durch den Teller in das schadhafte Auge des Mannes fließt. Der Mann erträgt den Schmerz, läßt mit einem kupfernen Teller noch einmal den Versuch wiederhohlen, und erfährt nun endlich von der Künstlerin, was ihm jeder Zuschauer seiner Thorheit hätte sagen können, nemlich, daß er mit einem Auge blind werde. So glücklich er nun auch bei diesem Versuche noch war, da das Blei blos das schadhafte Auge traf, so schmerzlich muß es ihm dennoch seyn, daß er nicht allein durch Aberglauben das eine Auge ganz verlohr, was durch eine geschickte Behandlung vielleicht hätte können hergestellt werden,

sondern daß er nun auch in den Verdacht gerathen mußte, er sey der Leinewanddieb, und es sey vom Teufelsbanner das Auge ausgeschlagen.

„Astronomische Caballa, und andere Plane für „Liebhaber der Zahlenlotterie.

„Diese Caballa giebt niemals mehr als 5 Nummern, besteht in einer kleinen Rechnung, welche von „jedem Schulknaben leicht kann begriffen werden; in „der Linzer-Ziehung vom 31 Oct. 1792 gab diese Caballa alle 5 Zahlen, und fast alle auf den nehmlichen „Ruf, wie dieselbe gezogen worden, nemlich 57. 86. 76. „33. 39. Eben diese Caballa gab den 15 Sept in Linz, „den 11 Aug. in Wien, und so fort öfters einen ganzen Terno; ist samt der Erklärung zu haben im Seizerhof im dasigen Tabakgewölbe um 4 Fl. 30 Kr.“ — Diese Nachricht stand in der Wiener Hofzeitung No. 2 von 1793 neben einer andern von „16 Planen oder eben „soviel Methoden, um mittels Pyramid- und andern „Rechnungen die Nummern im Lottospiel zu errathen“ — welche auch 4 Fl. 30 Kr. kosten sollten. Man schreyt warlich zur Unzeit über allzuschnellen Fortgang der Aufklärung, indem man noch immer Beyspiele von häßlichem Aberglauben sieht, der wahrscheinlich noch lange über einen großen Theil der Menschen aus allen Ständen herrschen wird. Denn, ist der wohl aufgeklärt zu nennen, der sein Geld für solche grobe Windbeuteleien ausgiebt? und muß man aus dem Preise solcher losen Waare nicht schließen, daß der Verkäufer seine Kundleute nicht unter der ärmsten Classe der Einwohner sucht? Kann überhaupt eine Nation für aufgeklärt gehalten werden, unter der sich noch so viele Einsetzer zum Lottospiel finden, daß es bestehen kann? Betrüger, die so etwas, wie das oben angezeigte, zum Verkauf ausbieten, müssen bei denen, die sie bethören wollen, wenig Menschenverstand voraussetzen:

denn wenn sie im Stande sind, durch Berechnungen die Glücksnummern im Spiel, vorher auszufinden, warum bedienen sie sich des Mittels nicht selbst zum Reich werden? — Und daß es der leidigen Goldmacherkunst, welche schon so viele Reiche arm gemacht hat, da noch nicht an Liebhabern fehle, wo sinnlose Schriften, welche davon handeln, um hohe Preise angebracht werden können, ist wohl für ausgemacht anzunehmen: und nun lese man folgendes in demselben Stück obiger Zeitung. „Es ist ein Werk zu verkaufen in Commission, „welches den Nahmen hat, und den Titel des weisen „Herpentils. Dieses seltene und uralte Manuscript „wird aber nicht weniger als um 2000 Ducaten dem „Liebhaber gelassen, mit dem Beisatz, daß, wenn „ein Stück darin unrichtig ist, so wird es wieder um „den Preis angenommen, wie es verkauft worden ist. „Nebst andern uralten Manuscripten der Chymie und „Alchymie, wovon der Inhalt und Werth aus den Ca„talog zu ersehen ist."

In einem Schreiben aus Ulm 1793. heißt es: „Auch in unsrer Vaterstadt findet man leider! Beweise genug davon, daß der gesunde Menschenverstand noch keinen vollkommenen Sieg über den Aberglauben errungen hat: indem sich nicht nur alte Matronen, Frauen und Weiber, sondern sogar unsre jungen Frauenzimmer, Karten schlagen, aus dem Kaffeesaz prophezeihen, und Träume deuten lassen. Die kunstreichen Glieder dieser ehrvergeßnen Wahrsagerzunft sind, (einen einzigen hiesigen Handwerksmann ausgenommen, der mit Wahrsagungen und Prophezeihen Beutelschneiderei treibt) alte Vetteln, die abgefeimt in der Kunst zu betrügen, sich durch Schleichwege mit den Umständen derjenigen Personen genau bekannt zu machen wissen, die von ihnen belogen und betrogen seyn wollen, und die geübt in der Kunst zu lügen alsdenn nach diesen ein-

gezogenen Nachrichten ihre Deutungen und Erklärungen so einzuleiten wissen, daß die alberne Begierde des Vorhersehens und Zuvorwissens derjenigen Personen befriediget werde, die entweder von der Treue ihres Liebhabers, von einer baldigen Verheirathung, oder von einer bevorstehenden Besserung ihres Glüks und ihrer Vermögensumstände benachrichtiget seyn wollen. Die Folge einer angenehmen Ausdeutung ist gemeiniglich eine gute Bezahlung, und auf diese Art stiehlt diese Wahrsagerbande unsern unvorsichtigen Frauen und Mädchen das Geld aus der Tasche. In der Schwäbischen Chronik Stück 148 p. 300. kann eine Bekanntmachung nachgelesen werden, die das Oberamt der Stadt Calv im Wirtembergischen, zu ihrem Ruhm, und zur Schande einiger namentlich angeführter Bürger dieser Stadt, dem öffentlichen Druck übergeben hat. Diese Bürger haben sich von einem umherziehenden Betrüger mit einem für 150 Fl. erkauften Geldmännchen, welches so lange beweglich war, bis eine in der Maschiene eingeschloßne Aelster sich todt gezappelt hatte, hintergehen lassen. Der Betrüger konnte nicht bestraft werden, weil er entwischte, ehe der Betrug entdekt wurde: dagegen hat die weise Landesobrigkeit die schwachen Betrogenen mit Schanzarbeit bestraft. Unsere Frauen und Mädchen mögen aus diesem obrigkeitlichen Verfahren um so leichter den Schluß ziehen, und denselben recht wohl beherzigen: „daß das Zutrauen, was man solchen schlechten Leuten schenkt, nicht nur der Beweis eines schwachen Geistes ist, sondern auch allgemein schädliche und nachtheilige Folgen hat, um dieses Allgemeins willen öffentlich bestraft zu werden. — Mögten besonders junge Frauenzimmer, ihr Geld besser anwenden lernen, und dadurch den bösen Ruf von sich entfernen, daß troz den besten Gelegenheiten, ihre Aufklärung noch nicht hoch gestiegen sey.

In Diensten der Kaiserin — war ein kluger und geschikter Officier, der sich dadurch auszeichnete, daß er die geheimsten politischen Angelegenheiten einige Zeit vorher wußte, und ihm fast jedes Unternehmen glückte. Seinen Freunden und andern, die mit ihm umgingen, machte er weiß, sein Genius theile ihm solche Kenntnisse mit. Dieser Genius war eine kleine Puppe, die er beständig bei sich führte, und mit der er oft in Gegenwart vieler Menschen, eine weitläuftige Unterredung hielt, sie fragte, und auf jede Frage Antwort bekam. Bei jedem wichtigen Unternehmen wurde der Genius zu Rathe gezogen. Seinen Rath beobachtete man genau und selten ohne glücklichen Erfolg. Hiedurch hatte sich jener ein mächtiges Ansehn erworben, vorzüglich unter den Soldaten. Beim Angriff gegen die Feinde durfte er nur sagen, sein Genius verspräche Sieg; so folgte ihm muthig jeder, auch beim gefährlichsten Unternehmen. Seine Neider hatten ihn indeß als einen schlechten Mann, der sich durch unerlaubte Mittel Ansehen und Beifall zu erwerben suche, bei der Kaiserin verklagt. Diese ließ ihn zu sich rufen, bezeugte unter schmeichelhaften Ausdrücken ihre Zufriedenheit mit seinem bisherigen Verhalten, nur mögte er ins künftige seinen Genius abschaffen, weil es einem Officer unanständig wäre, durch solche Thorheiten die Leichtsinnigen zu täuschen. Der Officier versetzte lächelnd, sein Genius wäre nichts weniger als eine Thorheit. Er zog sogleich die Puppe aus der Tasche, und hielt mit ihr in Gegenwart der Kaiserin eine Unterredung. — Als er aber merkte, daß diese dadurch in große Verlegenheit gesetzt wurde, so entdeckte er, wie es mit dem Genius stände, nemlich daß er die Bauchsprache*) fertig redete, und jener Genius

*) Bauchsprache ist diejenige Kunst, vermöge welcher ein Mensch deutlich redet, ohne daß es jemand an ihm bemerkt. Er hohlt nemlich sehr stark Athem; und bildet dann unten im Halse die Töne, ohne den

nichts weiter als eine Puppe sey, die vermöge eines in ihr angebrachten Uhrwerks die Augen bewegen und den Mund öffnen und schließen könnte. Er habe sich ihrer blos bedient, um mehr Ansehen zu gewinnen, und seine Plane desto besser und glücklicher durchsetzen zu können. Dieser Mann hatte also als ein kluger Officier mehrere Umstände erwogen, und hieraus auf die Zukunft geschlossen, und dann seine Vermuthungen durch Hülfe des Genius andern mitgetheilt. Daß sie öfters richtig eintrafen, war Zufall, und zeugte von dem Scharfsinne jenes Mannes; könnte aber, wenn auch die Art seines Verfahrens unentdekt geblieben wäre, nie zum Beweise dienen, daß es Menschen geben sollte, welche die Begebenheiten der Zukunft sicher vorhersehen, und mit Gewißheit zu bestimmen im Stande wären.

Von den sogenannten Gottesurtheilen.

Es ist eine falsche Behauptung, wenn man die Erfindung derselben auf Rechnung der Geistlichkeit und der Mönche schreiben will; nur so viel ist wahr, daß sie von diesen politisch genug benuzt wurden, um Macht und Ansehen ihres Standes zu befestigen.

Mangel an gehöriger Kenntnis des Rechts und an bestimmten Gesetzen, um nach ihnen in zweifelhaften Rechtssachen die Wahrheit ans Licht zu bringen; Schwärmerei und Glaube an Wunder und übernatürliche Einwirkung der Gottheit, das waren die Ursachen, welche die Ordalien bei unsern Deutschen Vorfahren so

Mund zu öffnen. Wo er seine Nase hinhält, daher scheint der Ton zu kommen, und man bemerkt es nicht anders, als wenn man zwischen den redenden Gegenstand und dem Bauchredner tritt. Man findet sie übrigens selten, weil die Bauchsprache sehr schwer ist, viele Uebung erfordert und wenigen Nutzen hat.

wie bei andern Nationen veranlaßten, die mit ihnen eine gleiche Stufe der Cultur einnahmen.

Dahin gehört auch das **Kampfgericht.** Zweikampf entschied oft das Ende eines langwierigen Krieges und damit das Schiksal ganzer Nationen. Nachmals erhielt er noch mehr Heiligkeit, indem man ihn zu den Gottesurtheilen rechnete, und dadurch verwickelte Rechtshändel entscheiden ließ, weil es herrschende Idee des Zeitalters war, daß Gott dabei wirke, und sich stets für den Unschuldigen erkläre. Der Sieger gewann den Proceß; wenn der Ueberwundene nicht sogleich auf dem Platze blieb, so ward er oft der Sclave des Siegers, oft ins Gefängnis gesezt; oder mußte Gefahr laufen, entweder eine Hand, oder den Kopf zu verliehren. — Man konnte den Zweikampf selbst übernehmen, oder auch für sich seinen Mann stellen; doch war das lezte nicht einem jeden, sondern nur Personen über 60 Jahren, der Geißlichkeit und dem andern Geschlecht erlaubt. Indeß fehlt es nicht an Beispielen, daß auch Frauenzimmer den Zweikampf übernahmen, und daß er selbst den Bischöfen und Aebten bei Streitigkeiten über Kirchengüter geboten ward, für welche sonst der Schirmvogt des Klosters den Duell einzugehen pflegte. — Allerlei Ceremonien wurden gebraucht, den gerichtlichen Zweikampf so feierlich als möglich zu machen. Ehe er seinen Anfang nahm, ward Gottesdienst gehalten; man beichtete, empfing das Sakrament, und blieb in der Nacht vorher am Altar, oder auf den Gräbern der Heiligen. Oft ward der Kämpfer, besonders wenn er sich wegen Kirchengüter schlug, unter die Heiligen versezt. Die Kämpfer mußten vor dem Kampfe ihre Kleidung und Rüstung untersuchen lassen, und sich durch einen Eid verbinden, keiner Seegensformeln und keiner Bannsprüche sich zu bedienen. Im 11ten und 12ten Jahrhundert mußten sie sich

vorher rasiren lassen, weil man glaubte, daß in den Haaren Zauberei stecken könne. Schlug sich jemand für seinen Freund, so mußte er vorher einen Eid ablegen, daß er seine Parthei für unschuldig halte *).

Eine andre Art dieser Urtheile war die Feuerprobe. Die Unschuld sollte sich hiebei dadurch zeigen, daß man entweder unverlezt auf glühenden Kohlen ging, oder ohne Schaden ein glühendes Eisen in der Hand trug. Auch wurden, was besonders in England geschah, glühende Stangen Eisen hingestellt, wohindurch nun der Beklagte mit verbundenen Augen gehen mußte. War er so glücklich, den Weg zu finden, ohne sich zu verbrennen, so konnte niemand seine Unschuld weiter in Zweifel ziehen. Die Ritter mußten die bloße Hand in einen glühenden eisernen Handschuh stecken.

Die **Wasserproben** wurden entweder mit heissem oder kalten Wasser vorgenommen. Im ersten Falle hieß es die Probe des wallenden Kessels. Es wurde alsdann ein Stein, ein Ring, ein Stück Eisen in ein Gefäß mit siedendem Wasser geworfen, und der Beklagte mußte mit nacktem Arme das Hineingeworfene wieder herausholen. Geistliche waren zugegen, welche den Arm in ein Tuch hülleten und versiegelten. Nach einigen Stunden, zuweilen auch nach einigen Tagen ward das Tuch geöfnet, und der Beklagte für unschuldig gehalten, wenn der Arm unversehrt geblieben war.

Die **Wasserprobe**, (welche man aus den vorhergehenden Bänden des Buchs vom Aberglauben genugsam kennt) wurde nicht häufig, blos bei den unglüklichen Personen gebraucht, welche der Zauberei beschuldigt waren. Sie wurde ebenfalls durch die Reformation verdrängt.

*) Noch mancher andrer Gebrauch fand bei diesen und den übrigen Gottesurtheilen statt: Hier soll besonders nur das beigebracht werden, was auf Aberglauben Beziehung hat.

Bei der Kreuzprobe mußten Kläger und Beklagter ihren Arm, unter immerwährendem Messelesen, kreuzweis gelegt in die Luft hinausstrecken, und den, dem er zuerst sank, hielt man für schuldig: Bald aber mußte der Beklagte allein bis zu einer bestimmten Zeit mit ausgebreiteten Armen dastehen: ließ er die Arme während dieser Zeit sinken, so hatte er verlohren, hielt er aus, so glaubte man, daß seine Unschuld erwiesen sey. Auch diese Probe wurde selten ausgeübt, weil der Klerus sie für Entweihung des Kreuzes Christi ansah, und deswegen sehr dagegen eiferte.

Zu diesen Urtheilen gehörte denn auch das Bahrrecht und die Abendmalsprobe oder der geweihete Bissen. Das Bahrrecht bestand darin, daß man den, der eines Todschlags verdächtig war, zu dem todten Cörper des Erschlagenen führte, welcher nackt mit seinen blutenden Wunden auf einer Bahre lag. Die verdächtige Person mußte die Wunden, den Mund, und den Nabel des Erschlagenen berühren, und sich durch einen Eid von dem Verdachte reinigen. Fing nun während dieser Handlung das Blut des todten Körpers an zu gähren, so glaubte man, daß der Verdächtige dadurch seines Verbrechens sattsam überführt sey. Freilich war dieß wol äusserst selten der Fall; aber Gewissensangst und das ganze Benehmen der verdächtigen Person brachten oft den Thäter ans Licht. Der Mörder, welcher das moralische Gefühl, und sein Gewissen noch nicht ganz betäubt hatte, mußte bei dem Anblick des vor ihm liegenden mit Wunden bedeckten Leichnams leicht erschüttert, zum Geständnis seiner That bewogen, oder durch Furcht, Bläffe, Zittern und Stammeln verrathen werden. — Späterhin ließ man den Ermordeten in einem Sarge öffentlich ausstellen, durch den Scharfrichter in Gegenwart einiger obrigkeitlichen Per-

sonen den Fluch über den Mörder ausrufen, und diesen auffodern, seine schändliche That zu gestehen.

Auch die sogenannte Abendmahlsprobe mußte sehr oft die gewünschte Würkung haben, und dem nicht ganz verdorbenen Menschen das Geständnis seiner That ablocken, zumal wenn man in Anschlag bringt, wie heilig und ehrwürdig, aber auch wie wirksam und wunderthätig das Abendmal in jenen Zeiten gehalten wurde. Diese Probe wurde auf folgende Art angestellt: der verdächtigen Person ward die geweihete Hostie dargereicht, und in Gebeten die Gottheit aufgefodert, die Wahrheit ans Licht zu bringen und das Verbrechen zu entdecken. Die Hostie ward dem Verdächtigen unter den Aussprüchen der heftigsten Flüche und Verwünschungen gereicht, und ihn dabei versichert, daß diese gewiß in Erfüllung gehen würden, wofern er schuldig wäre und sein Verbrechen länger verheimlichen wolle.

Die biblischen Orakel waren unter den Ohngefährsurtheilen, welche von mannigfaltiger Art waren, die häufigsten. Es wurde zuvörderst gebeichtet, gefastet, und andere Ceremonien vorgenommen; denn schlug man die Bibel oder ein anderes religiöses Buch auf, und glaubte in der Stelle, worauf der Zeigefinger zuerst fiel, die Ankündigung des göttlichen Willens gefunden zu haben. Darnach entschied man nun seine Unternehmungen; daraus berechnete man den glüklichen oder unglücklichen Fortgang derselben.

So lächerlich auch dieses Orakel war, so muß man doch gestehen, daß das folgende, das sogenannte Urtheil des Kreuzes, jenes noch übertraf. Man nahm nehmlich zwei Stücken Holz, wovon das eine mit dem Zeichen des Kreuzes geweihet war, wickelte sie zusammen, und legte sie auf eine (vorgebliche) Reliquie vom Creuze Christi. Nun wurden einige Gebete oder Messen darüber gelesen, und ein Priester oder Chorknabe

ergriff mit verbundenen Augen eins dieser Hölzer. Traf er das mit dem Kreuze bezeichnete Stück, so erklärte man den Angeklagten für gerecht und unschuldig. — Keiner wurde übrigens zu einem Gottesurtheil gelassen, der nicht von einem Geistlichen dazu vorbereitet war. Geistliche segneten auch das Feuer und das Wasser ein, und hatten die Formeln verfasset, welche theils derjenige aussprach, an dem man die Probe vornahm. Diese Formeln enthielten die schreklichsten Auffoderungen an die göttliche Gerechtigkeit, sich durch Aufklärung der Wahrheit zu verherrlichen. Der Ort, wo die Probe vorgenommen wurde, war das innerste der Kirche und die Laien durften sich nur in einiger Entfernung davon halten. Viele Personen, welche ein solches Urtheil übernehmen sollten, traten vorher zurück; denn die vielen Feierlichkeiten, welche vorher veranstaltet wurden, bewogen wol manchen, sich als schuldig anzugeben.

Natürliche Auflösung der Sage von den Hexen-Reisen- und Tänzen auf den Brocken.*)

Der Glaube an eine solche wunderbare Fahrt ist ziemlich alt, und höchst warscheinlich um die Zeiten Carls des Großen entstanden. Ohngefähr tausend Jahr ists wohl her, daß Carl der Große regiert hat. Er war König der Franken und hatte einen großen Erobrungsgeist. Die Deutschen, besonders die Sachsen waren damals freie Völker, die sich keiner fremden Herrschaft unterwerfen wollten; und ihrer Religon nach waren sie Heiden, eben so eifrig für den Götzendienst als für ihre Freiheit. Carl wollte sie überwinden, zumal da

*) Aus Schummels wöchentlichen Unterhaltungen, 3ter Theil pag. 292.

sie öfters seine Grenzen beunruhigten, und als wilde Völker viele Grausamkeiten ausübten; aber nicht allein überwinden, sondern auch zum Christenthum wollte er sie bekehren. Diese beiden Ursachen: Erweiterung seines Reichs, und Eifer für die Ausbreitung der christlichen Religion, verwickelten ihn mit den Sachsen in einen Krieg, der über drei und dreißig Jahre dauerte, darin sie oft geschlagen, aber erst sehr spät ganz überwunden wurden. Nach jedem Siege Carls, und nach jedem Friedenschlus griffen sie immer wieder zu den Waffen; und nach jeder scheinbaren Annahme des Christenthums kehrten sie immer wieder zu ihren Götzendienst zurück. Dieß erbitterte endlich Carln so sehr, daß er nach damaligen sonderbaren Toleranz-Begriffen Gewalt brauchte, den, der sich nicht wollte taufen lassen, niederhauen ließ, und ein Gesetz gab: Wer sich weigern würde, die Taufe anzunehmen, oder sich unter den Christen versteckte, und sich stellte, als ob er sie angenommen hätte, der sollte mit dem Tode bestraft werden. Auch diejenigen, welche fortfahren würden, als Heiden zu leben, sollten eben so bestraft werden.

Die heidnischen Sachsen mußten der Gewalt weichen. Sie nahmen öffentlich die Taufe an; aber in ihren Herzen blieben sie Heiden, und wenn Carl mit seinem Heer wieder zurück gegangen war, so machten sie schon wieder Anstalt zu neuen Empörungen, und opferten ihren Götzen wieder in ihren Wäldern. Der König ließ endlich alle Altäre und Götzenbilder zerstören, und da sie nun in der Ebene gehindert wurden, ihre Feste zu feiern, zogen sie sich auf den Harz und die Gebürge, wo hin und wider noch Denkmäler ihres alten Götzendienstes vorhanden sind; wie man denn noch die Ueberbleibsel eines Altars in Goslar, von dem Götzen Grodo oder Kroto zeigt, welcher am Harz verehrt worden. Ja bis auf den Brocken (den höchsten Berg der Gegend)

stiegen sie, um dort in Sicherheit und Ruhe ihren Götzen zu opfern, und ihre Feste um die Altäre derselben mit Tanz und Gesang zu feiern.

Als Carl davon Nachricht erhielt, ließ er die Zugänge zu den Gebürgen und besonders zum Brocken mit Wachen besetzen; aber die für ihre väterliche Religion eifrig eingenommenen Heiden sannen auf List, dennoch ihre größern Feste zu feiern. Sie verkleideten sich in scheusliche Masken und Larven, und erschreckten des Nachts die Wachen, die bei den Anblick dieser gräßlichen Gestalten bald davon liefen, und so bahnten sich jene den Weg zum Brocken, wo sie um ihres Götzen Altar in Schmauß und Fröhlichkeit herumtanzten.

Warum aber dieß eben in der Nacht, die vor den ersten May vorgeht? — Davon mögte wohl dieß die Ursach seyn. Man erinnere sich, daß es sonst gewöhnlich war, im May, junge Mayen oder Birken vor die Thüren der Häuser und in die Kirchen zu setzen, und daß es an vielen Orten in Deutschland noch jetzt üblich ist. Dieser Gebrauch stammt offenbar aus den ältesten Zeiten, und von einer damals üblichen Feierlichkeit her. Ich stelle mir vor, weil mit dem Anfange des May die Bäume wieder in ihrem Schmucke dastehen, so feierte man, der schönen Jahreszeit und den liebliche May zu Ehren, ein Fest, schmückte Häuser und Thüren mit jungen Mayen, und die heidnischen Sachsen thaten desgleichen, und legten dadurch und durch die Feier eines Festes ihre Dankbarkeit gegen ihre Götter für die Wiederkehr des Mayes und der schönen Jahrszeit an den Tag. Vielleicht war dieses Fest am ersten May eines ihrer größten und fröhlichsten Feste, woran jedermann Theil nahm, und welches sie sich um so viel weniger wollten nehmen lassen. Sie mogten also wohl in der Nacht, die vor dem ersten May hergeht, die Wachen um den Brocken am ersten oder am meisten erschrecken,

um ein so frölliches Fest nicht zu verliehren. Die Zugänge zum Berge waren besetzt, und doch war auf den Höhen derselben Fest oder Opfer. Die Wachen sagten aus, was sie für scheusliche Larven gesehen, und weil die Christen den Götzendienst für Teufelsdienst hielten, daß der Teufel dabei geschäftig sey, und seine Anhänger unterstüzte, so entstand die Sage, daß der Teufel sie auf den Brocken geführt, und daß er oben mit denen, die seinem Dienst anhingen, einen Tanz halte. Vielleicht gestanden die Wachen auch nicht, daß sie geflohen waren, und sprengten lieber aus, daß der Teufel die Leute durch die Luft auf den Brocken müßte geführt haben.

Auf diese historisch wahren Umstände, und auf den noch ältern Aberglauben von der Gewalt des Satans, und von seinem Beistande zu Zauber- und Hexereien, gründet sich die unsinnige Fabel von der Hexenfahrt auf den Brocken. Es mogte sich oft begeben, daß, wenn einer von den Sachsen die Taufe angenommen hatte, und er für sich ein Christ war, doch seine Frau um der feierlichen Tänze willen, die bei den Götzenfesten üblich waren, nicht von der Feierlichkeit wegbleiben wollte, und sich heimlich in der Nacht vor dem ersten May, von dem Manne aus dem Bette stahl, und in ihrer Larve mit auf den Brocken zog; oder ein junges Mädchen, die gern tanzte, sich in dieser Nacht aus dem älterlichen Hause schlich, in solcher Verkleidung den Berg zu ersteigen; daher entsprangen die Fabeln, daß ein Mann eine Hexe zur Frau habe, die des Nachts auf den Brocken reise, um mit dem Teufel zu tanzen, und daß sie den Mann bei seinem Erwachen vermißt habe, und daß die Aeltern aus gleicher Entweichung eines Mädchens von ihrer Brockenfahrt überzeugt zu seyn geglaubt. — Die unsinnigsten Fabeln, die jemals in der Welt gewesen, haben irgend einen historischen Grund, und das ganze Märchen von der Brockenfahrt erläutert

sich

sich recht sehr gut aus dieser Geschichte von irgend einem oder mehreren Götzenfesten, die unter angezeigten Umständen von unsern heidnischen Vorfahren auf den Bergen, und vorzüglich auf dem Brocken gefeiert worden.

Aber einige könnten meinen, es sey doch unbegreiflich, daß die Sachsen einer so guten Religion, wie der christlichen, sich so halsstarrig widersetzen können. Man stelle sich aber nur vor, daß wir immer der Religion fest anhängen, in welcher wir gebohren werden, und desto fester daran halten, wenn man sie uns mit Gewalt entreißen will, daß ihnen diese neue Religion aufgedrungen werden sollte, die ihren vorigen Begriffen ganz entgegen war, welche sie ihre Voreltern als Teufelsverehrer verabscheuen lehrte, deren Thaten sie doch in ihren Liedern besangen, und die ihnen sogar verbot, sich zu diesen ihren Voreltern begraben zu lassen, welche sie bisher als ihre Muster, als die größten Helden und als den Stolz ihrer Nation betrachtet hatten. Setze man hinzu, daß sie mit dieser Religion ihre Freiheit verliehren sollten, für die sie noch jenen, den Deutschen eigenen Enthusiasmus hatten, daß der Fürst, der ihnen diese Religion aufdringen wollte, zugleich nach ihrer Unterjochung strebte; daß sie diese Religion nicht aus ihrer Quelle, aus der Bibel, sondern aus mangelhaften Beschreibungen, und Erzählungen unwissender, zum Theil selbst noch sehr einfältiger Priester kannten, denen sie noch dazu den Zehnten geben sollten, da sie sonst ihren Obrigkeiten nur was willkührliches gereicht hatten — so ists gar nicht unbegreiflich, wie sich diese Völker der so guten, so wohlthätigen Religion, so lange und so halsstarrig widersetzt haben.

Natürlich wird manchem doch die Frage beigehen, wie der Nahme Walpurgis, der auf den ersten May im Kalender steht, mit bei der Hexenfahrt interessirt worden?

Walpurgis ist ein Frauen-Nahme, den in den ältern Zeiten Deutschlands gar viele führten. Und die Walpurgis, die auf den ersten May im Kalender steht, war ein vornehmes und heiliges Mädchen. Sie war eine Tochter Richards, Königs in England, und Aebtissin im Kloster Heydenheim, in Schwaben, wo man ihr Grabmal noch zeiget. Sie hat in den Zeiten Carls des Großen gelebt, und viel zur Ausbreitung der christlichen Religion beygetragen, darum ist sie auch in Rom unter die Heiligen gesetzt, und das Fest ihrer Canonisation oder Heiligsprechung auf den ersten May gelegt worden, und darum hat sie einen Plaz in dem Kalender; aber mit der berühmten Hexenfahrt steht sie wohl in keiner weitern Verbindung, als durch den ehemaligen Aberglauben, da man in dem Wahne stand, Frauens-Personen, die diesen Nahmen führten, könnten in Ställen und an ihrem Vieh nicht leicht behext werden, oder hätten Macht, die Hexerei leicht wieder zu vertreiben.

Da auch das Walpurgis-Feuer mit der Fabel von der Hexenfahrt in einiger Verbindung stehet, und es noch an einigen Orten solche Feuer giebt, so will ich einige Nachricht und Erklärung davon geben: die Leute stecken am Abend vor Walpurgis Strohwische auf lange Stangen, und laufen in den Dörfern damit herum, in dem Wahn, daß dann ihr Vieh, von den in dieser Nacht durch die Luft reisenden Hexen nicht könne bezaubert werden. Der Aberglaube hat also die heilige Walpurgis auch hier mit der Hexenfahrt in Verbindung gebracht. Die Feuer, die in dieser Nacht angezündet werden, mögten wohl ihren vorerwähnten Ursprung von den Opferfeuern der heidnischen Deutschen haben, und da sie Christen geworden waren, behielten sie die Gewohnheit bei, Feuer anzuzünden, und gaben ihnen eine andre Deutung. — Indeß sey dem Him-

mel Dank, daß dieser unsinnige Aberglaube so sehr gemindert worden ist; und wenn unsere Zeiten auch keinen andern Vorzug hätten als diesen, daß so viele schädliche Vorurtheile verschwunden sind, welche die Vorwelt ängstigten, und so viele unschuldige Menschen unglücklich machten, so wäre er schon groß genug. Denn wer könnte wohl wünschen, in solchen Zeiten zu leben, wo man in Gefahr stand, um eines runzlichten Gesichts willen, der Hexerei wegen angeklagt, vor dem Richter geschleppt, und wohl gar zum Scheiterhaufen geführt zu werden?! Nach zuverläßigen Nachrichten sind in den Jahren 1569 bis 1598 einige dreißig Hexen verbrannt worden, und nach gewissen Berechnungen sind in diesem kleinen Bezirke Deutschlands, der kaum 11 bis 12,000 Menschen faßt, in jedem Jahrhundert ungefähr 133 Personen zum Scheiterhaufen geführt worden. Wollte man diese Berechnung weiter fortführen, so würde die Zahl dieser Unglücklichen in der ganzen christlichen Kirche auf jedes Jahrhundert 858,454 und vom 6ten bis 18ten Jahrhundert, also in elfhundert Jahren, 9 Millionen 442,994 betragen. — Muß einem nicht das Grauen ankommen, wenn man solche Listen durchläuft, und sich recht lebhaft die Todesangst dieser Elenden beim lauten Gefühl ihrer Unschuld denkt; den Kummer der Ihrigen, den Ruin ganzer Geschlechter, und alle die Nahmlosen Scenen des Entsetzens und Verderbens, die nothwendige Folgen davon seyen mußten? Was half ihr leugnen! Die entsetzlichsten Martern zwangen ihnen bald Geständnisse ab, denen Vernunft und Gewissen widersprach. Ich las einmal die Acten eines alten Hexenprocesses. — Die Unglükliche war lange bei Betheurung ihrer Unschuld verharret — da ließ ich sie (berichtet der Schösser) recht derb martern (eine Zeit von 4 Stunden) und sie gestand.

Von Wundercuren, Aerzten, Marktschreiern und einigen andern abergläubigen Gaukeleien.

Das Wahrsagen hat entweder Betrug oder Krankheiten zum Grunde. Zu leztern gehört z. B. die fallende Sucht. Die Amerikaner saugen Tabaksrauch ein, wenn sie wahrsagen wollen; woraus unter den sogenannten Wilden manche ein eigenes Geschäft machen. Dieser narcotische Dampf mag wol einige prophetische Kraft enthalten, dummes Zeug zu wahrsagen; allein meistens liegt auch wol in andern Dingen die Ursache, die, wie **Franke** in seiner medicinischen Polizei B. 4. sagt, unsern heutigen Propheten ihre gute Anlage verschaft. Dieser erzählt S. 627. daß er einst nach Speyer gesandt worden, um daselbst den Zustand einer Person zu untersuchen, deren Umstände von den mehresten für teufelisch wären gehalten worden. Er habe bald gefunden, daß eine Melancholie dem Uebel zum Grunde gelegen, welche die seltsamsten Würkungen hervorgebracht. Die Kranke war die Ehefrau eines Beamten, und beschuldigte ihren Ehemann, daß er ungetreu gewesen, und sich fremdes Gut zugemessen habe. Sie beschuldigte sich selbst, daß sie hiervon gewußt habe, und glaubte sich nun in die Hölle versezt. Es wäre, sagt er, schrekbar gewesen, die Qualen dieses Weibes anzusehen, die mitten unter ihren gutmüthigen Anverwandten alles das empfand, was sie bei Pater **Kochem** (einem catholischen Schwärmer und einfältigen Büchermacher) von den schreklichsten Höllenqualen gelesen haben mogte. Dieser Zustand hatte bereits Wochenlang angehalten. Die Elende hatte auf viele Tage aller Nahrung entsagt, und war gleichsam zu einem Todengerippe aufgetrocknet. Auf Franks Bericht war alles Operiren gegen den Teu-

fel vereitelt, und die Kranke wurde ohne alle, selbst physische Mittel gegen alle Vermuthung wieder gesund und dick.

Die Bettelmönche, sagt Frank, sind immer die ersten, die, um dem armen Landvolke das Bischen Butter abzulocken, womit er seine Suppe genießbar machen konnte, demselben mit Albernheiten den Kopf anfüllen, seinen Verdacht gegen unschuldige Nachbarn verstärken, und solches von dem Gebrauche vernünftiger Mittel abhalten, um ihre elende Waare anzubringen. Man lese nur dergleichen Ankündigungen.

So heißt es von den sogenannten Nicolausbrödchen auf einem gedruckten Zettel, der damit ausgegeben wird.

„Wer dieses geweihete Brodt in Krankheiten brauchen will, soll es mit vorhergehender Beicht oder wenigstens Bereuung der Sünden in Wasser weihen, dasselbe essen, drei Vaterunser und drei Avemaria zur Ehre der heil. Dreifaltigkeit mit einem Salve Regina zu Lob der heil. Mutter Gottes mit dieser Antiphon und Gebet andächtig beten."

Nach dieser Antiphone heißt es:
„Wann dieses heil. Brodt in das Feuer geworfen, löschet es die Brünsten und kommt nicht weiter. Stillt die Wellen und Ungestimmigkeit des Wassers. Ist eine Behütung vor Donner und Bliz. Vertreibt insonderheitlich das Fieber auch andre Krankheiten. Von schwangern Frauen genossen, erfreut zur Geburt. Dem lieben Vieh, so verunreint oder verzaubert, auf das Futter geschabet, vertreibt alles Uebel."

Dergleichen Nicolausbrödchen, versichert Herr Frank, bei seinen Besuchen in Deutschland öfters angetroffen zu haben. Wenn nun ein Bauer oder Bürger, dessen Haus in Brand geräth, statt vernünftigen Hülf- und Löschungsmitteln nach obiger Vorschrift die Flamme mit

dem miraculösen Brödchen zu löschen dächte, und so seine ganze Nachbarschaft der Feuersgefahr aussetzte: was sollte die Polizei dazu sagen? Hierauf kann ein vernünftiges Kind antworten.

Weit häufiger traf er unter seinen Landsleuten (er war ehemals in Trier, und als er dieß schrieb, in Pavia in Mailand) kleine Häubchen oder Mützen von Seide an, die man statt aller vernünftigen Hülfe in den heftigsten Zuckungen den kranken Kindern auf den Kopf legte. Er erkundigte sich nach den Tugenden dieser geweihten Hauptdeckel, und man belehrte ihn durch folgenden mit einem Siegel *) versehenen Zeddel:

„Gegenwärtige Mutter-Gottes-Käpplein seynd in der einsiedlischen Gnaden-Capell wider allerlei Teufelskünsten, Zaubereien und Krankheiten, wie auch für die Gebährende und Sterbende geweihet, und haben das Gnadenbild berühret."

In Schwaben wird eine ungeheure Menge Walpurgisöl, das zu Eichstädt bei dem Grabe dieser Heiligen aus einem Steine fließt, und als ein heiliges wunderbares Oel aufgefangen und in ganz kleine Fläschgen gefüllt wird, statt aller Arznei in den schwersten Krankheiten ausgetheilt, und in andre Gegenden geschickt, und von vielen gekauft und abergläubig gebraucht **).

In Mailand beschäftigen sich noch viele Frauenklöster, die Knochen und Scheitel von Heiligen im Mörser zu stoßen, und für Krankheitsmittel zu verkaufen.

*) Auf diesem Siegel steht in der Mitte ein Marienbild, neben diesem kniet auf der rechten Seite ein Mönch, auf der linken aber ein bewaffneter Mann. Die lateinische Umschrift heißt: sacrum heremi praesidium.

**) Es soll dem Anscheine nach ein wahrer Bergbalsam oder Naphta von großer Durchsichtigkeit und sehr flüchtig seyn. Daher sagen die Mönche, man müsse sich im Stande der Gnaden befinden, wenn man dieses Oel mit sich führen wolle, damit es nicht sogleich verfliege.

In dem Journal von und für Deutschland von 1786. pag. 337. lesen wir von dem Osterodischen Wunderkind, wo ein Marktschreier auf seiner mit Obrigkeitlicher Erlaubnis aufgebauten Lügen- und Betrugsbude unter andern dummen Charletanerien auch das siebente Kind des Hufschmids Dörge für ein Wunderkind erklärte, und ihm die Eigenschaft und Kraft beimaß oder anlog, daß es alles heilen könne, was es berühre, so daß man sogar seinen Exkrementen Wunderkraft zuschrieb, seinen Urin und das Wasser, worin es war gerathen worden, trank, und die mit seinem Koth beschmuzten Tücher auf die Schäden legte. Das schlimmste aber war, daß selbst der Herr Superintendent in Osterode, von dem Dörgen-Kinde ein Gewächs vorn auf dem Kopf, das immer wuchs, wollte curiren lassen, sich von ihm streicheln ließ, und ein gleiches seiner hypochondrischen Frau anpries, die aber bei aller ihrer starken Hypochondrie doch mehr gesunden Menschenverstand hatte, als ihr hochgelahrter Mann. Das Wunderkind konnte auch würklich das Gewächs des Herrn Superintendenten nicht heilen, ungeachtet es fast täglich dasselbe streichelte, sondern er mußte die Heilung ohne Wunder durch den Stadtchirurgum verrichten lassen.

Bei dieser Gelegenheit wird auch bemerkt, daß Se. Hochwürden an Teufelsbesitzungen glaubten, und die Krankheit ihrer Frau dem Legion zuschrieben, der in sie gefahren sey, wie in die Schweine der Gergesener. Doch wurde dem hochweisen Magistrat, und dem Herrn Superintendenten von dem geist- und weltlichen Landescollegium zu Hannover, dieser Unfug damals auf das nachdrücklichste verwiesen.

Es giebt Wahrheiten, die, so oft und so nachdrüklich sie auch gesagt seyn mögen, nicht genug wiederhohlt werden können. Hierunter sind gewiß die War-

nungen gegen den unvorsichtigen Gebrauch aller Arznei-mittel gegen Afterärzte und Quacksalber zu zählen, deren Gift noch stets wie die Pest im Dunkeln schleichet. Haben gleich Aerzte und andre wieder diese heimlichen Mörder geeifert und oft genug gewarnet, so hat demohnerachtet der Glaube an übernatürliche Kräfte der Geister- und Körperwelt seine Herrschaft noch weit über die Gemüther vornehmer und geringer Personen verbreitet: so ist demohngeachtet das Zutrauen zu Vieharzten, Hirten, Todtengräbern, alten Weibern ꝛc. größer, als man vermuthen sollte.

Beispiele, wo die unglücklichen Folgen vernunftwidriger Curen durch juristisch strenge Beweise in ein helles Licht gestellt werden, sind selten; denn sehr oft deckt der Grabhügel des Patienten den unberufenen Arzt gegen die gerichtliche Untersuchung, und gegen die Ahndung der Obrigkeit: Sind aber solche genug erwiesene Vorfälle vorhanden, so wirkt deren Bekanntmachung mehr als alle Warnungen der Aerzte, mehr als alle Gesetze.

Die Familie eines Schneidermeisters in Hameln bestand aus drei Kindern, einer Tochter von 6½ Jahren, einen Sohn von 3½ und einer Tochter von ¼ Jahr.

Alle Kinder waren mit dem bösen Schorfe gebohren, wogegen die Eltern mancherlei, aber nie eine gründliche Cur gebraucht hatten.

Ein junger Mensch von 23 Jahren, der die Vieharzneikunst von seinem Vater (practisch) und zugleich die Hufschmiedeprofession erlernet hatte, besetzte sich im Winter 1791. als Pferdearzt, verrichtete mehrere gute Curen am Viehe, und erwarb sich durch sein in allem Betracht gutes Betragen, die Zufriedenheit der Einwohner, die seiner Hülfe bei ihrem Vieh bedurften.

Im Anfange des Monats März 1792. wurde der Pferdearzt, ein weitläuftiger Verwandter des Schneiders von des leztern Ehefrau gebeten, ihren Kindern gegen den bösen Schorf etwas zu gebrauchen, worauf er erwiederte: er dürfe solches nicht thun. Erst nach wiederhohlten Bitten versprach er, den folgenden Montag zu kommen. Wegen seines Aussenbleibens gieng der Schneider selbst zu demselben, und vermogte ihn durch die Vorstellung der Verwandschaft, die Heilung des bösen Schorfs bei den Kindern vorzunehmen.

Am folgenden Freitage den 16ten März 1792. unternahm der Pferdearzt die Cur an den beiden ältesten übrigens gesunden Kindern; denn das jüngste war an Zahnen krank: strich ihnen Morgens 7 Uhr eine mitgebrachte Salbe auf den fast ganz mit bösem Schorf bedeckten Kopf, belegte solchen mit Papier, und nahm den Rest der Salbe wieder mit nach Hause.

Etwa eine Stunde nachher traten bei den Kindern thränende Augen, Kopfschmerzen, und gegen eilf Uhr Erbrechen und ein heftiger Durst ein.

Gegen 2 Uhr Nachmittags wurde der Pferdearzt gerufen, der den Schorf lösete, die Haare zum Theil mit weniger Mühe auszog, und die Köpfe der Kinder mit Weinessig zu waschen verordnete.

Diese Verfügungen änderten die fortdauernden bösen Zufälle der Kinder nicht im geringsten, vielmehr gesellten sich Abends 8 Uhr fürchterliche Zuckungen und Kälte der Extremitäten dazu.

Die Aeltern, dadurch in Schrecken gesezt, nahmen ihre Zuflucht zu einem Regimentschirurgus. Wie dieser aber Abends 10 Uhr das Einreiben der Salbe mit den obwaltenden Umständen der Patienten verglich, also die Krankheit von erhaltenen Gifte herleitete, so reichte er den Kindern zwar nöthige Arzneien, gab aber um so mehr alle Hoffnung zur Genesung auf, weil von der

Zeit des Eintreibens der Salbe schon 15 bis 16 Stunden verflossen waren.

Alle traurigen Zufälle vermehrten sich in der Maasse, daß der Knabe Sonnabends den 17ten März Morgens 2 Uhr unter den grausamsten Schmerzen, und das Mädchen Morgens 4 Uhr unter gleichen traurigen Zufällen, also nicht völlig 24 Stunden nach der gebrauchten Salbe verschied.

Schnell verbreitete sich das Gerücht dieses Vorfalls durch die Stadt, und ohne Zeitverlust wurde der Pferdearzt zu gefänglicher Haft gebracht.

In allen Verhören behauptete er, zu der Salbe nichts weiter als einen Eßlöffel voll Tonnen- oder Schmierbutter, und etwa ein Quentchen weissen oder goslarschen Vitriol, aber gar keinen Arsenic gebraucht zu haben, ob er gleich eingestand, zwei Tage vorher für 20 Pfennige von diesem Gifte gekauft zu haben.

Am 18ten März wurden die unglüklichen Schlachtopfer der Unwissenheit in Gegenwart mehrerer Aerzte und Wundärzte secirt.

Aeusserlich fanden sich keine Verletzungen, wenn man dahin nicht die am ganzen Körper befindlichen blauen Flecken rechnet, die durch die vom Tode veranlassete Stockung des Bluts verursachet waren.

Die Integumente des Kopfs ließen sich leicht abtrennen, und das Cranium war mit Blut unterlaufen.

Die Häute des Gehirns waren von Blute strozend, die Gefäße selbst sehr aufgetrieben, und unter den untern Häuten fand sich eine beträchtliche Menge ausgetretenes theils coagulirtes Blut. An der Oberfläche des Gehirnes waren einige coagulirte seröse Feuchtigkeiten.

Nachdem die Lobi cerebri herausgenommen, fand sich das Cerebellum bis zur medulla oblongata gleichfalls mit mehrerm Blute angefüllet, und die Gefäße ausgedehnter.

Beide Lungen sahen sehr vom Blute strozend, schwarz und entzündet aus, die Herzkammern waren von Blute leer.

Im Unterleibe fanden sich alle Theile im gesundesten Zustande, außer daß bei dem Knaben auf der linken Seite des Magens, wo die Milz liegt, eine kleine entzündete rothe Stelle bemerkt wurde.

Das Einreiben der Salbe hatte die Schärfe des Ausschlages theils gewaltsam nach den innern Theilen des Kopfes getrieben, theils hatte der heftige Reiz und Schmerz die Congestiones nach dem Kopfe und so die Apoplexie bewürket.

Die Beschaffenheit der Lungen und die entzündete Stelle des Magens beim Knaben, waren Folgen des heftigen Erbrechens, und der gehemmten ordentlichen Zirkulation des Blutes; auch können wohl resorbirte Arsenictheile an dem Erbrechen Schuld seyn.

Die gesunde Beschaffenheit der Kinder und die zurückbleibende Eigenschaft des angewandten Mittels bewiesen, daß die Salbe den Todt der Kinder bewürket.

Nach einer äusserst sorgsamen und genauen Untersuchung der Salbe fand sich unter selbiger kein Arsenic, kein Sublimat, kein Blei, kein Quecksilberpräparat, wohl aber Eisen, Vitriolsäure, Zinkerde, die mit Vitriolsäure verbunden oder als Zinkvitriol gegenwärtig gewesen seyn wird, kurz, es fand sich gar kein Gift.

Allein an dem halben Bogen Papier, womit einer der Köpfe bedekt gewesen war, (der ganze Ueberrest, den man erhalten konnte), entdeckte das bewafnete Auge nicht nur Arsenickörner, sondern nach mehrern mit Genauigkeit gemachten Proben, enthielt solches Papier Arsenic und Zink, oder sogenannten weißen Vitriol.

Dennoch wagte man nicht, mit völliger Gewißheit zu behaupten, daß das von dem Pferdearzt gegen den bösen Schorf gebrauchte Mittel gleichfalls Arsenic enthalten müsse, und dadurch tödtlich geworden sey, weil

die Beweise für den Arsenicgehalt des Papierabsudes äußerst schwach waren, das Papier, das zur Anstellung der Versuche mitgekocht werden mußte, vielleicht selbst schon Arsenic enthielt, und dadurch die andeutenden Erscheinungen des vorhandenen Giftes erregt haben könnte.

Ob also der Pferdearzt dem Magistrate die wahre Salbe, womit den Kindern die Köpfe eingeschmieret worden, vorgezeiget, ob darunter Arsenik vorhanden gewesen, und falls dieses auch erwiesen werden könnte, ob der Pferdearzt das Gift in guter Absicht aus Vorsatz, oder aus Versehen, oder durch einen Vergriff, ohne daß es der Pferdearzt selbst gewußt, darunter gemischt, oder ob der weiße Vitriol blos unter den durch ein gründliches Zusammentreffen hier obgewalteter Umstände, eine so schreckliche, den Aerzten selbst bis jetzt unbekannte Würkung hervorbringen könne, bleibt mit undurchdringlicher Dunkelheit verhüllet; so viel ist aber gewiß, daß die Aeltern durch wiederhohltes Bitten, und der Pferdearzt durch seine eben so unzeitige als uneigennützige Gefälligkeit und Nachgiebigkeit, den so schleunigen und schmerzvollen Todt der Kinder verursachet, oder mit andern Worten, daß zwei Menschen auf einmal durch Quacksalberei hingeopfert worden.

Der Pferdearzt hatte bisher einen unbescholtenen Lebenswandel geführt, er hatte die Cur erst auf wiederhohltes Bitten der Aeltern, nicht aus Gewinnsucht sondern blos aus Gefälligkeit übernommen, ihm konnte eine Untermischung von Gift in die Salbe nicht dargethan werden, er bewies eine herzliche Reue über den traurigen Vorfall, und das allgemeine Mitleiden redete dem unglücklichen Manne das Wort.

Aus diesen Milderungsursachen wurde er auf ein Jahr zum Zuchthause vor Celle schuldig verurtheilet. Bei dem gänzlichen Mangel einer bösen Absicht, unter-

schrieben seine Richter dieß Urtheil mit schwerem Herzen. Die Aeltern der hingeopferten Kinder waren durch die natürlichen Folgen ihrer Unbesonnenheit scharf genug bestraft, und sie noch mit der Strenge der Gesezze zu züchtigen, würde wohl nicht Gerechtigkeit, sondern Barbarei gewesen seyn: wenigstens hätte das Gefühl des Menschen sich gegen die rauhe Gerechtigkeit empört.

Mögte auch dieses Exempel alle Afterärzte vom vornehmen und geringen Stande warnen, sich nicht in das Gebiet der Arzneikunst zu verirren; mögten sie bedenken, daß ihre, oft unschädlichen, ja vielleicht zu Zeiten heilsamen Hausmittel, wenigstens das Zuratheziehen der Aerzte, oder den Gebrauch der von ihnen verordneten Mittel hindern, und allein dadurch unendlich vieler Schade angerichtet werde, so würde auf diese Art der Unglücksfall einzelner Familien zum Besten des ganzen geleitet werden.

Das große Zutrauen, welches der niedere Theil des Publikums zu Quacksalbern und Stümpern in der Arzneikunst hegt, kann man mit Recht abergläubig nennen; denn Aberglaube begreift zugleich den Glauben an übernatürliche Dinge, und gerade an diese glaubt man, wenn man von Quacksalbern, welche nie die Arzneiwissenschaft erlernt haben, die Ausübung derselben erwartet.

Eben so berühmte als gelehrte Aerzte haben über diesen Gegenstand so deutlich und gründlich geschrieben, daß man, und zwar mit Recht erwarten sollte, sie würden auch jenes falsche Zutrauen zugleich gänzlich damit verbannt haben; allein ihre noch so vortreflich gelungenen Bemühungen, werden von dem dadurch gestifteten wenigen Nutzen noch lange nicht belohnt. — Und warum? — Derjenige Theil des Publikums, dessen Gesundheit dem Staate so werth ist — der Landman — welcher doch nur vorzüglich den Nachtheil der Quacksal-

ber fühlt, bekömmt jene deutlichen Schilderungen und so wohlgemeinten als vernünftigen Warnungen nicht zu Gesicht. — Verbote, solchen Charletans sein Leben und Gesundheit nicht anzuvertrauen, können, so wie oft selbst würkliche Bestrafungen der Quacksalber, das Hin- und Hertragen des Harns und der Arzneien nicht steuren; denn dadurch wird der unaufgeklärte Mann noch nicht deutlich genug überzeugt, daß jene Pfuscher unwissende Leute sind, sondern er glaubt, es geschehe nur, um den Aerzten keinen Abbruch zu thun.

Ein Marktschreier-Zettel.

Dem Schreiber dieses, welcher sich doch nicht ganz unbelesen in Marktschreierzetteln findet, ist gleichwohl noch keines vorgekommen, das an Unsinn, Stupidität, und Prahlerei auf Einer, und an List, Gewandheit und Ueberredungskunst den Pöbel hinzureißen, auf der andern Seite, dem folgenden Productte nur halb gleichkommt.

Nicht allein aber als etwas in seiner Art merkwürdiges mag es hier abgedruckt stehen; sondern vornemlich aus der Ursache, weil man dafür hält, daß es für die Augen in ein ganz anderes Licht wird gestellet seyn, wenn man es in einem Buche lieset, wo Thorheiten bestritten werden; als wenn es einzeln mit marktschreierischer Gravität, Pomp und kunstvoller Miene unter das arme Volk vertheilt, oder gar beim Rathhauskeller angeschlagen wird.

Avertissement. *)

„Weigre dich nicht geneigter Leser, diese gegen„wärtige Zeilen zu durchlesen denn sie preisen die gött„liche Vorsicht und sind nicht wie andere Lügenzettel ei-

*) NB. Mit allen Druck- und Sprachfehlern wie es war.

„nes Marktschreiers, sondern sie entdecken die Aufrich-„tigkeit eines ehrlichen Mannes, welchem das Elend „des betrogenen Nächsten durch die Seele dringt. Wir „reden, das wir wissen, und zeugen, das wir gesehen „haben. Joh. am 3 Kap.“

Es wird allen und jeden nach Standes Gebühr kund und zu wissen gemacht, absonderlich den Kranken, Gebrechlichen und Hülfsbedürftigen, daß allhier angekommen der berühmte Röm. Kaiserl. Oculist, Feld- und Land-Operateur. Med. Practicus, gebürtig aus Wien, seß- und wohnhaft in Eilingerode auf dem Eichsfelde bei Duderstadt, der von Ihro Röm. Kaiserl. Maj. über das ganze H. Röm. Reich special privilegirte Herr von Widenbauer; Er ist von der Familie, wo sein Urgrospapa Ihro Majestät den Kaiser Leopold, glorwürdigsten Andenkens, aus Mutterleib geschnitten hat; dem Gewalt ertheilet worden, dergleichen Stümpler und Winkelärzte, so ihrer Kunst halber durch ordentliche Medicos nicht approbiret worden, auszurotten und abzuschaffen, welcher unter Ihro Kaiserl. Maj. Carl dem VI. bei der Schlacht bei Belgard gestanden ist, und seine Kunst auf 50 Jahr durch viele Länder bewiesen hat, als Ungarn, Italien, Spanien, Sardinien, Frankreich; wie auch in Röm. Reich und andern weltberühmten Städten viele tausend Menschen an unterschiedlichen, sowol innerlich als äusserlichen Krankheiten curiret, und jederzeit sehr geschikt darin gewesen, davon seine inhabende glaubwürdige Attestata sattsam Zeugnis geben werden; auch ist öfter in den Nürnberger, Erlanger, Bayreuther, Bamberger und Leipziger Zeitungen von ihm gelesen worden. Dieser offerirt sich, denen armen und preßhaften Patienten nebst göttlicher Hülfe zu dienen; dem aber nicht zu helfen, dem sagt ers sogleich, und nimmt ihn nicht in die Cur. Wer

wahrhaftig ist, der saget frei, was recht ist, und ein treuer Zeuge läugnet nicht. Prov. 12, 17.

Und wird die medicinische Wissenschaft sehr hoch und rar gehalten in Beschauung des Urins, so schätzet er sich für einen Meister den Kranken aus dem Wasser zu sagen, was ihm fehlt, oder was er für eine Krankheit hat; es wird auch von ihm keine innerliche Medicin ausgegeben, bevor er das Wasser besehen, wonach sich ein jeder zu richten hat. Wer nun mit einer innerlichen Krankheit behaftet ist, der muß Morgens das Wasser in einem Geschirr oder Glas auffangen, alsdenn soll er genugsame Resolution von seiner Krankheit bekommen. Er hat auch seine aparte Zimmer, mit einem jeden allein zu sprechen.

Viel Rühmens mache ich nicht; und was ich mich rühme, daß rühme ich mich dem Herrn, dessen ich nur ein schlechtes Instrument bin zu helfen, die Gott um der Sünde willen heimsuchet; denn wer an seinen Schöpfer sündiget, der muß dem Arzt in die Hände fallen, sagt Syrach am 3. Es heißt aber auch, daß man sich zuvor zu seinem Gott mit bußfertigen Herzen wenden soll; hernach sagt Syrach: laß den Arzt zu dir, denn der Herr hat ihn geschaffen, und laß ihn nicht von dir, weil du sein noch bedarfst. Denn durch die Arznei würkt Gott Wunder. Man könnte noch viele Exempel anzeigen, allein damit der Leser nicht länger aufgehalten werde, so will man demselben ein oder andere Specificationes von einigen Zufällen oder Krankheiten zur Nachricht vorstellen.

1. Curirt er alle Blindheit der Augen, als Staar, Brand- Horn- und Blatterfelle, und sollten sie auch von dem Durchschlechten herrühren, wenn nur der Augapfel noch ganz ist. Die mehresten Blindheiten der Augen curirt er in einer Viertelstunde, auch alle andre hitzige, blöde und trübe Augen, die Blindheit verursa-

chen

chen; im Anfange des schwarzen Staar, Gutta serena genannt, kann er zu Hülfe kommen, und curirt sie in kurzer Zeit. Hauptschmerzen, verlohrnes Gehör, so der Mensch 9 oder 10 Jahr taub gewesen, schwaches Gedächtnis, Kröpfe, Malum hypochondriacum oder Milzkrankheit, Herzklopfen, übel riechenden Odem, hinfallende Sucht, Muttermähler, auch sogar diejenigen die sich im Venusgarten verirret, und Lue Venerea laboriren, curiret derselbe ohne Salivation.

2. Leute, die gebrochen sind, sowohl junge als alte, auch Frauen, die in schweren Kindesnöthen einen Schaden bekommen, haben sich bei mir sichere Hülfe zu getrösten, die mehresten ohne Schnitt, durch ein besonderes Geheimniß.

3. Heilet er alle offene Schäden oder Salzflüsse an Arm und Beinen, Hasenscharten, den um sich fressenden Krebs, Gewächs, Colik, und Mu terschmerzen, güldene Ader, Reissen in Gliedern, Rückenschmerzen, für diejenigen, welche erschreckliche Steinschmerzen in der Blase, auch Sand und Gries haben, und das Wasser nicht lassen können, hat er einen Arcanum, in 24 Stunden Hülfe zu schaffen, m..rentheils ohne Einnahme, blos äusserlich.

4. Curirt er Magenbeschwerung, Engbrüstigkeit, Husten, Geschwüre, Wassersucht; er hilft von dem 1. 2. 3tägigen Fieber, Lungen- oder Dürrsucht, rother Ruhr, Kinder, so beschrien oder unterwachsen sind, und nicht zunehmen können, Mattigkeit in Gliedern; Leute, die ganz lahm oder contract sind, oder andre Mängel haben, solche belieben (s. v.) ihren Urin früh nüchtern aufzufangen, und ihm zu bringen; er wird Jedem aus dem Urin sagen, was er vor eine Krankheit hat, und ob ihm zu helfen sey oder nicht.

Leztlich wird ein jeder, der diesen Zettel bekommt, gebeten, solchen andern Kranken zuzuschicken, damit sie

sich seiner Hülfe bedienen können. Denn die Starken und Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken, spricht Jesus Matth, 9 und Lucä am 5 Cap. Der Könige und Fürsten Rath und Heimlichkeit soll man verschweigen.

Drum auf! getrost und frey, ihr sollet Rath empfangen,
Kommt Reich, und Arme, kommt! ihr sollet Hülf erlangen.

NB. Er hat auch einen berühmten Zahnkünstler bei sich. Erstlich nimmt er ganz subtil und fast unempfindlicher Weise aus dem Mund alle Zähne, falsche oder Biber Zähne, Fistel-Zähne so den Mund beschimpfen, wie auch alle von unerfahrnen Stimplern abgebrochene Stück und Stumpfen.

Es dient auch zur Nachricht, daß meine Leute keine Medicin in den Häusern verkaufen, warne also einen jeden für denen, die unter meinen Nahmen die Leute betrügen, denn es kommen zuweilen solche Winkelschlupfer oder Quacksalber in die Häuser, und geben sich für meine Person aus, und unter meinen Nahmen die Leute betrügen, wer meine Kunst benöthigt ist, muß sich in meinem Logimet melden, denn ich gehe nicht aus, es sey denn, daß man mich rufen läßt.

— — Sollte man es für möglich halten, daß ein Mensch, der solche Zettel ausgiebt und anschlagen läßet, in unsern Tagen, und bei den jetzt so mannigfaltig verbreiteten Warnungen gegen Marktschreier und Quacksalber, dennoch nicht wenige gefunden, die sich seiner Cur anvertrauet haben? Doch geschah dieß. Selbst einige Gerichte sahen durch die Finger, und einige Prediger schickten in guter Absicht, Kranke mit Zeugnissen zu ihm.

Zum Glück erfuhr es die Oberlandespolicei-Direction sehr bald, und der berühmte Feld- und Landoperateur, welcher vor erst nur einen Streif- und Versuchszug durch einige Grenzdistricte Hannöverscher Lan-

de hatte vornehmen wollen, fand es gerathen, sich sofort zu entfernen.

Wie stark die Einbildungskraft bei den sogenannten Wundercuren wirke, mag man unter andern aus folgenden ersehen. Im Jahr 1751 glaubte der gemeine Mann in England, daß das Wasser von Glastonburg eine übernatürliche Kraft und Würkung habe, und der Brunnen durch eine göttliche Eingebung im Traum, von einem gewissen Mathias Chanceler entdeckt sey. Man hofte also dadurch nicht nur von solchen Krankheiten zu genesen, die ihrer Natur nach unheilbar sind, sondern auch selbst verlohrne Augen und Gliedmaßen wieder zu erhalten. Die folgende Geschichte ist von einem ansehnlichen und glaubwürdigen Mann erzählt worden. Eine alte Frau in dem Arbeitshause zu Yeovil war seit langer Zeit lahm gewesen und an Krücken gegangen. Sie hatte ein heftiges Verlangen, das Wasser von Glastonburg zu trinken, in der festen Ueberzeugung, daß sie dadurch von ihrer Lähmung genesen würde. Der Aufseher des Werkhauses verschaffte ihr also einige Flaschen Wasser, und diese hatten eine solche Würkung, daß sie bald die eine, bald darauf die andere Krücke wegwarf. Alle Welt schrie über diese Wunderkur: Aber der Aufseher versicherte seine Freunde, daß er die Frau hintergangen und ihr Wasser aus dem gewöhnlichen gemeinen Brunnen gereicht habe. — Vieleicht ist es nicht nöthig, hinzuzufügen, daß die alte Frau ihre vorige Krankheit wieder bekam, als die Stärke ihrer Imagination nachließ.

Ein Bauer hatte die heftigsten Gliederschmerzen. Sein Bader konnte ihn nicht davon befreien, darum wollte er sich durch die Simpathie heilen lassen. Er kam zu einem, der sich darauf verstand. Dieser rieth ihm, des Nachts zwischen 12 und 1 Uhr einen Todtenkopf von dem Kirchhof zu holen, und sich aus dessen

Scheitel ein Pulver zu bereiten. Der Bauer, voll von Gespenstergedanken, kletterte über die Mauer des Kirchhofs, und näherte sich dem Beinhause. Er stand aber wie angewurzelt, als er von ferne die vom Monde beleuchteten Todtengebeine sah. Die Liebe zum Leben überwand seine Furcht. Er gieng ins Beinhaus mit verschlossenen Augen, und nahm einen Todtenkopf. Kaum hatte er ihn ergriffen, so hörte er etwas neben sich ächzen. Die Furcht gab ihm Flügel. Er stürzte aus dem Beinhause, fiel über ein Grab und blieb neben demselben in der Epilepsie liegen. Der Todtengräber fand ihn des andern Morgens sinnlos, trug ihn nach Hause, woselbst er kurz darauf starb. Jedermann hielt es für eine Gespenstergeschichte bis man erfuhr, daß die Sache ganz natürlich war. Der Sohn des Müllers hatte in der Nachbarschaft ein Rind verkauft, und das daraus gelöste Geld verspielt. Aus Furcht vor Strafe gieng er nicht nach Hause, sondern schlief in eben derselben Nacht im Beinhause, als der unglückliche Bauer sein Heilmittel holen wollte.

Wer mit der Gicht behaftet ist, der gehe selbst oder schicke Nachts zwischen zwölf und ein Uhr zu einem Ameisenhaufen, und lasse die Ameisen holen. Diese werden gekocht, und der leidende Theil des Leibes wird mit dem Qualm oder Dampf davon gebähet. Es hilft, weil die Ameisen um die gegebene Stunde Myrrhen und Weihrauch bei sich führen — wenn gleich in der ganzen Gegend kein Strauch und keine Pflanze ist, davon sie dies hohlen könnten. — Das Ameisenbad an sich ist vieleicht nicht zu verwerfen, destomehr aber der mit demselben verknüpfte Aberglaube.

Die Enden Garn am Kamm des Weberstuhls, geerbt von Aeltern auf Kinder heilen die Gicht. Man bindet sie um das kranke Glied.

Kneipe die Daumen in die Hand; und weg ist augenblicklich — wenn das Seitenstechen aufhört — die Plage.

In Chemnitz warf sich 1788 ein gemeiner Soldat als Arzt auf, indem er ein altes Receptbuch in einer Auction gekauft hatte, woraus er seine Kunst schöpfte. Er curirte auch fast alles, was ihm vorkam, aus einerley Büchsen — und doch gab es Leute genug, die so einfältig waren, sich von ihm curiren zu lassen. Die wahren Aerzte suchte dieser Quacksalber bei seinen Kunden dadurch verächtlich zu machen, daß er jedem, der einen von ihnen gebraucht hatte, zu schwitzen eingab, um wie er sagte, die Arznei des Doctors erst aus dem Leibe zu schaffen; sonst könnte die seinige nicht würken. — In Mühla, einem Dorfe zwischen Chemnitz und Penig, gab es um eben die Zeit einen Quacksalber, der wider alle Krankheiten einen Anhängezettel verordnete, auf welchem ein Alpenfuß gezeichnet war, in dessen Ecken die Nahmensbuchstaben der Patienten geschrieben wurden.

In einem Dorfe in der Gegend von Eisenach wurde ein Drescher früh in der Scheune vom Schlage gerührt, so daß ihm die ganze rechte Seite gelähmt, und er einige Stunden sprachlos war. Dieses Unglück hatte er sich wahrscheinlich durch eine Quacksalberei zugezogen. Er hatte sonst oft gichterisches Reissen in den Gliedern, und nachdem dieses nachgelassen, Brustbeschwerungen gehabt. Ein Balsamträger giebt ihm etwas, das ihn davon befreien soll. Er nimmt am Abend ein, und da er früh aufstehen will, ist sein rechtes Bein gelähmt; die Engbrüstigkeit hat aber etwas abgenommen. Diese scheinbare Hülfe blendet ihn, und kaum kann er sein Bein wieder fortschleppen, so nimt er wieder trotz jener Warnung, frisch ein, und den Abend vor dem Unglücke anch noch eine gute Portion. Daß

diese Arznei Antheil an seinem Zufall gehabt habe, kann man also wohl gewiß behaupten. Gleichwohl vermogte auch dieses Unglück nicht, die Anhänglichkeit der Verwandten an abergläubischer Quacksalberei, und ihre Abneigung gegen ordentliche Aerzte und vernünftige Behandlung des Kranken zu schwächen. Der augenscheinlichen Lebensgefahr des wirklich von ihnen geliebten Kranken ungeachtet, war es ihnen doch nicht so recht gelegen, als ein verständiger Mann darauf bestand, daß sie zu einem Arzt nach Eisenach schicken sollten. Er wollte veranstalten, daß dem Kranken ein Klystier beigebracht würde: aber da sträubte sich alles dagegen. „Ach, Herr N., wir denken immer, das wäre das letzte, oder dann wäre es gar aus.“ Alle Gegenvorstellungen, selbst die Versicherung, daß ihm selbst viele Klystiere gegeben worden, halfen nichts; und unter denen, die am lautesten widersprachen, war die Geburtshelferin des Dorfes — ein Weib, die des genossenen guten Unterrichts ungeachtet, ihren alten Vorurtheilen, dem Aberglauben, und ihrer gefährlichen Verfahrungsart treu bleibt, über den erhaltenen Unterricht spottet, und den Wehestuhl, den ihr die Gemeinde auf obrigkeitlichen Befehl hat müssen machen lassen, nur zu schändlichen Muthwillen misbrauchen läßt. Lächerlich war es, daß sie von einem Klystier den Tod fürchtete, aber doch ein dem Klystier sehr ähnliches Mittel, um Oefnung zu verschaffen, nemlich ein Seifenzäpfchen vorschlug.

In Loderßleben war im Jahr 1788. ein Knabe nach der vor einigen Jahren an ihm versuchten und nicht gelungenen Einimpfung der Kinderblattern sehr elend geworden. Die bisher gebrauchten Arzneimittel schienen keine sonderliche Würkung zu thun: die Aeltern desselben entschlossen sich daher, endlich die Sympathie zu versuchen. Ein Dorfhirt nimmt den Patienten nach

Sonnenuntergang mit in ein Holz, und schlägt einen Hufnagel von einem schwarzen Hengst (bei Weibsperso- nen muß er von einer Stute seyn) in einen Baum, nach- dem er mit dem Nagel Blut, oder Eiter in einer Wun- de oder einem Geschwür des Kranken gesucht hat — dies war die ganze Cur, wobei noch verschiedene Gri- massen gemacht wurden. — Ein Vernünftiger urtheil- te damals hierüber so: Wenn mit dem wachsenden Al- ter die Säfte des Knaben sich verbessern, und wenn sei- ne Aeltern, durch die Hoffnung seiner Genesung aufge- muntert, ihm mehr Vergnügen und Bewegung verschaf- fen, und der Kranke selbst durch den ihm beigebrachten Glauben, daß es nun besser mit ihm werden müsse, in seinem Gemüthe aufgeheitert wird, so daß er mit mehr Appetit isset, sich mehr bewegt, besser schläft, leichter verdaut u. s. w. und wenn durch alle diese und andere Umstände seine Gesundheit allmählig wieder hergestellt wird, welches ihm sehr zu wünschen und zu gönnen ist, so wird man solches dem in den Baum geschlagenen Hufnagel zuschreiben, und den Kuhhirten für einen Wunderdoctor ausschreien. Ich gebe ihm aber keine Kuh in die Cur, geschweige denn einen Knaben.

In Thüringen zog 1788. ein seynwollender Doctor Sibelius aus Johanngeorgenstadt, umher, der laut eines gedruckten Zettels, alle Augenkrankheiten curiren und kein Marktschreier seyn wollte. Dieser ließ sich in Cölleda von einem Manne, der ein schlechtes Gesicht hatt, 6 Speciesthaler voraus zahlen, gegen das Ver- sprechen, seine Augen binnen einem Vierteljahr wieder herzustellen. Er gab ihm drei Gläser von einer Arznei, die ihn völlig blind gemacht haben würde, wenn er sie fortgebraucht hätte, und fragte nun nicht weiter nach dem Patienten. Von einem Bürger nahm er 10 Rthlr. voraus, um dessen Frau von der Gicht zu befreien, und gab ihr gar keine Arznei, sondern ließ nichts weiter

von sich hören. — So ist man also immer übel berathen — denn viele Beispiele lehren es — wenn man sich bei Krankheiten herumziehenden Leuten anvertrauet, die sich für Aerzte ausgeben: Wenn sie was ordentliches gelernt hätten, so würden sie leicht einen Ort finden, wo sie bei einer ruhigen Lebensart ihr Brodt ohne solchen Betrug verdienen könnten.

Im April 1789. hielt sich in Querfurth ein sogenannter Wunderdoctor einige Wochen auf, der sich Leberecht nannte. Er bekam ausserordentlichen Zulauf, besonders deswegen, weil ein gewisser angesehener Mann durch sein scheinheiliges frömmelndes Wesen eingenommen wurde. Dieser Mann scheint in der Einbildung kränker gewesen zu seyn, als er wirklich war: und so konnte er sich leicht auch einbilden, die Zauberkraft des Doctors habe ihm geholfen, und hat ihm darüber das rühmlichste Attestat gegeben. Dieser Wundermann sagte von sich selbst, er habe als Kaufmann bankerott ohne seine Schuld gemacht, sey hierauf Soldat geworden, und habe dann von Gott Befehl und Kraft bekommen, alle Kranke, **die nicht durch göttliche Strafe krank wären**, gesund zu machen. Ueber den guten Erfolg dieser Kraft zeigte er eine Menge Atteſtate vor, und überredete jenen guten Mann, daß er in viele Städte berufen worden wäre, daß er aber auf göttliche Veranlassung hätte über **Querfurth** reisen müssen, um ihm zu seiner Gesundheit zu verhelfen. Zur Würksamkeit seiner Cur gehört mit, daß er seine Patienten Du nennt. Sein übriges Verfahren ist dabei verschieden. Z. B. er fragt die Patienten: „was verlangst Du?“ A. die Gesundheit. — Von wem? A. von Gott. — Gut! ich gebe Dir die Gesundheit, gieb Du mir deine Krankheit, welche ich in fremde Länder schicke: — wobei er noch eine Menge biblische Sprüche gebraucht. Oder er beschreibt Zettelchen mit dem hebräischen Jeho-

va, beschneidet die Nägel an Händen und Füßen, einen Finger und einen Zähe um die andre, schneidet Haare vom Wirbel ab, drückt Läppchen auf die leidenden Theile, bindet Kräuter auf die Fußsohlen, verordnet Süßholz in Wasser zu trinken, Borsdorfer Aepfel mit Zuckerkand zu essen, läßt sich ungerade Geld voraus geben z. B. 61 Zweigroschenstücke. Diejenigen aber, welche nicht voraus bezahlen, sondern nach glücklich vollendeter Cur so viel Thaler geben wollten, waren Ungläubige, bei welchen er nicht wirken konnte. Einem Kaufmann, der ihn brauchte, erlaubte er, seine bisherigen zwei Aerzte fort zu gebrauchen, weil dieß seine Cur, die ihn allein wieder herstellen könnte, nicht unwirksam machte. Bei einer armen Frau, die ihn nicht voraus hat geben können, soll er sogar gesagt haben: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen! Nach der Versicherung seines Wirths soll er des Nachts wie unsinnig in der Stube herumgelaufen seyn. Die Wiederherstellung seiner Patienten verschob er immer auf drei, sieben oder neun Wochen. Es kamen Leute vom Lande herein und er wurde auch aufs Land gehohlt. Am 4ten März mußte er auf Befehl des Magistrats zu Querfurth sich aus der Stadt entfernen, zum großen Leidwesen seiner Gläubigen, welche Fürbitten bei ihn einlegten. So ist es auch in Freiburg geschehen, und es ist wahrscheinlich, daß er durch seine Wundercuren in Sachsen, noch eine Stelle in Waldheim (einem Irren- Zucht- und Armenhause) wird erhalten haben. — Doch nein, er trieb sein Wesen auch in den Gegenden von Penig, Chemnitz, Mitweide und Annaberg. Auch da wußte er leichtgläubige Leute unter der angenommenen Miene eines Heiligen zu misbrauchen. Er gab sich für einen Kaufmann aus Friedberg in Schlesien aus, der sehr wohlhabend gewesen, aber durch einen Brand um sein ganzes Vermögen gekommen sey. Und dieß, sagte er,

habe Gott deswegen gethan, weil er ihn zu etwas bessern in der Welt, als zu einem Kaufmann ausersehen habe. Er dankte Gott dafür, daß er ihn aus seiner Lage herausgerissen: denn nun könne er erst seine ihm mitgetheilten Kenntnisse zum Besten der Unglücklichen anwenden. So verdrehete er die tröstliche Lehre von der Vorsehung. Mich dünkt aber, man könne eben sowol sagen, daß Gott die Quacksalbereien und Prellereien mit in den Plan der Welt verwebt habe, um durch sein Beispiel vermittelst der Schande, die ihn betreffen wird, der ganzen Zunft solcher Wunderdoctoren und Afterpropheten Abbruch zu thun. Von seinen verrichteten Wundercuren wußte er sehr viel zu erzählen; auch prahlte er mit einer Menge gestempelter Atteſtate von vornehmen Personen. Bei seinen Curen brauchte er weder Pulver noch Pillen, sondern er ließ sich etwas von des Patienten Nägeln von Fingern und Zehen, und einem Püschel Haare vom Wirbel geben, welches bei abnehmenden Tage abgeschnitten werden mußte. Dann maß er den Kranken mit einem rothen Bande nach der Länge und Dicke von oben bis unten aus, und was dergleichen Possen mehr waren. Als Nebenwerk rieth er bisweilen noch zu dieser oder jener Arznei aus der Apotheke. Er ließ sich 20, 30, auch nach den Umständen 70, 80 Rthlr. für seine Possen bezahlen. Will sich jemand nicht sogleich zum Aufzahlen bereit finden lassen, so droht er, seine Hülfe, zu der man bald Zuflucht werde nehmen müssen gänzlich zu versagen. Daß er wirklich viel Geld verdiente, konnte man daraus abnehmen, daß er gut lebte, und mit Extrapost von einem Ort zum andern reiste. Seinem Ansehen und seiner Sprache nach zu urtheilen, war er ein verkappter Jude.

In einem Schreiben aus dem Bayreuthischen 1789. wird gesagt: Am 12ten März kam ein herumziehender Doctor oder Operateur nach G..g einen ritterschaftli-

chen Ort bei Culmbach. Er nannte sich Sipelius, versprach weder innerlich noch äusserlich zu curiren, sondern blos in einem der dasigen Wirthshäuser etliche Wochen für sein Geld zu zehren, wozu er die amtliche Erlaubnis erhielt. Gleichwol nahm er unter der Hand einige Curen vor; aber meistens ausserhalb des Orts. Unter andern ertheilte er einem 36 jährigen Bauersknecht ein Gutachten, welches, jedoch ohne seine Schuld, durch die verkehrte Anwendung dieses Menschen sehr übel ausschlug. Er rieth ihm nemlich in ein warmes Bad, etwa das Carlsbad zu gehen. Der Knecht hatte keinen Begriff von der Beschaffenheit warmer Bäder, und meinte, es käme blos darauf an, seinen Körper in einen ausserordentlichen Schweiß zu bringen, und dazu wählte er folgendes Mittel. In einen nahe bei seines Vaters Hause befindlichen Backofen, der zwei Tage nach einander geheizt worden war, schob er, als das Brod kaum heraus war, ein Brett, versezte das Einheizloch über die Hälfte, um die Hizze beisammen zu halten, und kroch hinein, so lang er war. Er wurde aber von dem heissen Dunste gleich so sehr betäubet, daß er das Brett verfehlte, und mit dem Bauche auf die glühenden Steine der untern Fühlung des Backofens zu liegen kam, und sich jämmerlich verbrannte. Der Schmerz riß ihn aus der Betäubung, so daß er zu schreien und zu wehklagen anfing, und daß die Seinigen, die von dieser Schwizcur nichts wußten, hinzusprangen, und ihn halb gebraten herauszogen. Das Gesicht, die Hände, die Brust und Arme waren erbärmlich zugerichtet; am schlimsten aber die eine Kniescheibe, welche der dienlichsten angewandten Mittel ungeachtet, lange nicht heilen wollte, und die große Zehe an dem einen Fuße war ganz weggebrannt. — In manchen Gegenden haben die Dorfhebammen den gefährlichen Gebrauch, daß sie kleine Kinder, welche die zehrenden

Dinger haben sollen (d. i. solche Kinder, die nicht gut verdauen und daher nicht gedeihen) auf ein Kuchenbrett legen, und in dem heissen Backofen — vermuthlich schnell hinein und wieder heraus — schieben; und wer weiß, wie manches Kind durch die Wirkung der Hitze auf das Gehirn, dumm machen, oder bei ihm zu künftigen schreklichen Krankheiten den Grund legen, die denn wol noch gar, weil die Ursach unbekannt bleibt, der Verhexung zugeschrieben werden.

Zu Varenholz und Lippe-Dettmold fand sich den 4ten May 1789. ein Marktschreier Thomas Winzenheim aus Anspach ein. Er gab Salmiak gegen den Schwindel, und Pulver, die aus Schneeberger Schnupftaback, verschiedenen Wurzeln, weisser Nießwurz und gemeinen Schnupftaback bestehen, wider Flüsse und Schnupfen, handelte auch mit einem Pulver, womit man Schnallen, und kupferne und messingene Geldmünzen weiß machen kann, und gab sich ausserdem noch mit Taschenspielerei und Kartenkünsten ab. Nachdem er in einigen Gasthöfen sein Hokus Pokus versucht hatte, gieng er zum dasigen Gastwirth, foderte ein Glas Brantewein, sah, daß die Wirthin in einen Kasten Geld warf, und dachte auf Gelegenheit, etwas daraus in seine Tasche zu spielen. Er forderte noch ein Glas Brantewein, und wie sich die Wirthin entfernte, und er allein zu seyn glaubte, so suchte er vermittelst einer Fischbeinruthe, die mit Vogelleimbestrichen war, durch die schmale Oefnung des Geldkastens etwas herauszuholen. Die Wirthin aber, die den Fremden durch die Oeffnung zwischen der Küchenthür her beobachtete, bemerkte sein Kunststück, und spielte ihn der Obrigkeit in die Hände. Hier bekannte er: er sey der Sohn eines Kuhhirten, habe das Schneiderhandwerk gelernt, und sey auf der Braunschweiger Messe mit einem gewissen Hagen aus Danzig in Gesellschaft gekommen, der sich

damit ernährt habe, durch Hülfe dieses bestrichenen Fischbeins, den Kaufleuten Geld aus den Kasten zu entwenden, während sie die gefoderten Waaren suchten. Dieser Hagen habe ihn zum Gesellschafter und Aufpasser angenommen, ihm auch etwas vom Gewinnste abgegeben; und dieß Leben habe ihm gefallen. Er habe sich also heimlich von seinem Gesellschafter wegbegeben, habe ihm Fischbein und Leim mitgenommen, und schon oft für sich damit Versuche gemacht, aber die Kunst aus Mangel an Uebung und Gelegenheit anderswo noch nie in Ausübung gebracht, bis d. 4ten May in Varenholz, wo er aber an der Wirthin seinen Meister gefunden. Das Criminalgericht zu Detmold erkannte ihm 14tägige Zuchthausstrafe, und dann Landesverweisung zu.

Folgender Zettel verdient wol unter den possierlichen Anzeigen der reisenden Universalärzte zu stehen: ob er gleich von einem mit dem Doctorhut gezierten Arzt und Landphysikus ausgegeben wurde.

Nachricht.

„Es machet hiermit hohen und niedern, auch Standespersonen bekannt, daß der achtzehn Jahre lang in königl. preussischen Diensten als Batoillonsfeldscherer sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten gestandene, nachher aber von einem Concilio medico in Heidelberg examinirte, nunmehr aber zu Weingarten zwischen Durlach und Bruchsal wohnende aufgestellte Doctor und Landphysikus Laurentius Burghard, daß er mit nachstehenden nicht allein schon viele Proben abgelegt, sondern auch noch täglich damit fortfährt: als 1. Beschauet er den Urin, sie mögen das Alter haben, wie sie wollen, so wird jedem Patienten wissend gemacht, was ihm fehlt, und woher seine Krankheit den Ursprung genommen. 2. Kurirt er das Fieber, und wenn solches einer Jahr und Tag gehabt hat, in Zeit von 8 Tagen.

3. Alle alte fistulöse Schäden heilt er mit seiner Medicin und Pflaster in 10 Tagen. 4. Diejenigen Personen, so die fallende Krankheit haben, und noch nicht 18 Jahre alt sind, werden durch seine Cur in vier Wochen davon befreit. 5. Diejenigen Personen, welche Engbrüstigkeit haben, viele Beschwernisse erleiden, finden durch seine Medicamenten nicht allein sogleich die erwünschte Linderung, sondern werden auch durch den ordentlichen Gebrauch vollkommen wieder hergestellt. 6. So ein Patient gern wissen mögte, ob ihm zu helfen sey oder nicht, so besizt er eine Medicin, und machet die Probe damit, daß er und der Patient einen Löffel voll davon nimmt: übergiebt sich der Patient, so stirbt solcher, bleibt aber solche bei ihm, so kommt er davon. Nebst diesen wenig angezeigten, so übernimmt er nicht allein alle Curen innerlich, sondern auch alle chirurgische Verrichtungen, und verspricht dabei die billigsten Preise von seinen selbst verfertigten Arzneien, und geschwindesten Bedienung, hofft daher den geneigtesten Zuspruch."

Man sucht jezt zwar immer mehr den Schaden, der durch Quacksalber und Afterärzte verursachet werden könnte, durch obrigkeitliche Verfügungen zu hindern, weil es ausgemacht genug ist, daß Gesundheit und Menschenleben dabei zerstöret wird; und in manchen deutschen Ländern, darf sich bei namhafter Strafe kein herumziehender medicinischer Mörder blicken lassen: Aber nicht überall in Deutschland ist man gleich aufmerksam auf dieses gefährliche Unwesen, und die Wunderärzte schleichen sich öfters, aller Verbote und aller Aufsicht ungeachtet, ein, berauben einfältige Leute, und tödten sie, indem sie ihnen Hülfe versprechen. 1790 wurde der Herzogl. Zeitungs-Expedition in Gotha, eine prahlhafte Ankündigung einiger enorm theuern Arzeneien zu weiterer Bekanntmachung zugesandt, worin es heißt:

„Weil die Erfindung folgender Madicamente eine große Wohlthat für das ganze menschliche Geschlecht ist, und der Erfinder wegen vieler Geschäfte mit der Correspondenz sich nicht befassen kann, so hat derselbe mit solche in Commission gegeben, als: 1, vor die laufende Gicht; 2, Gicht an Händen, Knieen und Füßen, wenn solche auch den Grad erreicht, daß die Patienten Knoten und Trophes bekommen oder erlahmet; 3, den übermäßigen Abgang und die Verstopfung der goldenen Ader, nebst Anweisung, wie solche zu gebrauchen, und Zeugnisse von der Würkung der Medicamente, das erste kostet 1 Louisd'or, zweite 2 Ld'or, dritte und vierte 1 Louisd'or. Die Gelder werden bis Hildesheim postfrei erwartet, und ohne Geld werden keine Briefe angenommen." — Man sieht hieraus, daß der Mann übermäßigen Abgang und Verstopfung aus einerley Büchse curirte. — Noch ein andrer gewöhnlicher Marktschreierzettel, war mit biblischen Stellen gespikt, und der darin gepriesene Wunderdoctor seiner Profession nach, ein Pfeifenkopfsschnitzer, der in Ruhla Frau und Kinder hatte sitzen lassen, mit einer Mätresse im Lande herum zog, und jämmerlich an der Gesundheit der einfältigen Leute schnitzte, die ihn daran wollten schnitzen lassen.

In Hessen zog 1789 ein Operateur umher, Nahmens **Mathias Beck**. Dieser nannte sich selbst einen hochberühmten Oculisten Operateur, Leib- und Wundarzt, welcher in verschiedenen Königreichen und berühmten Hauptstädten (jetzt war er mit Dörfern zufrieden) viele hundert Menschen curirt, und jederzeit glücklich gewesen. Er rühmte von sich, das er die mehrsten Blindheiten in einer Virtelstunde curire, und — so hieß es wörtlich in seinem Zettel — „er heilet auch alle offene Schäden oder Salzflüsse an Arm und Beinen, Hasenscharten oder um sich fressenden Krebs,

Gewächse, Colik, güldene Ader, Reissen in den Gliedern, Rückschmerzen, welche erschreckliche Steinschmerzen in der Blase, auch Sand und Gries haben, und das Wasser nicht halten können, hat er ein Arcanum, in 24 Stunden Hülfe zu schaffen, mehrentheils ohne Einnehmen, blos äußerlich ꝛc.“ In der erbaulichen Vorrede zu seinen Prahlereien sagt er aber selbst: „Ein unerfahrner Arzt ist ein heimlicher Todtschläger. Darum nehme jeder die Warnung in Acht: und so er Arznei brauchen will und muß, so gehe er zu einem gelehrten und erfahrenen Arzt, der seine Kunst aus dem Fundament gelernt hat!“ Daher konnte ers nicht übel nehmen, wenn vernünftige Leute diesen Rath auf ihn selbst anwendeten, ob er gleich hinzusetzt: „Den Stand eines reisenden Arztes hat Christus so sehr geliebt, daß er uns denselben gebahnt, und zu reisen befohlen, indem er selbst ein Arzt des Leibes und der Seele gewesen, da er Matth 6. des Hauptmanns Knecht, den Aussätzigen ꝛc. heilte.“ So weit geht die Unverschämtheit solcher Quacksalber, sogar den göttlichen Stifter des Christenthums zu ihres Gleichen zu machen — Eben denselben Zettel, nur mit einem andern Anfangsvers hat ein andrer Operateur bald hernach zu Bienstädt im Gothaischen ausgetheilt, der sich Johann Abell seß- und wohnhaft in Bamberg, nennt. Dieser war also entweder derselbe unter einem andern Nahmen; wobei es zu verwundern wäre, daß der Wundermann die Polizei auf solche Art zum Besten zu haben wagte: oder die hochberühmten Operateurs sind solche Stümper, daß einer dem andern seinen Lügenzettel nachdruckt, weil er selbst keinen zusammenstoppeln kann.

In Kassel verkaufte 1791 ein Franzos, der sich Desmanges nennte, einen messingernen Ring in Gestalt eines gewöhnlichen Traurings, und inwendig mit einigen unverständlichen Figuren bekritzelt, nebst einer

gedruckten Gebrauchsanzeige, welche so lautet: Nachricht. „Ein geehrtes Publicum wird hiermit benachrichtiget, daß Hr. Johannes Desmanges aus London hat kommen lassen den wahren sympathetischen Wunderring, welcher durch seine Tugenden berühmt ist. Dieser Ring ist eine Uhr der Gesundheit, welcher durch seine Schönheit das Gold übertrifft: er verändert niemals seine Farbe, als wenn man krank ist, da er dann vortrefliche Würkung thut. Er ist sehr gut wider die Kopfschmerzen, da man ihn nur eine halbe Stunde an die Stirne halten darf, er hält das Bluten der Nase, wenn man 3 bis 4 Tropfen an dem Ring fallen läßt; er vertreibt die Zahnschmerzen, wenn man ihn in ein Glas frisch Wasser eintaucht, und damit den Mund ausspielt; er ist auch besonders gut in flüssigen Umständen; diejenigen, so ihn an dem Finger tragen, sind vom Krampf befreit u. s. w. Man bittet zuerst die Probe zu machen, ehe man ein voreiliges Urtheil über diese chymische Operation fället. Dieser Ring ist von Hrn. **Piemontois**, Doctor der Chymie zu London verfertigt. Mit Approbation der hohen Obrigkeit zu London. Er führt auch mit sich ein englisches Zahnpulver für alle Zahnschmerzen. Der Preis ist 18 Kr.“ Daß listige Betrüger einfältige Leute ums Geld prellen, ist nichts neues, und wundert mich auch nicht; daß aber Leute, welche verlangen, daß man sie für klug halten soll, nicht nur solche Wunderringe u. dgl. kaufen, sondern auch steif und fest an ihre Wunderkraft glauben, wenn sie gleich 9 mal vergebliche Versuche damit gemacht haben, und das 10te mal zufälliger Weise der Schmerz oder das Bluten aufhörte — das wundert mich, und dünkt mich kein sonderliches Zeichen der Aufklärung unsrer Zeit zu seyn.

Die Bestandtheile des berühmten Gesundheits- oder Lebenthees des Grafen **St. Germain** sind entdekt.

Er besteht nemlich aus Portulaksamen, Anis, Senesblättern, Birkenholz, weißem und rothem Sandelholz; und das sind die Wunderdinge, durch die sich der Hr. Graf ein Alter von 2000 Jahren verschaft haben wollte. Er starb vor wenig Jahren in Hamburg und versicherte, Christum sehr wohl gekannt, und auf der Hochzeit zu Cana Wein mit ihm getrunken zu haben.

Eau D'or — nicht von Gold, sondern von dem Nahmen des Verfertigers, Herrn **Dor** also benennt. Dieser Mann hatte den guten Gedanken, ein großes Faß auf seinen Boden zu setzen, darin das Regenwasser aufzufangen, eine Röhre von da bis in sein Zimmer zu leiten, und Bouteillen damit zu füllen, wovon er sich denn eine mit zwölf Livres bezahlen ließ. Zuweilen mischte er denn auch wohl ein wenig Alaun oder Salz mit darunter, am gewöhnlichsten aber giebt er das Wasser ganz rein. Verschiedene Herren und Officiers, die den Gewinn mit ihm theilen, breiteten das Mittel als sehr probat aus. — Einst kommt ein ehrlicher Bürger zu ihm, um Hülfe für sein Kind zu haben, das an Würmern litt. Ihr braucht nichts als mein Wasser, sagte der Wundermann, verkauft ihm eine Bouteille für einen halben Louisd'or, und räth, einen Löffel davon in eine Flasche gemeines Wasser zu mischen, wovon einen Tag lang zu trinken wäre. Der Vater bringt diese Verordnung nach Hause, und geht seinen Geschäften nach. Aber wie erstaunt er, als er bei seiner Zurückkunft findet, daß der kleine Kranke durch einen Misverstand die ganze Flasche Eau D'or ganz rein, statt jener verordneten Mischung getrunken hat. Ganz außer sich läuft er zu seinem Arzt, und bittet ihn: seinem Kinde das Leben zu retten, das nach einer so ungeheuren Dose eines Mittels gewiß in der äußersten Gefahr seyn müsse. Seyd unbesorgt, lieber Freund, antwortet Herr **Dor**, mein Wasser thut nie Schaden.

Hier ist eine andre Flasche. Aber der Bürger nahm den Spaß übel, ließ ihn die Unverschämtheit, ehrliche Leute mit solchen unschädlichen Wasserarzeneien anzuführen, thätlich empfinden, und ging nicht eher, als bis er sein Geld wieder hatte. — Noch übler gieng es dem armen Dor mit dem Marschall de Biron. Dieser hatte sich einige Tage bei dem Gebrauche des Wassers recht wohl befunden, aber plötzlich trocknen einige Wunden, die er an den Füßen hatte, und er bekommt einen Steckflus. Mit vieler Mühe rettet der Hausarzt dem Marschall das Leben; und Dor wird von den Bedienten desselben die Treppe hinunter geworfen. — Solche Erfahrungen hätte er wohl nie von reinem Wasser zu machen geglaubt, und vielleicht bekam er nun erst Zutrauen auf dessen Kräfte.

Folgende endliche Behandlungsart der Wunderärzte von Seiten der Polizei verdient sehr empfolen zu werden: In Hachenburg fand sich ein solcher Vogel ein. Kaum war seine Ankunft ruchbar, als es auch nicht an Menschen fehlte, die seinen Rath suchten, und seine Anweisungen befolgten. Man sah auf einmal viele Personen, die ihre Gesichter mit Pflästerchen belegt hatten. Kurzsehende hielten dieselben anfänglich für Schmutzflecken, andre glaubten, die weiland Schönpflästerchen stünden wieder auf der Modeliste. Endlich entdeckte es sich, daß unser Wunderdoctor dieß bewirkt habe. Die Pflaster waren nemlich, wenn man so sagen kann, bei ihm eine Universalarznei. Wo er sie anwenden konnte, thaten sie Wunder. Es eilten daher Blinde, Lahme, Buckelichte, kurz, Menschen mit allerley Seuchen und Gebrechen behaftet, aus der Gegend zu ihm hin, und verließen ihn mit einem tüchtigen Pflaster auf dem schadhaften Theile versehen. Natürlicher Weise mußte die Polizei auf diesen Menschen aufmerksam werden: da man aber bei näherer

Untersuchung fand, daß er sich blos mit kleinen äusserlichen Curen abgäbe, und diese mit einem unschädlichen Pflaster zu betreiben suche; so ließ man ihn einstweilen sein Spiel so hingehen. Als er sich aber endlich mit innerlichen Curen befaßte; so ward ihm anbefohlen, schleunigst die Stadt zu verlassen. Auf diesen Befehl kamen nun seine Patienten mit einer unterthänigen Vorstellung ein, und baten, daß man ihnen den Doctor doch wenigstens so lange lassen mögte, bis die Zeit, binnen welcher er sie zu heilen versprochen habe, verflossen sey. Die, auch gegen die Thorheiten und Schwachheiten des Volks tolerante, Regierung erlaubte dieses, zumahl, da man gefunden hatte, daß er sich zu seinen Curen besonders des Provenceröls und andrer unschädlichen Sachen bediente, die er aus der Apotheke nahm — mit dem Zusatz aber, daß er, wenn diese Zeit verflossen sey, ohne Anstand die Stadt verlassen müsse. Er hatte sich nemlich anheischig gemacht, alle seine Kranken binnen 4 Wochen zu heilen. Diese Zeit verstrich, und die Kranken blieben so krank als vorher. Die Regierung ließ ihn nun mit einigen Husaren auf die Grenze bringen. Allein der Wundermann schlug nun in Lochum, einem eine Stunde von Hachenburg gelegenen Dorfe seine Bude auf, wo die betrogenen Leute nach wie vor zu ihm hinströmten. Ja er trieb seine Frechheit so weit, daß er von da aus Krankenbesuche in Hachenburg abstattete. Um nun diesen Unfuge zu steuern, verließ die Hachenburger Regierung, weil das Dorf Lochum zur Hälfte Nassauisch ist, ein Requisitionsschreiben deshalb nach Dillenburg, welches die Würkung hatte, daß alsbald einige Husaren von dort her nach Lohum befehliget wurden, um diesen Menschen mit Zuziehung einiger Hachenburger Husaren auf die Grenze zn bringen. Dies geschah. Unser Doctor ließ sich nun in Wulferlingen, einem andern

Hachenburger Dorfe nieder, wo er noch immer den ehemaligen Zulauf hatte, und sogar mehrmals, um seine Kranken zu besuchen, nach Hachenburg kam. Denn obgleich der Befehl gegeben war, ihn, wenn er sich in der Stadt betreten ließe, fest zu halten, so wußte er es doch allemal so zu machen, daß man seiner nie habhaft werden konnte. — Auf Anstalten der Regierung, diesen Menschen wieder zu vertreiben, kamen die Einwohner von W. bittschriftlich ein; aber es half nichts, er mußte fort. Nun begab er sich in die Gegend von Neuwied, setzte aber noch immer seine Besuche in H. fort, indem er stets mit veränderter Kleidung und verändertem Aufzuge bald zu Fuße bald zu Pferde, bald als Werber, und bald als Jäger sich einzuschleichen wußte. Endlich aber war man so glücklich, sich seiner schäzbaren Person zu bemächtigen, wiewohl erst nach einigem geleisteten Widerstande, wo er mit 50 Stockschlägen zum Doctor feierlichst erhoben wurde. Von dieser Zeit an, hat man nichts weiter von ihm gehört. — Aus diesem kann man vornehmlich folgende Sätze abnehmen 1. Daß die Welt wolle betrogen seyn; und 2. daß sie sich leicht betrügen lasse. 3. Daß die Quacksalber, indem sie durch Täuschung Geld verdienen, sich schwerlich stöhren lassen, und 4. daß fühlbare Mittel bei ihnen mehr zu fruchten pflegen, als nachsichtiges Verfahren.

In den Anspacher Zeitungen von 1793. Stück 17 und 18 wurden wieder fünf Beispiele von selbst promovirten Doctorinnen und Doctoren der Arzneikunst aufgeführt, um dadurch der Pfuscherei in dieser für Leben und Gesundheit der Menschen und für Bevölkerung der Staaten so nachtheiligen Profession Einhalt zu thun. Unter andern heißt es; „Da mit dem von hier gebürtigen Empiriker*) Georg Leonhard Gottlieb Selbert,

*) Ein Empiriker heißt ein Arzt, der seine Kunst nicht durch Studiren und durch Erlernung der in derselben von Alters her bis

vorgenommene zweimalige Examina hinlänglich bewährt haben, daß sich derselbe über alle einem Wundarzt unentbehrliche Kenntnisse in der gröbsten Unwissenheit befinde, daß ihm die richtigen Begriffe über die chirurgische Gegenstände und Verrichtungen gänzlich mangeln, und daß sämmtliche von ihm an verschiedenen Personen unternommene Operationen, auf welche er sich zu berufen pfleget, nicht sowohl als Beweise seiner Geschicklichkeit gelten können, sondern vielmehr als blos gelungene Wagstücke angesehen werden müssen: so wird von Seiten dieses Königl. Collegii nach obhabenden Pflichten das Publicum, vorzüglich umliegender Gegend auf dem Lande durch diese öffentliche Bekanntmachung wohlmeinend gewarnt; sich den Blindlings gewagten, und selbst auf den Befehl der höchsten Landesstelle verbotenen Operationen dieses herumziehenden in der Chirurgie gänzlich unwissenden Empirikers Selbert in keinem Falle mehr anzuvertrauen, sondern sich vielmehr vor dessen sträflichsten Pfuschereien sorgfältig zu hüten."

Fr. Wilh. Kirmse, Schulmeister zu Thiemendorf 1½ Stunde von Eisenberg, legte sich auf Menschenflikkerei, und trieb seinen Unfug, noch im Jahr 1793. im Stillen: aber der Glaube ans Wunderbare ist noch nicht verdrängt, und die Menschen wollen nicht untersuchen, daß jede Erscheinung in der Natur, also auch jede Krankheit ihre natürlichen Ursachen habe. Der Ruf von diesem Menschen verbreitete sich daher immer mehr. Die Betrogenen schwiegen oder freueten sich, andere auch betrogen zu sehen, und das übrige bedeckte die Erde. Jezt zogen Schaaren des leichtgläubigen Volks aus Dörfern und Städten zur Wohnung des Harnpropheten und belagerten sie mit Harngläsern. Reiche und

jezt gemachten Erfahrungen und darauf gebauten Grundsätze erlangt hat: sondern durch bloßes Probiren dieser und jener Recepte an den Patienten.

Arme, Gelehrte und Ungelehrte, Große und Kleine standen mit staunenden Augen, aufgerißnem Munde und gierigen Ohren vor seinem Gericht, die unerhörte Weisheit dieses Wundermannes zu fassen, der mit gefalteten Händen, verzerrtem Gesichte und gen Himmel gerichteten Augen Tod und Leben verkündigt. Das mehrste verrichtete er durch den Misbrauch des Nahmens Gottes, und durch das Zeichen des Kreuzes, und dieses nennte er Sympathie. Er steht dabei seinem Schulamte schlecht vor, und vernachläßigt es zum Nutzen seines Beutels und zum großen Schaden derer, welche er lehren soll.

Eine Frau Doctorin hat — noch im Jahr 1793. — ihre Arzneibude in Hebenshausen einem Hessischen Dorfe, eine Stunde von Witzenhausen, aufgeschlagen, und zieht da ruhig und ungestört jährlich durch ihre Praxis, 2-bis 300 Rthlr. gewiß, von der Unwissenheit und Einfalt des gemeinen Volks nicht nur, sondern auch mancher Vornehmern. Sie wohnte sonst auf dem Eichfelde, wurde aber gar bald, weil sie mehrere Kranke schnell davon half — des Landes verwiesen. Darauf schlug sie ihren Wohnsiz im obengenannten Dorfe auf. Freilich wurden auch hier ihre Curen bald ruchbar, und ihr demnach bei Zuchthausstrafe verboten, keinem Hessen Arzneimittel zu geben; und das wissen die guten Leute im Hessenlande. Wenn sie daher ihren Rath und Hülfe suchen, so thun sie es immer unter dem Nahmen der Hannoveraner; und die Betrügerin findets denn auch weiter nicht für gut, die Landsmannschaft zu untersuchen: sondern nimmt, und giebt. Am mehresten besucht man sie indeß aus dem Hannöverschen, und man weiß Beispiele, daß Leute 4 bis 8 Stunden weit herkamen, um Arzneimittel bei ihr zu holen. Kein Tag vergeht, da nicht 8 bis 10. theils selbst Patienten, theils Abgesandte derselben in ihren Gesundheitstempel

kommen. Dabei geht es nun so zu. Auf der Hausflur sind Stühle und Bänke angebracht, wo sie sich hinsetzen und warten müssen. Einer nach dem andern wird dann ins Zimmer geführt. Einige Helferinnen der Frau Doctorin sind dazu abgerichtet, die Leute auszufragen, indem sie selbst nicht gegenwärtig ist, sondern in einer daranstoßenden durch eine Bretterwand von der Stube geschiedenen Cammer zuhört. In der Unschuld erzählen die Leute alles. — Endlich erscheint die Frau Doctorin (so heißt sie wirklich in der dasigen Gegend weit und breit umher) läßt sich mit einer Geheimnisreichen Miene das Uringläschen reichen (ohne dieß Gefäß wird keiner angenommen) scheint nachzudenken, und sagt dann die hinter der Wand vernommenen Gebrechen des abwesenden oder gegenwärtigen Patienten, bereitet in aller Geschwindigkeit ihre Arzeneien, die meistentheils ganz einerlei nur durch Vermischung gewisser Tropfen von verschiedener Farbe, gemeiniglich schweistreibende Mittel sind, und nimmt dann ihr Opfer an Geld, Flachs, Frucht u. s. w. Die Leute können besonders die Kunst der Frau, aus dem Urin zu sagen, was für Gebrechen der Kranke habe, nicht genug bewundern. Sie brauchen vornehmlich ihre Arzneien dann, wenn jene aus der Stadt nicht gleich anschlagen.

In Thüringen machte 1793. ein Candidat der Theologie den Quacksalber, ein Mensch, der so unwissend war, daß er unter andern behauptete, Bauern und ähnliche ungelehrte Leute hätten ein zwar gesundes, aber pechschwarzes Gehirn: Gelehrte hingegen ein weisses, den Krankheiten mehr unterworfenes. Ein loser Vogel, bei dem eben ein Schöps geschlachtet ward, als dieß behauptet wurde, antwortete darauf: so muß wol ein Schöps, als ein dummes Thier, ein recht schwarzes Gehirn haben, und hohlte sogleich den Schaafskopf, womit er die Behauptung zu widerlegen suchte. —

Solche Leute, die für ihr Fach verdorben sind, weil sie zu unfähig waren, das zu lernen, womit sie sich hätten können durch die Welt helfen, legen sich zulezt auf die Arzneikunst, und finden Glauben und Beifall.

In dem Amtsdorfe Schmöllen bei Cahla trat 1793. ein fremder, seyn wollender Doctor auf, und täuschte das leichtgläubige Publicum durch seine Großsprechereien. Aber sein Wunderkram war von kurzer Dauer; denn er wurde von Obrigkeitswegen in Verhaft genommen. Dabei zeigte sichs nun sehr deutlich, woran es liegt, daß noch immer so viele Leute sich mit medicinischer Pfuscherei abgeben, anstatt ein anderes rechtmäßiges Gewerbe zu treiben: das gutherzige Publicum will es nemlich so haben! Es fanden sich hier Patienten, welche für den Doctor Caution machen, und ihm die Erlaubnis zu curiren auswirken wollten, aber natürlicher Weise abgewiesen wurden.

Vom Manipuliren auf dem platten Lande; ein Beitrag zu den magnetischen Curen.

Zwei deutsche Männer machen die zu seiner Zeit so sehr bewunderte und erhobene Mesmersche Manipulation, und die magnetische Cur als neue Erfindungen verdächtig: denn **Johann Böttcher** zu Leeste (im Hannöverischen) gebrauchte diese Curart schon vor beinahe 60 Jahren bei Bauersleuten in gichtischen Zufällen mit gutem Erfolge, und erwarb sich dadurch nebst seinem übrigen Landhaushalt ein Vermögen von 2000 Rthlr. — Sein Schüler, **Johann Heinrich Dame**, in dem Dorfe **Felde**, wohnhaft, hat nach jenes vor etwa 40 Jahren erfolgten Ableben, diese Heilmethode in der dasigen Gegend fortgesezt, und seine Praxis gleichfalls berühmt gemacht, so daß von Gichtfluß gelähmte Perso-

nen aus benachbarten Aemtern auf Wagen zu ihm geführt wurden; nur mit dem merklichen Unterschiede, daß er nicht, wie sein Vorgänger, Schätze dabei gesammelt, sondern mehr aus Neigung und Menschenliebe, als für baares Geld, seinen leidenden Nächsten hülfliche Hand leistete. — Ich habe (so schreibt der Verfasser dieser Nachricht) öfters Gelegenheit gehabt, dieses Reiben der Patienten mit anzusehen, wobei vornemlich der Daum in der rechten Hand würksam ist. Mit diesem wird dasselbe der Ordnung nach vom Kopfe angefangen, den Nacken herunter über die Schulter, dann dem Arm entlang bis zu der äussersten Fingerspitze langsam schiebend, und besonders an den leidenden Muskeln, und bei den auf den Nerven liegenden Gichtknoten derbe drückend, in eins anhaltend fortgesezt. Hierauf wird die andere Schulter und Arm vorgenommen, und so mit fleißiger Aufsuchung der Nervenbüschel den Rückgrad hinunter, auf den Lendenwirbel und Schenkel bis zu den Füßen hinaus fortgesezt, wobei denn der Manipulant versichert, daß der Gichtstoff aus den Zehen und Fingern seinen Ausgang finde, wie der Patient solches selbst an dem Kribbeln dieser extremen Theile wahrnehmen und empfinden müsse. Zum Beschluß wird ein Gemisch von gleichen Theilen Spiek- Terpentin- und Ziegelsteinöl auf das schmerzhafte Glied gestrichen und eingerieben.

Ob aber gleich diese Manipulation eigentlich nur ein Linderungsmittel ist, weil die solchergestalt vertheilte Gichtmaterie in der Folge zu neuem Schmerz sich wieder vereiniget, so darf man doch die geringste Hülfe nicht verachten, welche der leidenden Menschheit auch nur auf Monate und Wochen einige Erleichterung gewähret.

Und weil dieses unschuldige, ohne alle abergläubische Gaukelei aus dem Gefühl der Natur hergenomme-

ne Mittel zugleich die gute Eigenschaft hat, daß selbiges weder die Nerven des robusten Bauern schwächet oder verfeinert, wobei Pflug und Dreschflegel zum gemeinen Schaden übel bestehen würden; noch einen langwierigen Schlaf, wozu der Landmann sich weniger als der Städter abmüßigen kann, zur Folge, oder auch sonst eine lüsterne Behaglichkeit und Einladung zur Wiederholung, so wenig zum Grunde hat, daß vielmehr der Patient bei ernsthafter Ausübung dieser Heilart, unter verzogener Miene oft einen lauten Schrei thut, so ist um desto weniger zu befürchten, daß solche zur Gemächlichkeit zu unzeitigen Ruhestunden, zum Verderbnis der festen Constitution und Diätetischen Lebensart des gemeinen Mannes Gelegenheit geben oder gemisbraucht werden sollte.

Uebrigens verdient die fast allgemeine Beschwerde unsers bejahrten Landvolks von Gichtschmerzen, wo wider sonsten auch der öftere Gebrauch des warmen Bades in Brantweinwäsche gute Wirkung thut, die Aufmerksamkeit und Untersuchung der Aerzte, ob dieselbe wol aus der übeln Gewohnheit herrühre, daß der Arbeiter zur Sommerzeit bei Schweiß erregenden Geschäften sich bis aufs Hemd entkleidet, und vor dem kühlen Abend seine Kleider nicht wieder anlegt, wodurch leicht eine Hinderung der Ausdünstung, und Stockung der Säfte entstehet; oder auch, ob das Vorgeben der Alten gegründet sey, daß der jezt so häufige Gebrauch der Kartoffeln die gichtischen Zufälle vermehre, welches leztere ich um deswillen hier anzuzeigen für nöthig finde, da selbst das königl. Preußische Sanitätscollegium den Gebrauch der unreifen Kartoffeln so ernstlich widerrathen hat, und diesem gerade entgegen jezt die leidige Gewohnheit eingerissen ist, daß die Hausfrauen schon um Jacobi die Kartoffelnstengel aufziehen, durchsuchen, ablesen, und wieder fest antreten, wodurch nicht nur eine

doppelte Ernte von unreifer Speise entsteht, sondern auch der Nachtheil, daß die Frucht bei solcher Zerrüttung im besten Wachsthum gestöhrt wird, wofern der unzeitig berührte Stengel nicht völlig vertrocknet. Dieses schädliche Verfahren sollte billig von jedem Hausherrn um destomehr untersagt werden, weil man dafür frühreife Sorten zum nöthigen Gebrauch in der Ernte, anpflanzen und mit besserm Nuzzen gebrauchen kann.

Fast alle orientalische Reisebeschreiber melden, daß es im Orient überall üblich sey, sich zu einer gewissen Zeit des Tages die Glieder recken und reiben zu lassen; keiner aber hat uns diese Operation so umständlich beschrieben, als Anquetil, aus dessen Reisen folgendes entlehnt ist.

Gewöhnlich pflegt dieses Recken und Reiben im Bade zu geschehen.

Wenn man die Kleider abgelegt, kommt der Badediener und legt denjenigen, der baden will, auf eine Tafel, besprengt ihn mit warmen Wasser, reibt ihn am ganzen Leibe, und ziehet alle Glieder so wie die Finger auseinander. Endlich legt er ihn auf den Bauch, sezt ihm die Kniee in die Seiten, packt ihn bei den Schultern an, und macht, daß ihm der Rückgrad etlichemal kracht; bei einem jedem Zuge giebt er ihm mit der flachen Hand einen Schlag auf die muskulösen Theile, fast wie die Stallknechte thun wenn sie die Pferde striegeln. Dieses ist das erste Stück Arbeit. Alsdenn zieht der Bader einen haarnen Handschuh an die rechte Hand, fährt damit über den Körper mit solcher Strenge hin und her, daß ihm selbst der Schweiß darüber ausbricht; reibt hierauf die Haut, wo sie am härtesten ist z. E. auf den Fersen, mit Bimsenstein, und darnach den ganzen Leib mit Seife und wohlriechenden Wassern, und wenn auch dieses geschehen ist, scheert er die Haare ab. Diese Operation dauert drei Viertelstunden, und man wird da-

durch wie neu gebohren. Man fühlt in dem Körper eine gewisse Leichtigkeit und Ruhe, welches eine Würkung des Reibens und Streichelns an allen Theilen des Cörpers ist. Man kommt in einen gelinden Schweiß, worauf hernach eine angenehme Erfrischung erfolgt. Alsdenn fängt man gleichsam aufs neue an zu leben.

Zum Ersaz für den Magnetismus und Somnambulismus, wurde vor wenig Jahren eine neue Methode zu magnetisiren empfohlen, die noch sonderbarer und doch etwas unschuldiger war, wie die vorige. Man legte nemlich auf den kranken Theil einen schweren (versteht sich — leblosen) Körper, so daß derselbe durch die natürliche Schwerkraft dieser Last so sehr, als es der Kranke aushalten konnte, zusammengedrückt wurde. Hatte z. E. der Kranke eine Verstopfung der Leber, so legte man ihn horizontal hin, und beschwerte die Lebergegend mit einem oder mehrern Steinen, einem Stück Blei oder Eisen u. d. gl. von verhältnismäßigem Gewicht, je nachdem der Kranke mehr oder weniger Kräfte hatte, um es auszuhalten, ohne zu ersticken. In dieser Presse ließ man ihn so lange wie möglich, und wiederholte es oft. — Man schrieb die gute Wirkung dieser Methode dem fluide universel zu, die Ursache der Schwere, dessen Kraft man durch Auflegen eines schweren Körpers gerade in den leidenden Theil wollte würken lassen. — Durch eben diese Kraft soll es geschehen, daß Menschen, die man begraben, und mit Steinen oder Erde beschwert hat, wieder erwachen; und die Vertheidiger dieser Verfahrungsart gaben Kranken den wohlmeinenden Rath: sich nur begraben zu lassen — als das gewisseste Mittel, der Krankheit und den Aerzten zu entwischen, und bald mit der Gesundheit wieder aufzustehen.

Ueber die Mitesser bei Kindern.

Ein Schreiben: Vor einigen Jahren erzählte mir eine Frau die Geschichte ihrer Kinder, und daß das eine das Schicksal gehabt hätte, von Mitessern gequält zu werden. Neugierig fragte ich sie, was sie darunter verstehe, worauf sie mir zur Antwort gab: es wären kleine schwarze Würmer, welche an den Schultern und dem Rückgrade des Kindes unter der Haut säßen. Das damit behaftete Kind habe sehr starke und fast nicht zu befriedigende Eßlust, bliebe dabei mager, sähe sehr blaß aus, sey matt, unlustig und ließe glauben, daß es schwindsüchtig sey. Das sicherste Mittel dagegen wäre: man nehme einen Eßlöffel voll Honig, eben so viel Bodensatz von Bier, der unter den Nahmen Barm bekannt ist, und einen Eßlöffel voll Weizenmehl, rühre das alles wohl durch einander, stelle das Kind mit dem Rücken gegen einen warmen Ofen, wasche den Rücken zuvor mit warmen Wasser, und riebe ihm denn mit der Salbe die Schulterblätter und den ganzen Rückgrad an dreien Tagen. Man würde sehr bald wahrnehmen, daß kleine schwarze, Haardicke Würmer aus der Haut hervorkämen, die man vollends herauszöge. Sie habe bei ihrem Kinde die Erfahrung gemacht, und es sey hierauf völlig gesund geworden.

Ich lächelte, so wie es viele Leser auch thun werden, und dachte nicht daran, daß die Zeit kommen würde, wo ich den Gebrauch dieses Mittels an meinem eigenen Kinde zügeben sollte.

Und doch kam diese Zeit. Bis zu Ende des ersten Jahrs war eins meiner Kinder gesund und fett — nun aber verfiel es, die Farbe wurde sehr blaß, und ein frieselartiger Ausschlag, worauf die Masern folgten, machte am Ende des fünften Virteljahrs das Scelet

vollkommen. Das Kind überstand die Krankheit gegen alles Erwarten glüklich, aber doch blieb es, was es war, äußerst mager, ganz und gar entkräftet, und die vorsichtigste Wartung, und der Rath eines geschickten Arztes half nichts.

Nun kam jener Rath gegen die Mitesser, in Erinnerung, und — was thun besorgte Aeltern nicht, um jeden Vorwurfe, mögliche Hülfe versäumt zu haben, zu entgehen; ich gab den Gebrauch des obigen auf alle Fälle offenbar unschuldigen Mittels zu.

Aber groß war mein Erstaunen, als ich sogleich nach dem ersten Versuche eine Menge kleiner Haardicker, schwarzer Würmer, die beim Reiben zwischen den Fingern zergingen, wie kurze schwarze Wolle aus der Haut steigen sah, die man entweder vollends herausziehen konnte, die aber auch von selbst gekrümmt auf die Haut fielen. Nun wurde drei auch viermal damit fortgefahren, und jedesmal hatte ich die nemliche Erscheinung. Während dieser Zeit war das Kind bei Nacht, wenn es schwitzte, unruhig, und scheuerte den Rücken ungemein stark, worauf sich des Morgens beim Umkleiden viele Würmchens auf der Haut zeigten, welches auch nach drei Wochen noch geschah. Seitdem ist das Kind viel munterer, es zeigt merkliche Zunahme der Kräfte, indem es jetzt am liebsten Versuche zum Gehen macht, da es vorhin auf keine Art dazu zu bringen war, und sich sogar scheuete einen Fuß auf die Erde zu setzen.

Seyn es nun würkliche Würmchen, oder mag es immer erklärt werden, wofür man will, so habe ich und mehrere, die von dem Vorgange Augenzeugen sind, uns von der Wahrheit der ganzen vorstehenden Angabe überzeugt — überzeugt, daß aus der Haut des Rükkens etwas hervorkam, was es auch gewesen seyn mag."

Erklärung dieser Erscheinung. — So viel man mit Gewißheit weiß, besteht das Uebel, welches

man Mitesser zu nennen pflegt, in einem zähen verhärteten Schleim, der sich während der Bildung der Kinder im Mutterleibe in den Ausdünstungsgefäßen derselben anhäuft, und sich, je nachdem die von der Mutter dem Kinde mitgetheilte Säfte reiner oder unreiner gewesen, bei einem Kinde minder, beim andern mehr anhäuft. Dieser Schleim ist oft so äusserst zähe und zusammenhangend, daß alles Waschen der Kinder mit bloßem Wasser oft bei weitem nicht zureicht, ihn loszumachen, und die damit besezten Ausdünstungsgefäße davon zu befreien. Geschieht dieses aber nicht, so fällt die Ausdünstungsmaterie auf andre Drüsen, und wie man vielfältig beobachtet hat, vorzüglich auf die Gekrösdrüsen, häuft sich da an, und dehnt selbige dergestalt auseinander, daß sie zuweilen die Größe einer Haselnuß, ja eines kleinen Hühnerei's erreicht haben; daher denn der Milchsaft nicht gehörig abgeschieden werden kann, und selbigem endlich der Eingang in die Milchdrüsen fast gänzlich versperret wird; wovon der dicke harte Leib und ein auszehrendes Fieber die natürlichsten Folgen sind.

Durch ein sehr einfaches äusserliches Mittel in Verbindung mit wenigen innerlichen Arzneien, kann man Kinder vor dem bevorstehenden Ausbruch der Auszehrung beschützen, oder wenn selbige schon eingetreten ist, davon retten. — Man läßt nemlich, sobald man die sogenannten Mitesser bei Kindern vermuthet — und das pflegt wol bei zwei Drittheilen derselben der Fall zu seyn — mit einem weichen warm gemachten Wasser alle Theile des Körpers, den Kopf ausgenommen, baden und waschen, und wenn die Haut durchaus naß ist, mit feinen Waizenmehle eine Viertelstunde lang mit der flachen Hand reiben. Dieses Reiben ist um desto würksamer, wenn es etwas geschwind, und auf eine Zirkelförmige Art geschieht. Nach dieser Operation wird man gleich am ersten oder am zweiten Tage den ganzen Rücken

herum-

herunter, auf der Brust, aber nicht so häufig, und besonders auf dem Oberarm einen zähen, wurmförmigen oft $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{4}$ Zoll langen Schleim mit Verwundrung zum Vorschein kommen sehen. Untersucht man diesen Auswurf auch noch so genau, so wird man ausser einem schwärzlichen Knöpfchen an der Spitze, welchen einige für den Kopf eines Wurms gehalten, und ihm daher die unrichtige Benennung Mitesser beigelegt, nichts als eine fest zusammenhangende äusserst zähe Masse von Schleim entdecken. Wer da will, kann sich zur Hervortreibung dieses Schleims, auch andrer reinigenden Mittel, als des Honigs, der Hefen und etwas Salzes bedienen. Dieses leztern Mittels pflegen sehr oft die Juden zur Reinigung der Haut ihrer neugebohrnen Kinder sich zu bedienen, und messen demselben die oft gutartigen Pocken derselben bei. Da aber das Waizenmehl schon allein zureichend ist, und die Haut uberaus schmeidig macht, so kann man aller übrigen Zuthaten überhoben seyn. Mit diesem Baden und Reiben mit Waizenmehl läßt man so lange fortfahren, als sich noch Schleim aus der Haut hervorgiebt, und dieses dauert gemeiniglich 8, 10 bis 12 Tage. Der hervorgetretene Schleim läßt sich, da er so äußerst zähe ist, ohne große Mühe nicht abwaschen. In ältern Zeiten, als man diese Schleimmasse noch für Würmer hielt, suchte man, sobald selbige aus der Haut zum Vorschein kam, sie mit einem Scheermesser wegzunehmen. Am besten ists aber, daß man, um die Kinder nicht ohne Noth zu quälen, sie sogleich nach dem Baden und Reiben gehörig abtrokne, ihnen ein neues erwärmtes Hemd anziehe, und sie eine oder mehrere Stunden schlafen lasse, ohne sich weiter um die Schleimmasse zu bekümmern; denn dieser wird bald trocken, und fällt von selbst ab. Bei ganz jungen Kindern ist dabei der Gebrauch innerlicher Arzneimittel ganz überflüßig, es sey denn, daß

sie grüne Stuhlgänge haben, welches sehr oft eine Folge von Mitessern ist, und die Anwendung von Klystiren und gelinden abführenden Mitteln erfodern. Wenn sie aber ein oder zwei Jahre alt sind, und sich wirklich schon Merkmale von einem harten aufgetriebenen Unterleibe, nebst einem Schwinden des übrigen Körpers bei ihnen finden, so pflegt man auflösende, abführende, und wenn die Verschleimung in dem Gekröse gehoben ist, stärkende Mittel selbigen zu verordnen.

Die Fortschaffung der sogenannten Mitesser gewährt ausser dem allgemeinen Nutzen, welchen sie oft gegen die Auszehrung leistet, noch einen besondern Nutzen bei allen demnächst eintretenden Hautausschlägen, den Pocken, Masern, Scharlachfieber u. s. w. Man hat vielfältig angemerkt, daß alle die von diesem zähen Hautschleim befreiten Kinder bei diesen Krankheiten oft weit besser, als andre nicht davon befreite, durchkommen, und eben daher lassen manche Aerzte die zur Einimpfung der Pokken ihnen anvertrauten Kinder von diesem Schleime erst sorgfältig reinigen, und sehen viel weniger bösartige Pocken dann erfolgen. Höchst glaublich ist es daher, daß in der bei vielen Leuten gänzlich verabsäumten Reinigung der Haut, und gänzlichen Verstopfung der Ausdünstungsgefäße sehr oft der Grund liege, warum bei diesen die Pocken und andre Hautkrankheiten so tödlich werden. Die Hebammen sollten billig alle neugebornen Kinder durch Anwendung dieses so einfachen Mittels vor vielen Krankheiten zu bewahren bemüht seyn. Kommt zu dem Uebel der sogenannten Mitesser noch eine schlechte Auswahl der Speisen, so ist dessen Heftigkeit und Widerspenstigkeit ohne Grenzen. Unter solche Speisen rechnet man den mit einer oft ungeheuren Menge Butter übersezten Mehlbrei, der in vielen Gegenden fast die einzige Nahrung der Kinder ausser der Muttermilch und dem Caffee ausmacht; ferner das unselige Gemisch aus

Eiern, Mehl und Butter, am Feuer in etwas gebraten, und den leidigen mit Syrup ekelhaft ſüß gemachten und mit Milch überſezten dünnen Caffee, der ſehr oft, weil das wohlfeilſte am liebſten gewählt wird, vom Seewaſſer, von Schimmel u. ſ. w. noch ſchädlicher geworden iſt, und wovon das kranke Kind täglich wenigſtens zweimal ſeine gute Portion bekommt, da dieſes elende Geſöff zum größten Theil der würklichen Nahrung eines ſehr großen Theils des gemeinen Mannes zum Nachtheil der öffentlichen Geſundheit geworden iſt.

Eine etwas andere Heilmethode für die Miteſſer iſt kürzlich folgende: Man bade die Kinder warm. Wenn nun die Haut durch das warme Waſſer erſchlafft worden iſt, ſo wird auf dieſelbe eine in eine möglichſt ſtarke Gährung geſezte Miſchung aus Waizenmehl, Honig und Bierhefen, wovon das Verhältnis ſo iſt, daß von dem Waizenmehl und den Bierhefen, zwei, und von dem Honig ein Eßlöffel voll genommen wird, warm gemacht, und mit der Hand gelind eingerieben. Nach einigen Minuten wird die Salbe wieder von der Haut abgeſpühlt, und nun ſind auf der Haut die Miteſſer in einer oft zahlloſen Menge ſichtbar. Sie werden mit einem wollenen Lappen mit Seife von der Haut abgerieben. Dieſe Heilart bedarf ſelten einer oſten Wiederholung, beſonders wenn das Verhalten der Kinder ſo eingerichtet wird, daß die gelegentlichen Urſachen der Miteſſer vermieden werden. Das meiſte kommt hier auf die öftere Abwechſelung der Wäſche, und auf die Reinlichkeit und Trockenheit derſelben an. — Bäder aus Aſchenlauge und Seife nehmen zwar die Miteſſer ebenfals weg, aber langſamer und ungewiſſer, und obgleich alcaliſche Bäder dieſer Art, von Aerzten häufig wider dieſe Krankheit empfohlen und gebraucht worden ſind, ſo läßt ſich doch vermuthen, daß der Reiz und die übrigen Veränderungen, welche ſie auf der Haut verur-

sachen, und die häufige Einsaugung des Alcali in den Körper, denselben in der Folge in manchem Betracht nachtheilig seyn könne.

Von Schazgräberei.

Vor mehrern Jahren wurde in Oberschwaben der Schazgräberunfug von Gelehrten getrieben. Anfangs machten sie sich dadurch lächerlich, daß sie eine vor 500 Jahren gedruckte Weimarische Bibel aufsuchten, und 100 Ducaten für dieselbe geben wollten. Unter andern hatte der Prediger Schellhorn in Memmingen großen Ueberlauf von ihren Abgeschikten, bis er drohte, sie bei ihrem Bischof zu verklagen. Es wurde stille, da er ihnen öffentlich die Wahrheit sagte, in seinen Aufsaz: **Der Bibliothekär und der Schazgräber**, welchen er 1783. in das zweite Heft von Deutschlands achtzehnten Jahrhundert S. 85 bis 106, einrücken ließ. Dann hat er im zweiten Theile seiner kleinen Schriften S. 4. der Sache abermals gedacht, und gesagt, daß auch Exjesuiten ihn zum Gehülfen bei dem Schazgraben und Teufelbannen haben machen wollen; und daß auch jezt noch zuweilen ein gieriger Ausspäher des verborgenen Geldtopfes um ihn herumspuke. Diese erklärten nun in ihrer Antwort diese Erzählung so lange für eine verläumderische Fabel, bis er die Exjesuiten werde nahmhaft gemacht haben. Aber sehr weislich sezten sie hinzu: auch wenn er dieses könne, so folge nur daraus, daß es unter den Exjesuiten, wie unter andern Menschenklassen närrische Leute gebe. Auf diese Aeusserung hat Hr. Sch. natürlich geschwiegen; denn hier hatte er schon die Antwort, die er bekommen würde, wenn er ein Paar Namen angegeben hätte, welches ihm freilich sehr leicht gewesen wäre. — Ein Gelehrter aus

jener Gegend erkundigte sich in einem Briefe, ob nicht eine Weimarische Bibel vom Jahr 1506. und 1507. von dem D. Habermann anzutreffen sey? Am Anfange müsse ein Crucifix stehen, unter welchem der Simon Magus liege. Von seiner Brust wachse ein Baum in die Höhe, dessen Blätter alle mit hebräischen Buchstaben bezeichnet seyen. Unten sey ein Gatter, wo abermals hebräische Buchstaben zu sehen wären: die sechs steinernen Wasserkrüge von der Hochzeit zu Cana, die Enthauptung Johannis u. s. w. — Die erste Weimarische Bibel ist übrigens erst im Jahr 1641. herausgekommen, und D. Habermann wurde 1516. erst gebohren. Seine Gebetlein und sein Gesangbuch sind auch keine Weimarische Bibel, sondern sind einer Nürnberger Bibel, durch Johann Saubertus 1629. herausgegeben, nur beigefügt. Das alles wußten die Verblendeten nicht, sondern waren ganz von dem Gedanken eingenommen, dem Teufel ein Paar Millionen Thaler mit Hülfe einer Weimarischen Bibel abzujagen. — Man sieht aus alle dem, daß Herr Schellhorn Recht hatte, wenn er sagte, es spuke in dieser Gegend noch im Jahr 1790. bisweilen.

Im Jahr 1788. gelangte ein Brief nach Erfurth, folgendes Inhalts.

Ihr Hochihrwürden Herrn.

Ich will mich bei Sie was erkundigen, wir haben ein verborgenes Geld, wissen Sie denn nicht so einen Mann, der die Machie versteht, etliche tausend Thaler könnte derjenige verdienen.

Johann Christoph B... von Apolda.
Anno 1788.

Die Ueberschrift war:

Dieser Brief gelanget nach Erfurth, an den H. Geistlichen, der in der Jesuwiter-Kirche eingesezt ist.
franco.

1788. machte in Halle Mummelhofs Hanne, ein unter diesem Namen dort ziemlich bekanntes Weibsbild, einen ehrlichen Böttcher weiß, es sey ihm ein großer Schaz bescheert, er liege schon wirklich in ihrer Lade auf dem Boden, und der Geist, der ihn bewache, habe ihr auch bereits alte Geldstücke darauf gegeben, davon sie ein Paar aufzeigte. Die Sache beruhe nur noch darauf, daß sie drei Tage lang mit einem rothen Kleide im Bett liegen, und von zween Frauen bewacht werden müsse: dieß sey das Mittel, den Schaz zu lösen. Die Töchter des Böttchers hatten rothe Kleider, und Mummelshofs Hanne versprach so heilig, den Schaz mit dem Böttcher zu theilen, daß er und seine Frau auf vieles Bitten, endlich darinn willigten, Kleid, Müze und was sonst zu der Mummerei nöthig war, herzugeben. Die Schazlöserin wurde also angepuzt, legte sich mit dem geborgten Staat ins Bett, und zwei Weiber wachten bei ihr. Zu merken ist dabei, daß der Gesell des Böttchers eben an diesem Tage zu verreisen vorgab. Nun erhob sich des Nachts ein schrekliches Gepolter und fürchterliches Brummen an der Thüre. Mummelhofs Hanne fuhr im Bette auf, machte seltsame Bewegungen wie eine Person, die vor Furcht und Schrecken außer sich ist, und schrie: seht, da ist der Geist, da steht er!" Die Weiber, ob sie gleich nichts sahen, fiengen doch vor Furcht an, sich zu bekreuzen und zu segnen, und beteten, daß sie schwizten. Endlich hörte der Lermen auf, und die Schazlöserin rief: Habt ihrs gehört, was der Geist sagte? ich soll noch 60 Thaler schaffen, mich auf den Sonntag in diesem Kleide in die Kirche führen lassen, und soll da den Armen reichlich geben, und viel in den Klingelbeutel legen." Die Weiber hatten nichts gehört, meinten aber doch, der Geist habe es gesagt, und der Böttcher ließ sich durch die Versicherung, daß er diese Summe dreifach

ersezt bekommen sollte, von der Betrügerin hinters Licht führen. Aber anstatt mitzugehen, machte sie ihnen die bittersten Vorwürfe: weil sie etwas bei der Sache versehen hätten. Nun sey der Schaz und die 60 Thaler dazu verlohren, und der Geist habe sie fast zu Tode getreten. Eine Tochter des Böttchers merkte die Schelmerei, riß ihr die geborgte Mütze ab, und machte dem Schazlösen ein Ende. Dem Böttcher giengen die Augen auf, er wollte von Betrug und Dieberei reden, aber der Geselle wußte ihn so in die Enge zu treiben, daß er schweigen mußte. — Solche Thorheiten zeigen die Nothwendigkeit einer fortschreitenden Schulverbesserung, und Belehrung durch Beispiele. Mummelhofs Hanne mußte übrigens eine Zeit lang gefangen sitzen. Noch im Gefängnis gab sie vor, der Geist kneipe und zwicke sie zuweilen aufs grausamste; zeigte auch blaue Flecken als Beweise seines Unwillens: aber man bemerkte bald, daß die blauen Flecken gemahlt waren. Die betrogene Böttchers Frau hatte sich den Verlust der 60 Rthlr. die sie ersetzen sollte, und den Schimpf, so einfältig gewesen zu seyn, so sehr zu Gemüthe gezogen, daß sie gestorben ist, und den Nachtheil des Aberglaubens so wie die Nothwendigkeit der Aufklärung unter Leuten ihres Standes, durch den Tod bestätigt. Noch einmal versuchte die Betrügerin nachmals ihre Kunst im Schazheben auf einem Dorfe, aber die Bauern gaben ihr den Lohn mit einer Tracht Schläge.

Nach der Berliner Monatsschrift von 1786. pag. 563. veranlaßte die Geldsucherei eine eigene Schazgräbergesellschaft in der Pfalz, die sich auch ins Würtenbergische ausgebreitet hatte, deren Oberhäupter zwei in dasigen Gegenden sehr bekannte Abentheurer seyn sollten, wovon der eine sich mehrere Namen, und selbst vom sehr hohen Stande gegeben, die für jeden in die Casse eingelegten Gulden tausend versprachen, und unglaubli-

chen Zulauf vorzüglich von Landleuten, Krämern und andern Menschen, besonders aus kleinen Landstädten hatten, welche zum Theil ihr ganzes Vermögen darau gewendet; davon der eine Betrüger seinen Siz in der Reichsstadt Heilbronn aufschlug, und in kurzer Zeit blos aus den Würtembergischen über 10,000 Gulden gesammlet haben soll. — Da diesem so gewesen, und hie und da wol noch ist, so bleibt es immer nothwendig, diesem Beginnen entgegen zu arbeiten, und durch würkliche und überzeugende Beispiele die Schwachen im Volke zu belehren, wie es von jeher mit dem Wunderwesen zugegangen.

Johann Handbeck, ein Mann von 32 Jahren, katholischer Religion und aus Straßburg gebürtig, war der Sohn eines desertirten französischen Soldaten und nachherigen Galanteriekrämers. Bis in sein 16tes Jahr hielt er sich bei seinen Aeltern auf, und zog mit diesem im Lande herum; diente nachher einige Jahre bei Galanteriehändlern, und fieng endlich selbst einen kleinen Granadenhandel an, mit dem er auch im Anspachischen, Bayreuthischen und Nürnbergischen haußirte. Auf diesen Hin- und Wiedermärschen wurde er mit einem berüchtigten Landfahrer: Anton Müller bekannt, der sich durch betrügerisches Spielen und Schazheben auf dem Lande, nährte. Müller starb 1786. zu Kehl, und die Dirne, die er bei sich hatte, wurde nun Handbecks Frau. Mit dieser durchzog er mehrere Gegenden, und benuzte den Aberglauben und die Begierde nach Reichthum bei dem einfältigen Haufen. Er gab sich dabei für einen Handelsmann aus, zu welchem Ende er sich auch mit falschen Mustercharten von Tüchern 2c. hinreichend versehen hatte. Schon im Jahr 1782. wurde er als ein Vagabond in Schweinau bei Nürnberg arretirt, nach Kadolzburg gebracht, und ihm daselbst die Anspachischen Lande verboten.

Demungeachtet zog er nach wie vor im Anspachischen und den angränzenden Ländern herum, bis er endlich zum zweitenmale über einer falschen Schazgräberei angetroffen, und gefänglich eingezogen wurde. — Diese Geschichte und seine dabei gespielte immer sehr feine Betrügerei scheint so merkwürdig und geschikt, auf dergleichen Betrüger aufmerksam zu machen, daß sie hier umständlich erzählt und er dabei redend soll eingeführt werden.

Seine gerichtliche Aussage war folgende: Den 23sten Februar sey er in der Absicht von Nürnberg auf Rothenburg gegangen, um irgendwo eine Gelegenheit auszukundschaften, wo er und sein Schwager, Leonhard Müller, Bruder des verstorbenen Anton, durch ihre betrügerische Schazheberei Geld bekommen könnten. Mittags sey er auf dem Strassenhof bei Obernzenn eingesprochen, habe sich allda Essen und Trinken geben lassen, und dabei zuerst mit der Wirthin dann auch mit dem inzwischen nach Hause gekommenen Wirth ein Gespräch von der Schazheberei angefangen. Auf die Aeusserung der Wirthin, daß bei Obernzenn auf dem Felde ein Schaz liegen sollte, sagte er, daß er einen feinen Mann kenne, der ein Geistlicher sey, und die Schätze zu heben wisse, wozu er nichts brauche, als allein drei Hände voll Erde von jenem Platze, woselbst der Schaz läge; dieser Geistliche würde auf seine Kosten hinreisen, und nichts als den zehnten Theil vom Werthe des Schazzes verlangen. Die Wirthin versagte diesem Unternehmen ihren Beifall; allein der Wirth gereizt von grosser Geldbegierde, und abergläubig genug, um in die Falle zu gehen, verlangte die Beiholung des weisen Mannes, wo inzwischen er für die Beiholung des erfoderlichen Erdreichs sorgen wolle. Handbeck sah nun die Erreichung seines Entzweks vor sich. Er verließ den Strassenhof, gieng nach Nürnberg, und entdeckte seinem Mit-

betrüger Müller den anscheinenden Fang. Nach wenigen Tagen traten beide ihre Hofnungsvolle kleine Reise an, nachdem sich lezterer zuvor in die Kleidung eines katholischen Geistlichen gesteckt, ein schwarzes Käplein aufgesezt, und sich von Handbeck die Tonsur hatte scheeren lassen. So kamen sie denn wieder auf den Strassenhof an; und da der Wirth die verlangte Erde noch nicht beigeholt hatte, gieng dieser in Begleitung des Handbecks, Nachts um 8 Uhr nach dem Plaze, und trug sie Freudenvoll heim.

Mit Sehnsucht erwartete man die Mitternachtsstunde — schaffte die Knechte und Mägde bei Zeiten zu Bette, und endlich, als sie die Hausuhr verkündigte, nahm die Beschwörung ihren Anfang.

Handbeck, der Wirth und die Wirthin sezten sich hinter den Tisch, lasen einen Psalm und beteten: Müller aber trug die drei Hände voll Erde, nachdem er sie zuvor mit Mastix geräuchert, und mit angeblichen Weihwasser besprengt hatte, in die Stubenkammer, kam hernach wieder, laß aus einem Büchlein theils lateinisch, theils deutsch allerhand her, und versicherte die schon in Gedanken reiche Wirthsleute: daß durch das Gebet Manasse, durch die weisen Sprüche Salomonis, durch die Klaglieder Jeremiä, durch die Frömmigkeit des Daniels, durch die Keuschheit des ägyptischen Josephs und durch die fälschlich verklagte Susanna, der Geist gleich einem Lamme erscheinen, seinen Schaz mitbringen und überliefern, und auf alles, was man ihm frage, Rede und Antwort geben müsse; und als hierauf an die Thüre geklopft wurde (welches daher kam, weil Müller vorher schon in der Kammer bei der Thür einen Stein mit einer Schnur angebunden, und an dieselbe ein Stück brennenden Schwamm befestigt hatte, wovon also die Schnur abbrennen und der Stein an die Thür fallen mußte) sagte derselbe: Dieß sey

der Geist. Er gieng nun in die Kammer zurück, und fragte mit rauher Stimme: „ob noch eine Seele bei der von ihm gesegneten Erde vorhanden, die zu erlösen sey?" — Mit verstellter klarer Stimme antwortete er sich selbst: Ja! — Müller: „Warum er (der Geist) sich denn da bei der Erde aufhalten müsse?"

Geist: weil er das zeitliche Gut der Menschen entzozen, und es in die Erde gegraben habe.

Müller: Worin besteht denn das vergrabene Hab und Gut?

Geist: In geschlagenem Gold und Silber, das sich auf 30,000 Gulden beläuft, nebst andern Kostbarkeiten und Juwelen, bei 18000 Gulden am Werth.

Müller: Warum hast du den Schatz nicht gleich mitgebracht?

Geist: Weil du die Hälfte des Schatzes zurücklaßen sollst, damit der böse Geist, der sich noch bei mir befindet, und nicht zu lösen ist, dabei herumwandern kann.

Müller: Das kann nicht seyn, daß ich etwas zurücklasse.

Geist: So verlang ich wenigstens ein Versöhnungsopfer, und zwar sollst du von jedem Hundert Gulden einen nehmen, solches nach der Summe des Schatzes ausrechnen, und in reinem Golde erlegen, dieses Geld alsdann in ein Papier versiegeln, auf die Erde legen und seegnen, sonach aber dasselbe in ein Laibbrodt stecken, dieses in einem Kasten legen, und drei Tage unberührt liegen lassen. Nach diesem Zeitraum komm wieder; alsdenn will ich dir den ganzen Schatz überliefern; das versiegelte Geld mußt du aber unter die Armen austheilen. —

So weit die Beschwörung, welche noch daher von Seiten des Betrügers anschaulicher gemacht wurde, da derselbe das brennende Licht mit einem Topfe bedecken

ließ, und sich unbemerkt die Hände mit Phosphorusöhl beschmierte; welche dann im finstern einen leuchtenden Schein von sich warfen, den Müller für die Seele des Geistes ausgab, die sich hier schimmernd sehen lasse.

Jezt sollte der Straßenhofwirth das vom Geist verlangte Versöhnopfer von 400 Gulden beischaffen. Um den Wirth allen Argwohn zu nehmen, erbot sich Handbeck, die Hälfte dieser Summe selbst dazu zu legen, bei jezt ermangelnden Gelde aber Mittwochs nach Ostern wieder zu kommen, und die Sache zu vollenden. Dies geschah. Der betrogene Wirth brachte 200 Gulden an Gelde, welches Müller in Empfang nahm, dasselbe nebst denen von Handbeck dazu gelegten 64 Gulden, dann ein Paquet, woraus 8 Carolin geschrieben gewesen, statt deren aber sich in solchem nur runde Bleiplatten befanden, in ein Papier wickelte und versiegelte, solches alsdann in seinen Huth auf die darin gehabte Erde, woselbst auch schon ein mitgebrachtes falsches mit Bleiplatten gefülltes Paquet versteckt gewesen, legte, den Seegen darüber sprach, es mit Weihwasser besprengte, alsdann aber ein Laibbrodt oben ausschnitt, und in solches das falsche Paquet hineinsteckte, das Brodt versiegelte, und es den Straßenhofwirth mit der Aeußerung zustellte, daß er diesen Laib nunmehr in sein Kammerbehälter legen, und allda drei Tage lang unberührt lassen sollte; das denn auch zugesichert wurde.

Während dieses Hokuspokus streuete Müller die in seinem Huth gehabte Erde in die Stube umher, vergaß aber nicht, hiebei das darunter versteckt gehabte, und in der Geschwindigkeit gegen Bleiplatten vertauschte Paquet rechtes Gelds heraus und zu sich zu nehmen. Beide Betrüger blieben noch bis 4 Uhr frühe im Straßenhof sitzen, und schärften dem Wirth wiederhohlt sehr ein, den Brodtlaib ja vor Verfluß dreier Tage nicht zu

berühren, und so gingen sie endlich unter der Aeusserung ab, nunmehr nach Herrieden (einem Eichstädtischen Städtchen) zu gehen, und allda für den Geist zu beten, und für seine Erlösung Messen lesen zu lassen.

Aus Neugierde gereizt, oder vielleicht Ahndung eines Betruges brach der Wirth gleich nach dem Abgehen der Betrüger sein Versprechen, öfnete den versiegelten Laib und das in solchen verwahrte Paquet, und überzeugte sich nur zu deutlich von dem ihm gespielten Betruge. Wüthend grif er nach seiner Flinte; eilte den Betrügern nach, und hohlte sie ohnweit Oberdachstett ein. Handbeck suchte zu entrinnen, allein ein glücklicher Schuß in die Beine, hemmte seine Schritte, und Müller wurde durch einen Flintenschlag ebenfalls nieder geworfen. Jezt bat lezterer um Pardon, indessen sich ersterer in das Gebüsch verkrochen hatte, und überlieferte dem Wirth 172 Gulden von den abbetrogenen Gelde, die fehlenden 28 Gulden hatte Handbeck bereits zu sich geschoben. Der Wirth war froh, nur so vieles wieder zu erhalten. Die beiden Betrüger fanden einander, und nahmen ihren Weg nach Nürnberg. Steckbriefe verfolgten sie, die Obrigkeit spähete nach ihnen, fand aber nur den Handbeck in der Vorstadt Gastenhof, woselbst er sich das geschoßene Bein wollte curiren lassen, zog ihn ein, und lieferte ihn nachbarschaftlich aus.

In seinem Verhaft gestand Handbeck nach vielem Läugnen ein, daß er auf gleiche Art in Gesellschaft der beiden Müller im Jahr 1787 dem Eichenstädtischen Wirth Körber zu Donbühl um 300 Gulden in Gold; dann im nemlichen Jahr einen unbekannten Bauer auf einem Weiler bei Niederstetten um 13 Carolins; im Jahr 1782 den Schultheis Deffes, in einem unterhalb Brunn 4 Stunden von Strasburg gelegenen Dörfchen, um 33½ Carolin; ferner ohnweit Memmingen einen

unbekannten Zöllner, dessen Haus ganz allein am Wasser stehe, um 250 Gulden an Gold; ingleichen in einem, eine Stunde von Tübingen gelegenen Dorfe den dasigen Wirth um 200 Gulden; im Jahr 1784 einen Müller, eine halbe Stunde von Schweinsdorf wohnhaft, um 100 Thaler in Gold; ferner nach Ostern 1785 einen Bauern im Weiler zum heiligen Kreuz, ohnweit Forchheim um 300 Gulden in Gold; weiter nach Pfingsten 1786 einen Bauern im Schwarzwalde um 40 Louisd'or; gleich darauf aber einen andern Bauern ohnweit Freiberg, um 40 Carolins betrogen habe.

Zur wohlverdienten Strafe wurde er am dritten May 1788 in Anspach, mit einer anhangenden Tafel, auf welcher die Worte: **betrügerischer Schazgräber** — stunden, an den Pranger gestellt, bekam 25 Stockschläge, und wurde auf zwei Jahr ins Schwacher Zuchthaus abgeliefert, nach deren Verlauf er aus dem Anspachischen Landen mit Urphede sollte abgeboten werden.

Ein verabschiedeter Soldat **Mathias Mathisen** wurde dem leichtgläubigen Züchnermeister T. als ein Schazgräber empfohlen. Diesem war mit der Bekanntschaft sehr gedient, weil ihn eben eine auf dem Lande wohnende Freundin, welche einen Schaz in ihrem Garten vermuthete, ersucht hatte, ihr einen solchen Mann zu schaffen. Sie gingen zusammen dahin, es wurde aber kein Schaz gegraben, weil M. M. verschiedene Hindernisse vorschüzte; eben dadurch aber gab er dem Meister T. eine schlechte Meinung von seiner Geschicklichkeit. „Gebt Euch zufrieden, sagte M. zu T. auf dem Rückwege, ich weiß einen andern Schaz, der auf dem Kirchhofe zu Neuendorf liegt, wo wir durchpassieren müssen; ich werde die Stelle besehen, wenn wir hinkommen.“ — M. glaubte wirklich die angegebenen Kennzeichen des Schatzes wahr befunden zu haben,

hatte aber viele Mühe, dem Meister T. zu überreden, die nöthigen Unkosten zum Graben herzuschießen, weil dieser ihn nicht mehr trauete. Doch that ers nach einigen Tagen, gieng aber nicht selbst mit, sondern ließ seine Frau und Lehrjungen mitgehen, welche Spathen und andre Nothwendigkeiten tragen mußten.

M. versah sich mit einem Degen, um im Nothfall die Geister damit zu vertreiben, ließ die Frau allein zurückkehren, aus Besorgnis, die Gespenster mögten ihr den Hals umdrehen, und kehrte mit den Lehrjungen in der Schenke ein, wo er die Mitternacht als die eigentliche Zeit seines Geschäfts erwarten wollte; doch sollte vorher der Beamte im Ort davon benachrichtiget werden. Mittlerweile war auf der Landstraße ein beträchtlicher Diebstahl begangen worden, an welchem zwar M. ganz unschuldig war, weil er aber verdächtig aussah, einen Degen bei sich führte, und sein Vorgeben, einen Schatz graben zu wollen, den Verdacht noch vermehrte, so wurde er eingezogen, gefänglich nach Königsberg zurückgebracht, und dem Stadtgericht übergeben. Er legitimirte sich zwar bald wegen des Diebstahls, doch ward über seine Schatzgräberei eine Untersuchung für nöthig gefunden. T. erschien dabei als ein ehrlicher Schwärmer; M. als ein Windbeutel und Betrüger, der aber vielleicht selbst betrogen, in der Erziehung verwahrlost, und von Jugend auf mit abentheuerlichen Ideen genährt worden war; und ihm sollte im Arbeitshause für den Müssiggang Arbeit geschaft werden.

Zwei Stunden von Amberg liegt die Hofmarch Theuren, von der man sonst wenig merkwürdiges wußte, als daß ein 24 Centner schwerer Schatz auf einem Felde derselben begraben liege. Nachdem schon mehrere öfters darüber berathschlaget hatten, diesen Schatz zu erheben, und nur über die Mittel dazu nicht einig wurden: so beredeten sich ohngefähr 30 Personen männlich

und weiblichen Geschlechts in der Stadt Amberg, diesen Schatz sich durch Geister an einem bestimmten Ort hinbringen zu lassen. Sie ließen sich zu dieser Operation einen Sachverständigen Exjesuiten aus Eger kommen, und versuchten ihre Verschwörungen und Bannsprüche mehrere Tage nach einander in einem ansehnlichen Hause, bedienten sich vieler geweiheten Sachen, und stellten mehrere Fässer in das Zimmer, um den Schatz darin aufzufassen; bis endlich einmal um Mitternacht statt der citirten Geister, die Policeywache hereintrat und die meisten anwesenden Geisterbanner nach der Hauptwache führte — weg war der Schatz! Die churfürstl. Regierung erkannte das Lächerliche dieser Handlung: sie wollte aber doch die Sache nicht ungestraft hingehen lassen, und verurtheilte einige Theilnehmer auf etliche Tage in das Zuchthaus. Es waren unter diesen Personen außer einem Stiefelwichser, einem Gürtler, einem Soldatenweibe, einem Amtsknecht rc. auch ein Advokat, eine obrigkeitliche Person, und ein — Pfarrer. So verführerisch ist der Glanz des leidigen Goldes!

Im Jahr 1789 fand des Drechsler **Lufts** Eheweib zu Stadt-Bürgel, im Fürstenthum Weimar auf einem von dem Tischler **Christian Friedrich Martin** daselbst erpachteten Fleckchen Land, ein Goldstück. Dieses gab Gelegenheit, bei Zusammenkünften von vergrabenen Schätzen, und Lichtern, die sich dabei sehen gelassen, zu sprechen, und gedachter Martin erzählte unter andern dem Schneidermeister **Heinrich Schreiber**, daß er als ein Knabe von etwa 10 Jahren in einem Garten am Jenaischen Wege, die Hofstatt genannt welcher neben seinem Acker liege, wo das Luftische Eheweib das Goldstück gefunden, dergleichem Lichter zur Nachtzeit gesehen, und es lebten noch viele Leute, die dieß auch bekräftigen könnten. Diese Lichter und der Fund, den die Luftin gethan hatte, waren für diese Leu-

te

te, die es für das höchste Erdenglück hielten, auf einmal ohne Mühe reich zu werden, ein hinreichender Beweis, daß auf dem Martinischen Acker ein Schaz stehen müsse; und beide, Martin und Schreiber dachten nunmehr eifrigst auf Mittel und Wege, ihn zu heben. Der Scharfrichter Finster in Droyssig schien ihnen der rechte Mann zu seyn, bei welchem sie sich dieserhalb Raths zu erholen hätten, und sie säumten nicht, ihm ihr Anliegen zu eröffnen. Dieser Finster, der ohne Zweifel schon vorher in dem Rufe stand, Geister citiren und bannen zu können, rechnete es sich eben nicht zur Pflicht, diesen Leuten ihren Wahn zu benehmen: vielmehr bestärkte er sie darin, und versprach ihnen nächstens etwas zu geben, wodurch sie unfehlbar zum Besiz des Schazes gelangen könnten; wenigstens dachte er sein Heberlohn dabei gewiß zu verdienen. Binnen acht Tagen kam der Wundermann nach Stadt Bürgel, und brachte den Schazlustigen einen halben Bogen Papier, auf welchem ein großes Kreuz mit mancherlei unleserlichen Buchstaben und ein Todtenkopf gekrizelt war, und verlangte einen Ducaten dafür. Da aber Martin und Schreiber keinen Ducaten einwechseln konnten, so ließ er sich mit zwey Stück Laubthaler begnügen, und sobald selbige bezahlt waren, machte er ihnen den Gebrauch seines Wisches bekannt. Er sollte nemlich in eine Büchse gesteckt, und auf den Acker, wo der Schaz vergraben seyn sollte, gesezt werden. So wie das geschehen sey, würde sich das Geld, wenn nemlich dergleichen auf dem Acker stehe, nach und nach von selbst auswerfen. So wußte der Scharfrichter Finster sich einen freien Rückzug zu versichern ohne einmal den Glauben der Betrogenen zum Lückenbüsser zu machen. Die beiden Leute befolgten seine Vorschrift pünktlich, mögen auch wohl öfters nach ihrer Büchse gesehen haben; wiewol ohne die mindeste Würkung von dem darin befindlichen

Papier zu spüren, während daß Meister Finster seine zwei Laubthaler in Ruhe verzehrte. Ihr Glaube an seine Kunst war so stark, daß sie diesen mislungenen Erfolg ihm nicht einmal zur Last legten; sondern sie geriethen vielmehr auf die Vermuthung, es müsse die Büchse nicht auf dem rechten Flecke stehen, und man müsse vermittelst einer Wünschelruthe erst den Standort des Schazes ausfündig machen. In dieser Verlegenheit erinnerte sich der Schneider Schreiber, daß der Tagelöhner Taubert zu Stadt Bürgel, welcher vor einigen Jahren erst dahin gezogen, ihm bei einem Besuche erzählt habe, wie sein Vater, der sich in einem Chursächsischen Dorfe, Grossenbocka, niedergelassen, die Wissenschaft verstehe, Brunnen mittelst der Ruthe aufzusuchen. Es wird also eine Reise dahin gemacht, nachdem Taubert befragt worden, ob es sich wirklich so verhalte. Schreiber eröffnet hier den alten Taubert die Veranlassung ihres Besuchs, und dieser fragt nach etwas Erde von dem Acker, wo sie die Ruthe schlagen lassen wollen, und da weder Schreiber noch Martin damit versehen sind, so schickt er selbige ohne Ruthe wieder fort, verspricht aber, nächstens selbst nach Bürgel zu kommen, und eine Ruthe mitzubringen. Sein Sohn kommt darauf in nähere Bekanntschaft mit den Schazlustigen, und behandelt nun die ganze Sache auf Kosten des Tischler Martins. Die Begierde nach dem eingebildeten Schaze war so heftig, das Schreiber die Ankunft des alten Taubert nicht erwarten, sondern einen Theil Erde von den Martinischen Acker nach Grossenbocka tragen wollte: als er von dem jungen Taubert erfuhr, das die sehnlichst erwartete Wünschelruthe angekommen sey. Dieser gieng nun mit ihm auf den Acker, und ließ sie schlagen, zeigte auch den Fleck an, wo der Schaz liegen sollte. Der Tag zum Einhacken wurde festgesezt; nachdem noch eine vierte Person, der

Schneider Johann Daniel Zink, von Tauberten zum Mitgenossen ausersehen worden. Nunmehr wurde gemeinschaftlich beredet, was bei dem Einhacken zu beobachten seyn mögte. Taubert nahm die Miene des Sachverständigen an, unterrichtete seine Consorten von der Lage des Schazes, und wie derselbe nur eine halbe Elle tief in einem Kessel stehe, der an einer eichenen Säule verwahrt sey. Er warnte sie auch, sich durch Umsehen nicht unglücklich zu machen. Mit Hacken und Schaufeln versehen, gehen sie denn an den Ort, wo die Wünschelruthe geschlagen haben sollte, und hacken ein. Wie nun das Loch eine halbe Elle tief gemacht ist, und weder ein Kessel noch eine eichene Säule, noch sonst etwas zum Vorschein kommt; so giebt Taubert vor, sie dürften nun nicht länger hier verweilen, weil etwas vorgegangen, wodurch ihr Unternehmen auf heute vereitelt worden sey. Sie lassen also ab, und gehen nach Hause. Drei Tage drauf erzählte Taubert: in verwichener Nacht sey unter dreimaligem Anpochen ein Geist vor seinem Fenster erschienen. Auf seine Anrede: **Alle gute Geister loben Gott den Herrn, was thust du?** habe er geantwortet: **Ich auch.** Auf Befragen: **Was ist dein Begehren?** — G. **Ich will erlöset seyn.** — **Womit willst du erlöset seyn?** — **Morgen auf den Abend sollt ihrs erfahren.** Taubert betheuerte diese Erscheinung, und machte seinen Consorten die Nothwendigkeit begreiflich, daß sie zusammenhalten, und den Ausgang der Sachen abwarten müßten; ausserdem koste es ihnen allen binnen Jahr und Tag das Leben. Der Geist würde selbst auf dem Acker seyn, und angeben, was zu seiner Erlösung geschafft werden solle. Den andern Tag versammelten sich diese Leute in der Martinischen Wohnung, und gingen Nachts voller Erwartung wieder nach dem Acker zu. An der Gartenecke beim Jenaischen Fahrwege

mußte der Tischler Martin, und die beiden Schneider, Schreiber und Zink, stehen bleiben, und Taubert begab sich allein zu dem noch 50 Schritte davon entfernten Loche. Jenen prophezeihete er das größte Unglück, wofern sie einen Schritt weiter thun, oder sich umschauen würden. Er für seine Person habe nichts zu besorgen; er sey fest. Wie er nun bei dem Loche stand, so sahen die Zurückgebliebenen etwas Weisses um ihn, das sie anfangs für Schnee hielten, bis es in die Höhe flatterte. Sie hörten Tauberten auch mit jemanden sprechen, dessen Stimme ganz weich und klar, wie eine Weiberstimme gewesen seyn soll. Sie waren völlig überzeugt, daß dieß niemand anders als der Geist gewesen seyn könne. Taubert bekräftigte solches bei seiner Zurückkunft und erzählte: der Geist hieße **Maria Magdalena Tümpling**, und wolle den Schaz, welcher in 4 Millionen bestehe, hinbringen, wohin sie ihn haben wollten, wenn binnen zweimal 24 Stunden 25 Stück Kronenthaler, als womit dieser Schaz versezt sey, geschaft würden, außerdem müsse er noch 20 Jahre stehen. Taubert dringt auf Beyschaffung dieser Summe; sonst müßten sie alle binnen Jahr und Tag sterben. Da nun keiner diese Münzsorte kannte, so tritt der Schneider Zink, der ehedem Kaiserl. Soldat gewesen war, auf, und spricht: es würden wohl Laubthaler darunter zu verstehen seyn; denn er erinnere sich, daß man in Oestreichschen die französischen Laubthaler Kronenthaler genennt habe. Erfreuet über diese Auskunft, läßt sich der Tischler Martin, der unter ihnen der einzige ist, der 25 Stück Laubthaler zu schaffen vermag, und dem die übrigen vorläufig drei Millionen auf seinen Antheil des Schazes versprechen, einfältiger Weise bereden, am Freitage vor Palmarum des Jahrs diese 25 Laubthaler in Jena-Löbniz zu borgen. Seine Consorten erhielten sogleich Nachricht davon, und Abends 10 Uhr

sind sie abgeredetermaßen bei ihm versamlet. Nach Tauberts Vorschrift muß nun Martin das Geld auf ein Papier zählen, und in einem neuen leinewandenen Mannsärmel, der noch nicht zugenähet ist, verknüpfen, auch einen drei Ellen langen Stock von Haselnuß herbeischaffen. Damit gehen sie nach dem Loche zu. Bei der Gartenecke am Jenaischen Wege muß Schreiber und Zink Halt machen: Martin aber mit dem Geldsäckchen dem vorausgehenden Taubert zum Lohn folgen. Ohngefehr 6 Schritte davon stehen sie still, und Martin erblickt den Geist — eine ganz weisse Figur von beinahe Menschengröße, am obern Theil spitzig ohne Arme und Beine. Taubert nimmt ihm das Geldsäckchen ab, hängt es an den Haselstock und übergiebt es dem Geiste, worauf Martin die Worte höret: **Morgen um 12 Uhr.** Er sieht zwar nicht, ob und wie der Geist das Geld zu sich genommen, weil Taubert bei dessen Hinreichung vor ihm gestanden; Taubert aber versichert es ihm und sagt, des Geistes Hand sey schneeweiß gewesen. Den andern Tag Nachts zwölf Uhr findet sich nun die Gesellschaft unter Tauberts Voraustritt auf dem Acker ein: es ist aber weder der Geist noch ein Schaz zu sehen. Taubert kukt in das Loch, und geht ohne ein Wort zu reden, mit starken Schritten gerade nach der Martinischen Wohnung zurück, die übrigen folgen ihm stillschweigend nach. Nun lamentiret Martin wegen seiner 25 Laubthaler, und fürchtet darum betrogen zu seyn. Taubert tröstet ihn, schiebt alle Schuld auf den Scharfrichter zu Droyssig, der ihnen einen Possen gespielt haben müsse, und macht ihm Hoffnung, daß derselbe hieherkommen, und ihnen den Schaz verschaffen werde. Da er aber nicht kommen will, so gehen dem betrogenen Tischler endlich die Augen auf. Er behauptet, seine Laubthaler stäcken unter seinen drei Schazgenossen, und diese läugnen es. Er dringt

darauf, daß sie, wenn sie ein gutes Gewissen hätten, mit ihm zum Scharfrichter Finster gehen sollen, und sie thun es, treffen aber den Schlaukopf nicht an. Die mislungene Schazgräberei wird nach und nach in der Stadt bekannt, und alles lacht über den armen betrogenen Martin. Er zeigt darauf die Schelmerei den dasigen Fürstl. Justizamt an, und sogleich wird wegen Verhaftnehmung der Schazgräber das nöthige verfügt. Aber diese saubern Vögel waren schon ausgeflogen nebst noch einem Bürger Nahmens **Gottfried Thiele**, welcher den Geist vorgestellet hatte. — Der Aberglaube von verbannten Schäzen und Geistern war in diesem Vorfalle die Veranlassung zum Ruin wegen fünf Bürgerfamilien.

Ein Mädchen von 19 Jahren, die Tochter eines Handwerkers in Erfurt, die schon von früher Jugend an mit ihren Gespielin in der Schule, und selbst mit ihren Aeltern gern von Gespenstern, Schazgraben u. dgl. redete, wurde in ihrem 14ten Jahre aus ihrer Aeltern Hause gethan, um sich ihr Brodt selbst bei andern Leuten zu verdienen. Sie kam, nachdem sie bei verschiedenen Herrschaften gewesen, endlich auch bei eine Gärtnerin in Dienste, der sie manches abergläubische Zeug in den Kopf sezte, und die, weil sie selbst eine einfältige Frau war, ihr alles aufs Wort glaubte. Da dieses verschlagene, ihrem äußern Ansehen nach aber dumme Mädchen merkte, daß sie mit ihren Reden bei ihrer Frau Eingang fand: so trieb sie das Spiel immer weiter, bis sie ihr endlich vorschwazte, es läg in ihrem Hause ein Schaz verborgen, den sie heben könnte, wenn sie ihr die dazu erfoderlichen Materialien, wie sie es nennte verschaffte. Die Frau ließ sich bereden, und gab ihr von ihrem kleinen Vermögen, was sie entbehren konnte, ungefähr 9 Rthlr. Das Mädchen, durch diesen glücklich gelungenen Versuch dreist gemacht, beredete noch

einige ihr bekannte Leute, welche gern ohne Mühe reich werden wollten, ihr auf den Schaz, den sie nächstens in dem Hause ihrer Frau graben werde, zu pränumeriren, so daß sie 21 Thaler zusammenbrachte, und nun vorgab, die zur Operation nöthigen Sachen angeschafft zu haben. Sie sezte auch auf vielfältiges Verlangen den Hoffnungsreichen Interessenten den Tag fest, an welchem sie den Schaz heben wollte, und erlaubte ihnen dabei zugegen zu seyn. Nur mußten sie in der Stube, wo es geschehen sollte, hinter den Ofen treten, und sich ganz ruhig verhalten. Die erste Ceremonie war, daß das Mädchen einen kleinen hölzernen Sessel in die Mitte der Stube stellte, verschiedene Worte ausstieß und dann zur Thür hinaufgieng, um den Geist zu holen, der den Schaz herausbringen sollte. Sie mogte ihn aber nicht zu Hause gefunden haben, und kam selbst nicht wieder. Die armen betrogenen Leute (es waren lauter Weiber) warteten mit ehrfurchtsvollem Stillschweigen vergeblich hinter dem Ofen, bis sie es müde waren, und das schlaue Mädchen hatte sich mit dem Gelde davon gemacht, ihre besten Sachen mitgenommen, und man konnte sie nicht ausfündig machen.

Aberglaube aus dem gemeinen Leben.

Wenn ein Mädchen in neuen Dienst kommt, so muß es gleich in die Küche gehen, und sehen, ob Feuer wo ist, und dieses anschüren, so bleibt es an dem Orte lange.

Wer das kalte Fieber hat, darf über keinen Kreuzweg gehen.

Wer ein Zweipfennigstück mit dem Gepräge eines Kreuzes in der Tasche beim Gelde hat, dem wird das

Geld nicht alle — wenn er mit dem, was er hat, häuslich umgeht, und immer dazu verdient.

Es soll Thaler geben, die, so oft man das Geld zählt, solches vermehren, oder wenn sie ausgegeben werden, zum Besitzer zurückkehren; und das soll der Teufel würken. Man nennt sie Heckethaler. Der Teufel soll einmal zu jemanden gekommen seyn, der durch Zufall einen Heckethaler bekommen, und das Geld immer vermehrte, und darüber eine solche Freude gehabt haben, daß er stets das Geld gezählt, um nur immer mehr zu bekommen. Diesem soll er gesagt haben: Du hast das Meinige nun lange genug gehabt, nun bist du mein — und bei diesen Worten ihn durch die Lüfte fortgeführt haben.

Wenn man das erste Korn blühen sieht, und es dreimal durch den Mund ziehet, und dabei sagt: Gott behüte mich vor dem Fieber und Gelbsucht, so bleibt man vor beiden Krankheiten bewahrt.

Wenn eine Person Nachts im Schlaf das Wasser nicht halten kann, so darf sie nur, wenn jemand von ihrem Alter und Geschlecht begraben wird, in das Grab pissen, so wird sie von jenem Uebel befreiet.

Wenn zu einem kleinen Kinde ein Schlüssel gelegt wird, so wird es nicht ausgewechselt.

Wenn das Gesinde in Dienst gekommen ist, so darf es am ersten Sonntage darauf nicht in die Kirche gehen, weil es sonst nicht eingewohnen kann.

Wer den Schnupfen hat, soll durch eine Gabel mit drei Zinken ein Glas mit Wasser austrinken.

Wer, nachdem er Brei oder Mehlklösse gegessen hat, trinket, bekommt einen dicken Hals.

Wer über eine Brücke geht, soll ein Unservater beten. Das soll er auch thun, wenn er eine Sternschnupfe sieht.

Ein Kind, das am Mittwoch zum erstenmal die Schule besucht, lernt nichts — wenn es nicht fleißig zur Schule gehalten wird, weder Anlage noch Lust zum lernen, und einen ungeschikten Lehrer hat.

Wer auf einen Baum sieht, auf dem eine Weibsperson ist, wird blind — wenigstens wird er unter gewissen Umständen auf eine Zeit lang blind werden können, um etwas anders zu sehen.

Ein Kind, am Freitage unter dem Zusammenläuten dreimal die Stube auf- und abgeführt, lernt bald laufen.

Regenwasser macht die Kinder bald reden.

Lacht man, daß einem die Augen übergehen, so giebts Zank.

Maithau vertreibt die Sommerflecken.

Hat jemand rothe Haare, und er läßt sie abschneiden, und vergräbt sie unter einer Weide, so sollen dagegen schwarze Haare wachsen.

Läßt man ein Blatterkind durch einen ererbten Wiger sehen, so wirds nicht blind.

Die Bauern sehen lieber, daß man das Brodt zu einer Milchsuppe brocke, als schneide. Von letzterm befürchten sie:

Um allen widrigen Streichen böser Leute auszuweichen, die sie den Dauben spielen könnten, darf man nur an die Thür die drei kraftvollen Buchstaben schreiben: C. M. B.

Irrlichter hält der Landmann für ungerechte Siebner oder Steiner d. s. Leute die die Feldsteine verrücken.

Wenn man in der zwölften Stunde der Christnacht neunerlei Holz schneidet, und dasselbe bei sich trägt, so sieht man am Walpurgistage, wenn der Hirte zum erstenmale austreibt, alle Hexen mit Melkkübeln gekrönt.

Vormals glaubte man, eine Hexe könne nicht über 30 Pfund wiegen. Kaiser Carl der fünfte, ertheilte

dem Städchen Oudewater, unfern Utrecht, um der zu selbiger Zeit allzugroßen Raserei in Verbrennung der Hexen zu steuern, ein Privilegium, Kraft dessen es das Recht haben sollte, alle berüchtigte und als Hexen angegebene Weiber zu wiegen, und diejenigen, welche über dreißig Pfund schwer wären, loszusprechen. — Wie nun das Städchen diese Wagegerechtigkeit durch ein Kaiserliches Privilegium erhalten hatte, so wurden nicht allein aus den Niederlanden, sondern auch aus dem andern Deutschland unzählige der Hexerei beschuldigte Personen dahin gebracht und gewogen. Dieß geschah aber jederzeit mit besondern Ceremonien. Die Berüchtigten mußten sich nehmlich ganz nackend ausziehen und besichtigen lassen. Sie wurden durch Hebammen examinirt, gewaschen, mit einem neuen Kamme gekämmt, und an allen Flecken des Leibes untersucht, ob sie etwa magische Zettel bei oder sonst was an sich hätten. Darauf wurden sie im Beiseyn des ganzen Magistrats gewogen, und erhielten nach befundener Unschuld ein mit dem Stadtsiegel versehenes Attestat, wobei noch zu bemerken, daß zu Oudewater das schwerste Gewicht in ganz Holland seyn soll.

Dann glaubte man ehedem auch, ein Zauberer hätte Teufelsanzeigen am Leibe. In den so gefährlichen Verdacht der Zauberei und Hexerei konnte denn mancher kommen, wenn er an den Theilen des Leibes sogenannte Muttermähler hatte, die oft gar wunderlichen Figuren ähnlich sehen, oder dazu gedeutet werden können, und woran gewöhnlich das unvorsichtige Verhalten oder zufälliges Anstoßen, Drücken oder Quetschen des Unterleibes der Schwangern schuld ist, weil dadurch die noch gar engen Blutgefäße und zarte Knochen und Flechsen zusammengepreßt oder verlezt werden.

Wenn du Haare ins Feuer wirfst, so sollst du den Daumen in die Hand kneipen (wie Leute zu thun pflegen,

die mit der fallenden Sucht behaftet sind) damit es nicht stinke, Lieber sollte man doch die Nase zuhalten.

Wenn jemand Milch über die Straße trägt, so darf davon nichts übergegossen werden; es würde der Molkenwirthschaft schaden. Jeder, der ein solches Geschäft verrichtet, wird daher beim Hinausgehen erinnert, vor dem Uebergießen sich ja in acht zu nehmen. — Der daher entstehende Schade kann jedoch kein andrer seyn, als der in der übergegoßnen Milch selbst zu suchen ist.

Wenn dir jemand zutrinkt, oder den Krug, nachdem er getrunken hat, herreichet, so darfst du nicht aus offenen Kruge deinen Durst löschen. Der Deckel muß vorher erst wieder zugemacht werden, und dann allererst kannst du ihn wieder öfnen, und dich satt trinken.

Bei der Feuersbrunst, die am grünen Donnerstage 1790. die Fürstl. Reußische Stadt Zeulenrode verwüstete, gab man vor, man habe lange zuvor gewußt, daß es in Zeulenrode etwas ausserordentliches geben werde, weil bei dem Horchen in den zwölf Nächten etwas ungewöhnliches sey bemerkt worden. Ein Mann hat früh um 5 Uhr einmal eine feurige Kugel in der Luft über der Stadt gesehen. Man will es Wasserschöpfen, läuten, Stürmen gehört haben. Einer hat diesen, der andre jenen bedenklichen Traum gehabt; ja kurz zuvor soll es der Herr Oberpfarrer Viehweg sogar auf der Kanzel gesagt haben: weil er die Leute zur Besserung ermahnt, und sie bedrohet, daß sie Gott strafen würde, wofern sie sich nicht besserten. Nun sagt man, er habe es gewußt, und um deswillen schon vorher eingepackt. Allein seine Wohnung wurde etwas später vom Feuer ergriffen; und doch verlohr er immer noch viel. Auch sagte der Aberglaube, das Unglück hätte vermieden werden können, wenn der Mann, bei dem das Feuer ausgekommen, nur gleich um sein Haus herum, und auf

dem nächsten Wege in das freie Feld hinausgesprungen wäre: aber er sey mitten durch die Stadt gelaufen, und da das Feuer einen solchen Mann nachzuziehen pflege, so habe es die ganze Stadt angreifen müssen. Der Aberglaube machte das große Unglück dieser Stadt noch größer. Er prophezeihete, daß noch die ganze stehen gebliebene Greizer Vorstadt abbrennen, und der Stadt Greiz auch ein großes Unglück bevorstehe. Ja sie hätte schon abbrennen müssen, wenn man nicht so sorgfältig gewacht und Acht gehabt hätte. Man war der Sache so gewiß, daß man die Gasse, das Haus und sogar die Stunde benannte, da das Feuer auskommen müsse. Und wirklich waren hier viele, selbst angesehene Leute in Angst und Furcht, und glaubten also, daß die Prophezeihungen erfüllt werden würden. Dergleichen Unglückprophezeihungen verbreiteten sich damals im Voigtlande, und auf 6 bis 8 Meilen weit verkündigte man Unglück. Die Gründe dieser Prophezeihungen waren 1. die Anzeigen bei dem Horchen in den zwölf Nächten; 2. weil die Thüren des Feuerspritzenhauses einigemal offen gewesen — welches vermuthlich von dem einige Zeit heftig gehenden Wind bewürkt worden ist; 3 weil am Marienfest die Sonne bluthroth untergegangen — dieß kam aber daher, weil zu eben der Zeit viele brennbare Theile mit den Dünsten in der Luft, folglich zwischen der Sonne und den Augen der Menschen schwebten; daher die Sonne selbst roth scheinen mußte, wie dieß manchmal, besonders im Frühling und Herbst, der Fall ist; 4. weil die Hunde geheult — bei dem heftig gehenden und schneidend kalten Winde mag wol mancher Hund ziemlich gefroren haben; 5. weil es ein Bettler prophezeihet. (So sehr spukt der Aberglaube noch in den Köpfen, und gewiß ist durch ihn das Elend der Einwohner von Zeulenrode noch schrecklicher geworden, da sie in ihrer durch denselben verunstalteten Religion keinen Trost

fanden, sondern durch die Vorstellung eines erzürnten Richters, der sie unglücklich machen wolle, ganz darnieder gedrückt wurden.

Bei einem Brande in Salzungen sahe ein Einwohner von der Classe, welche von Standeswegen richtiger denken sollte, die Flamme seinem Hause näher kommen, und einige Freunde erboten sich, ihm ausräumen und seine Mobilien retten zu helfen. Kaltblütig antwortete er, es sey nicht nöthig; er habe die besten Vorkehrungen gegen die Gefahr getroffen. Alles Zureden war vergebens, und in einer halben Stunde stand sein Haus in Flammen, und er rettete nichts von seinen Habseligkeiten. Ein alter Jude, den man bei ihm sah, hatte das Feuer, wie mans nennt, **versprochen**: darauf verließ sich dieser Mann, und erfuhr das Trügliche dieses abergläubischen Mittels zu seinem Schaden.

Am 3ten April 1790. wüthete in dem Hessischen Dorfe Obersteinbach das Feuer fürchterlich. Man sagte, der Aberglaube, daß man an gewissen Tagen nichts verborgen oder aus dem Hause weggeben soll, habe die Veranlassung zu dem Unglück gegeben. Eine Frau soll von ihrer Nachbarin etwas Asche verlangt haben, und diese hat die noch heisse Asche in einem hölzernen Gefäß auf den Dachboden gesezt, um solche zu verbergen.

Wer sollte denken, daß der Aberglaube noch in unsern Tagen sich selbst des Hausirens bedient, um seine Herrschaft auszubreiten. Doch geschah dieß wirklich noch im Jul. 1790. in einigen Landstädten und Dörfern eines gewissen Fürstenthums, wo ein Herumträger unter andern gereimten und ungereimten Dingen auch ein gedrucktes Blatt verkaufte, welches folgenden Titel führte: **Merkwürdige Beschreibung von einem großen Phänomen zweier Nebensonnen, welche den 17ten May 1790. über Schneeberg, Annaberg, Schwarzenberg und der ganzen Gegend herum**

von viel tausend Menschen gesehen worden; wie auch von der Feuersbrunst aus Pohlnisch Lissa. Nach möglicher Kürze wahrhaft beschrieben. — Nachdem diese Erscheinung (davon im ersten Theile des Buchs vom Aberglauben gehandelt ist) nicht etwa erklärt, sondern nur der äußern Gestalt nach beschrieben worden, so heißt es weiter: „Es zeigen sich zwei ausserordentliche Cometsterne am Himmel, welche des Abends um 8 Uhr gegen den Abend an dem Horizont stehen, und welche bluthroth, aber doch sehr helle ihren Glanz von sich geben, um denselben zeigen sich weisse lange Strahlen, so nach den Morgen zu stehen, und wie einige Astronomen aus Frankreich observiret haben, soll es ein Comet seyn, welcher vor 100 Jahren auch in unserer Gegend sich gezeigt haben soll, worauf großer Krieg erfolgt sey. Alle Menschen konnten sich nicht satt sehen, und die Beurtheilungskraft blieb bei einem jeden zu schwach, die Bedeutung davon zu machen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß Gott Wunder und Zeichen am Himmel erscheinen läßt, um einen jeden auf seine Allmacht desto aufmerksamer zu machen, und sich stets seinem heiligen Willen zu überlassen, und ihn im Gebet und Flehen um Abwendung alles Bösen kindlich anzurufen. Wir haben es höchst Ursache auch bei ereigneten Erdbeben, welche uns immer näher treten, und jezo das am 12ten März in Hanau erwähnen wollen. Es war die erste den 5ten Abends nach 8 Uhr, und die zweite den 6ten, Morgens um 4 Uhr. Die lezte war so heftig, daß die Wände und Fensterscheiben bebeten, und mit einem starken Getöse und Gerassel begleitet. Die lezte Erschütterung ist auch in Darmstadt und in den Odenwald verspürt worden. Den 4ten Junii ist abermals eine große Feuersbrunst in Pohlnisch Lissa entstanden, so daß in wenig Stunden die Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt worden, und nur einige 40

Häuser stehen geblieben sind. Einige melden, daß es bei einem Phänomen, welches den 4ten Junii gewesen, das Feuer von der Sonne gefallen, und die Stadt angezündet habe.

Nun folgt noch ein frommer Seufzer, und ein Lied, auf die Melodie: Alle Menschen müssen sterben, dessen dritte Strophe so lautet:

Neue Sterne und Cometen, zeigen was besonders an, sie sind traurige Propheten, dieses glaubt ein jedermann, es sind Buß- und Warnungszeichen, laßt uns nicht von Gott obweichen, rufet Gott inbrünstig an, der die Strafe lindern kann. — Endlich folgt ein Stoßgebet um Abwendung der Strafruthe.

Solche moralische Quacksalberei, welche die redlichsten Bemühungen der Volkslehrer, ihren Gemeinden würdige Begriffe von Gott und seiner Regierung in der Welt beizubringen, vernichtet, sollte billig unter gedrohter obrigkeitlicher Ahndung überall verboten seyn.

Im abnehmenden Monde darf kein Zuchtvieh jung geworden oder entwöhnt seyn, sonst hat es kein Gedeihen. — Bei abnehmenden Monde darf niemand einziehen, denn sonst hat er kein Glück, und sein Vermögen wird abnehmen. Besonders achten neu Verehlichte hierauf sehr. — Wer, wenn die Sonne untergehen will, mit dem Finger nach derselben hinweiset, dem folgt sie immer nach. Man mögte ermüden, solchen Unsinn zu bemerken, wenn es nicht gewiß wäre, daß er noch geglaubt wird.

Im Junius 1790. geschah bei Halle in Sachsen, die seltene Naturbegebenheit, daß das Wasser in einem Teiche roth gefärbt erschien. Die Sache machte grosses Aufsehen, und alles lief dahin, das Wunder zu betrachten. Die Einfältigen meinten, das Wasser sey in Blut verwandelt, und es bedeute wenigstens Hun-

gersnoth oder Pest; aber ein geschickter Naturforscher, der dasige Cämmerer Weber, gieng hin, das Wunder nicht blos zu schauen, sondern auch zu untersuchen; und dieser fand, daß es eine ganz natürliche Sache war, die er in den Hallischen wöchentlichen Anzeigen No. 59. folgendermaßen beschreibt. „Der Teich bei der Giebichensteinischen Amtsziegelscheune erschien am 15ten Jul. roth gefärbt. Nachmittags bemerkte ich zuerst die rothe Farbe des Wassers. Es sah vollkommen wie Blut aus, und beim Ausschöpfen in ein gläsernes Gefäß, glich es einer blassen Auflösung von Florentinerlack. Abends füllte ich ein Glas mit diesem Wasser an, und nahm es mit nach Hause. Nach einer Viertelstunde, da es ruhig gestanden hatte, zeigte sich ein dunkelrother dem schönsten Florentinerlack ähnlichen Niederschlag, und das darüber stehende Wasser war ganz hell geworden. Hieraus folgte, daß die rothen Theilchen keinen genauen Zusammenhang mit dem Wasser hatten, und um ein ansehnliches specifisch schwerer, als das Wasser waren. Die Bewegung des Wassers, welche durch den Wind verursacht wurde, war also blos Ursach, daß dieses färbende Wesen nicht zu Boden fiel: denn an denjenigen Orten, wo das aufgewachsene Schilf dem Wasser gegen den Wind Schuz gab, sahe man die rothgefärbten Theilchen auf dem Boden liegen, und das Wasser schien klar, so daß einige beim ersten Anblick glaubten, der Teich bestünde aus rothen und weissen Wasser. Am folgenden Tage untersuchte ich einen Tropfen von diesem gefärbten Wasser unter meinem ziemlich guten Wilsonschen Vergrößerungsglase. Eine Vergrößerungslinse, welche den Durchmesser 133, die Fläche 17,689 und den körperlichen Inhalt 2,352,637 mal vergrößert, zeigte rothe lebendige Puncte, welche eine eigenthümliche Bewegung hatten. Unter einem Glase, welches den Durchmesser 200, die Fläche 40,000 und den körperlichen

lichen Inhalt 8 Millionen mal vergrößert, erscheinen die rothen lebendigen Thierchen schon als kleine längliche blasenartige Körperchen, und bei der Vergrösserung des Durchmessers von 400, der Fläche von 160,000 und des körperlichen Inhalts von 64 Millionen, sahe man deutlich, daß es rothe Thiere waren, welche die Größe und Gestalt eines Waizenkorns hatten, und sich mit großer Lebhaftigkeit in dem Wassertropfen willkühr- lich bewegten. Der Körper war schön blaßroth, durchsichtig, und an einem Ende befand sich ein schwarzer Punkt, warscheinlich der Kopf des Thierchens, indem sich dieser Theil immer vorn befindet, wenn sich dasselbe fortbeweget. Es gehören diese kleinen Geschöpfe zu dem Geschlechte der Infusionsthierchen, da sie viele Aehnlichkeit mit den Thieren haben, die nach einigen Tagen in Erweichungen von Pfeffer, Heusamen und andern vegetabilischen Substanzen entstehen, nur mit dem Unterschiede, daß sie roth gefärbt und viel kleiner sind, auch sich in größerer Menge in der Flüssigkeit befinden. Denn das größte rothe Thierchen ist 64 Millionen kleiner als ein Waizenkorn, und in einem Wassertropfen befinden sich über 1000 Stück. Nur durch die große Menge derselben wird das Wasser roth gefärbt, und wenn es eintrocknet, bleibt auf dem Glase, worinnen sich die Flüssigkeit befand, ein aus rothen Thierchen bestehender Farbenstaub liegen, welcher dem Florentinerlak der Farbe nach ähnlich ist. Die Richtigkeit der angeführten Bemerkungen würden erforderlichen Falls viele würdige und gelehrte Männer hiesiger Stadt mir bezeugen, welche alles bisher erzählte bei mir gesehen haben. Ja, ich habe zu mehrerer Bestätigung unter einem schönen zusammengesetzten Vergrößerungsglase, alle vorerzählte Beobachtungen in Gegenwart einer ansehnlichen Gesellschaft wiederhohlt und richtig befunden. Bei einer Vergrößerung des Durchmessers

von 124, der Fläche von 15,376, und des körperlichen Inhalts von 1,906,624 mal sahe die ganze Gesellschaft diese Thierchen am deutlichsten, und man konnte mit dem zusammengesetzten Vergrößerungsglase eine größere Fläche als mit dem Wilsonschen auf einmal übersehen. Die Beobachtung geschah des Abends, es war daher nicht gut möglich, eine stärkere Vergrößerung anzubringen. Da man schon verschiedene Beobachtungen von sogenannten Blutregen und rothgefärbten stehenden Wassern hat, so wird meine jetzige Nachricht von einem rothgefärbten Teiche vielleicht überflüssig scheinen. Wenn man aber erwägt, daß diese Begebenheit sich ziemlich selten ereignet, und daher von dem gemeinen Mann als ein Wunder angesehen wird, und viele abergläubische und furchtsame Ideen erweckt (indem ich selbst gehört habe, daß einige sonst vernünftige Leute des Bürgerstandes, eine Vorbedeutung von blutigen Schlachten hierin zu finden glaubten) so wird man es nicht unschicklich finden, daß ich den Aberglauben zu bestreiten gesucht, und den Nuzzen der Naturgeschichte und Physic im gemeinen Leben zu zeigen mich bemühet habe. Ueberdieß finde ich auch, daß alle Beobachtungen, die wir bisher von sogenannten Blutregen und blutigen Wassern haben, von unserm rothgefärbten Teichwasser sehr verschieden sind. Denn die sogenannten Blutregen, von denen ich Nachrichten gelesen habe, rühren entweder von dem Blumenstaube einiger Pflanzen, oder von dem rothen Safte verschiedener Schmetterlinge her, welchen sie bei ihrer Verwandlung als eine Reinigung von sich geben. Die rothen stehenden Wasser sind entweder blos auf der Oberfläche gefärbt, und hier ist eine Art rothes Moos Ursach; oder sie sind durchgehnds roth, welches theils einer mit dem Wasser vermengten Bolarerde und gelbrothen Lehm, theils den darin herumschwimmenden ro-

then Wasserflöhen zuzuschreiben ist. Unser Teichwasser aber wurde durch Infusionsthierchen, welche 64 Millionen mal kleiner sind, als ein Wasserfloh, der dem bloßen Auge noch sichtbar ist, rothgefärbt. Und hievon sind meines Wissens noch keine Bemerkungen vorhanden. Warum erscheinen aber diese kleinen Thiere so selten — und warum sind sie roth? Vielleicht müssen verschiedene ihrer Erzeuguug günstige Umstände, die wir noch nicht kennen, zusammentreffen, wenn sie sich so stark vermehren sollen, daß sie uns durch ihre Menge sichtbar werden; so wie z. B. die Feldmäuse, die Heuschrecken, die Maykäfer und gewisse Raupenarten sich nur in manchen Jahren so stark zeigen, daß sie als Landplagen Aufmerksamkeit erregen. Die Thierchen können auch wohl zuweilen auf dem Grunde der Teiche vorhanden seyn; weil aber während ihres Daseyns eben Windstille herrscht, werden sie oberhalb im Wasser nicht sichtbar. Auf die zweite Frage, warum diese Infusionsthierchen roth sind, könnte man mit einer Gegenfrage antworten: warum ist der gewöhnliche Floh braun gefärbt? Doch, sollte die rothe Farbe nicht ihren Grund in den Nahrungsmitteln dieser Thierchen haben? Der Teich an der Ziegelscheune hat zwar seine eigenen Quellen, es fließet aber auch Wasser aus einer Straße mit hinein, wo ein Färber und verschiedene Lohgerber wohnen. Können nun die vegetabilischen Theilchen der Farbenhölzer und des Abgangs von Gerberlohe nicht diesen Thierchen zur Nahrung dienen, und ihr färbendes Wesen den durchsichtigen Körpern mittheilen? Freilich ist die so hochrothe Farbe gewissermaßen noch unerklärbar, und die Wahrheit liegt hier zu tief im Innern der Natur versteckt, wohin nach Hallers Ausspruch kein erschaffner Geist dringt. — Nach chemischen Untersuchungen bestehet der rothe Farbenstoff dieser Infusionsthierchen aus harzigen Theilchen, die mit dem thie-

rischen Leim genau verbunden sind. Ob aber dieser Farbestoff als Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche in die Thierchen überging, oder ob er als wesentlich bei ihnen angesehen werden müsse, ist nicht zu bestimmen. Da die chemischen Versuche in meiner Gegenwart gemacht sind, so kann ich mit völliger Ueberzeugung die Richtigkeit derselben bestätigen. Der Teich behielt noch ohngefehr 8 Tage sein rothes Ansehen, nach welcher Zeit das Wasser wieder hell ward: doch erblickte man noch einige Zeit bei genauer Untersuchung den rothen Farbestoff auf dem Boden des Teichs, und an den Wasserkräutern wie Florentinerlack angesetzt. Unter dem Sonnenmikroscop des Prof. **Gren**, zeigten sich die rothen Infusionsthierchen sehr schön, und am deutlichsten konnte man die willkührliche Bewegung derselben bemerken, wenn sie an der Wand so stark vergrößert erschienen, daß sie die Größe von rothen türkischen Bohnen hatten. Verschiedene, die noch an der Richtigkeit der gemachten Bemerkungen zweifelten, überzeugten sich hier, daß Thierchen die Ursach des scheinbar rothgefärbten Wassers waren.

Am siebenten Januar 1791 wurde in Magdeburg ein Soldat enthauptet — ein junger Bursche von 18 Jahren, Namens **Johann Ehrenfried Dobritz**. Die Geschichte seines Verbrechens ist kürzlich folgende: Er war als Hornist bei einem der dasigen Regimenter angestellt, und verdiente sich durch seine Musik hier und da in den Wirthshäusern etwas Geld, das er aber nebst seinem Solde gleich wieder durchbrachte. Die Zahl seiner Gläubiger vermehrte sich, und der Hauptmann sieht sich genöthiget, etwas zur Befriedigung derselben von seinem Solde zurück zu behalten. Zu gleicher Zeit untersagt er ihm, sich in seiner Montur in den Wirthshäusern herumzutreiben. Diese beiden Stücke brachten ihn nach seiner Aussage zur Verzweiflung, und zu dem Gedan-

ken, sich zu entleiben. Indessen dachte er, er könne alsdenn vielleicht nicht seelig sterben. Er wolle dafür lieber einen andern umbringen; dann müßte man ihn doch zum Tode zubereiten, und er stürbe seelig, indem er noch keine Gelegenheit zur Sünde gehabt hätte, und wenn er leben bliebe, vielleicht wegen seiner Sündenlast verdammt würde: so führte er diesen gräulichen Vorsatz aus. Er gieng hinunter in die Stube seines Wirths, wo er dessen Tochter von 10 Jahren ganz allein fand, die er auch sogleich mit einer Fußbank (Hütsche) auf den Kopf und darnieder schlug, und ihr mit einem Messer den Hals abschnitt. Er gab sich darauf selbst an. In seinem Gefängnis betrug er sich sehr frech und gleichgültig, und noch den Tag vor seiner Hinrichtung soll er unter vollen Fressen und Saufen gesagt haben: es hätte gar nichts zu bedeuten; der Teufel sey Schuld an seinen Thorheiten und Schandthaten; Gott werde ihn schon zu Gnaden annehmen, und sie sollten nur Achtung geben, die Sonne werde gewiß gleich nach seiner Hinrichtung scheinen — zum Zeichen daß er selig gestorben sey. — Die Sonne schien, und dadurch wurden leider! viele Zuschauer in diesem irrigen Wahn bestärkt. Noch andre Arten gröbern Aberglaubens sahe man bei dieser Gelegenheit, daß z. B. viele über den Sand, auf welchem der Verbrecher kniete, herfielen, ihn sammelten, um ihn in ihr Haus zu streuen, weil sie dadurch bessere Nahrung hofften; daß einige das vergossene Blut des Mörders als ein Mittel gegen verschiedene Krankheiten aufzufangen suchten — alles Beweise, daß es ein grobes Verbrechen wider Gott und Menschen ist, den Nutzen und die Nothwendigkeit der fortschreitenden Aufklärung des Volks und seiner Religion zu bestreiten, und ihren Fortgang geflieߺentlich zu hemmen.

Am 13 Oct. 1791 badete sich in Jena ein sehr braver junger Mann auf Zureden einiger seiner Bekannten

in der Saale. Es war dieß das erstemal in seinem Leben, daß er in einen Fluß gieng. Zuvor hatte er öfters in einer Badewanne diese dem Körper so zuträgliche Reinigung vorgenommen, und weigerte sich gegen wiederhohltes Zureden seiner Freunde, es im Flusse zu thun, indem er seine Unerfahrenheit hierin vorwandte, und den Nutzen des Badens auf die ihm gewöhnliche Art ohne Gefahr zu erreichen glaubte. Endlich gab er doch nach, und ward an einen unsichern Ort geführt, wo er den ersten Versuch mit dem Leben bezahlen mußte. Seine Freunde eilten, ihm von der Stadt aus Rettung zu verschaffen; aber sie waren nicht vermögend, es zu bewerkstelligen. Als endlich die Fischer in Kähnen herbeigekommen waren; so suchten sie auf dem Platz, wo der Verunglückte lag — bis nach Sonnenuntergang; da fanden sie ihn erst. Nun sagte man, dieß sey geschehen: weil die Fischer den verabscheuungswürdigen Aberglauben hätten, daß die Fische aus einer solchen Gegend entwichen, wo ein Ertrunkener vor dieser Zeit herausgehohlt würde.

Seinen Freunden giebt er's schlafend! — Diesen biblischen Spruch misbrauchte die Köchin eines Obersten in Potsdam auf eine sonderbare Art. Sie hatte die verderbliche Gewohnheit, in das Lotto zu sezzen, und an dem Tage, an welchem das Glücksrad gezogen wurde, im Bette zu bleiben, und zu schlafen. Als der Obrist einmal von der Parade nach Hause kommt, findet er kein Feuer, kein Essen, keine Köchin in der Küche. Nach vielem Suchen trifft der Bediente sie im Bette an, und sagt dieß seinem Herrn. Was in aller Welt, sagt dieser, macht sie jetzt im Bette? Sie gehört ja in die Küche, sie muß ja das Essen besorgen! „Das konnt ich heute nicht, Herr Oberster, sagt die Köchin, ich muß heute in Bette liegen und schlafen" — Und warum? — Ja heute ist die Lotterie

gezogen — und — seinen Freunden giebt er's schlafend! Ich habe in die Lotterie gesetzt.

Der natürliche Zauberer.

Geschwindigkeit ist keine Hexerei, pflegt man zu sagen, wenn man jemanden etwas verrichten sieht, davon man nicht gleich den Grund kennt. Es können so viele Dinge nicht nur durch Geschwindigkeit, sondern auch durch die — freilich vielen unbekannten — Würkungen der Körper geschehen, daß der Unkundige leicht getäuscht und auf irrige Vorstellungen von den Kenntnissen der Menschen, und Einwürkungen unsichtbarer Wesen kann geleitet werden, wenn er nicht den Grundsaz bei sich festgesezt hat, daß alles, was geschieht, auf natürlichen Gründen ruhe. Die folgenden Beispiele werden dieß näher darthun, und über Dinge der Art, Licht verbreiten. —

Man reibe eine Glasröhre und lasse acht bis neun Zoll von ihr eine kleine leichte Feder fliegen. Diese wird von der Röhre sogleich angezogen, und etwa zwei bis drei Secunden fest an ihrer Oberfläche hängen: dann aber wird sie wieder zurückgestoßen. Wenn man nun die Röhre unter sie bringt, so pfliegt die Feder in der Luft immer bis auf eine beträchtliche Weite von ihr fort, ohne der Röhre wieder zu nahe zu kommen; und wenn man diese geschikt zu führen weiß, so kann man die Feder nach Gefallen in der Stube herumtreiben. Immer kehrt sie mit derselben Seite nach der Röhre zurück, auch wenn man diese so geschwind als möglich um die Feder herumbewegt. — Auch kann die eine Person eine geriebene Röhre von glattem Glas, die andre etwa Siegellac in der Hand halten. Beide stehen etwa anderthalb Schuh weit von einander. Zwischen beide

(auf entgegengesetzte Art electrische) Körper läßt man einen aus sehr leichten Federn zusammengesezten kleinen Federball fliegen; und man wird ihn wechselsweis von einem Körper auf den andern hüpfen sehen, so daß es scheint, als ob beide Personen damit spielten. —

Man vergoldet ein ziemlich großes Glas von aussen her entweder ganz oder Schlangenweis; oben aber läßt man einen Raum von einem Zoll unbelegt. Nun füllt man das Glas, so weit die Vorgoldung reicht, mit Wein, und hütet sich, daß das unbelegte weder von innen noch aussen feucht werde. Nun hängt man ein Drath, das mit der Electrisirmaschine zusammenhängt, so, daß es in der Mitte den Wein berührt, da denn jemand die Maschine in Bewegung sezt. Das Glas wird nun ohne viele Bewegung zum Trinken hingereicht, und wer es an den Mund bringt, bekommt einen electrischen Schlag. — Besser geräth der Versuch, wenn man das Glas in einem zinnernen Becher oder überhaupt auf ein Metall stellt. —

Wenn man in einen Spiegel sieht, der perpendiculär auf einem andern steht, so wird das Gesicht völlig ungestaltet erscheinen. Neiget man den Spiegel ein wenig, so zeigt sich das Gesicht mit allen seinen Theilen, ausgenommen die Nase und die Stirn. Neiget man ihn weiter, so wird man sich mit drei Nasen und sechs Augen erblicken. Kurz, diese scheinbare Verunstaltung wird bei einem jeden Grade des Neigens sich verändern; und wenn man den Spiegel ganz tief geneigt hat, so wird man sich gar nicht mehr darin erblicken. — Wenn man hingegen diese Spiegel dergestalt setzet, daß sie vertical zusammenstoßen, so werden ihre verschiedenen Neigungen wieder andre Erscheinungen am Gesicht hervorbringen. — Auch kann man einen Spiegel machen, daß wenn jemand hineinsiehet, es scheinet, als sey sein Gesicht mitten entzwei geschnitten. Die Fläche

des Spiegels muß nemlich ganz eben abgeschliffen seyn, die andre Seite aber in der Mitte einen Rücken haben, und wie gewöhnlich belegt seyn. —

Man nimt eine hinlängliche Menge des beßten Brantweins, und wirft kleine Stückchen Kampfer hinein, daß es sich darin auflöse. Fenster und Thüren werden wohl verwahrt, daß der ausdünstende Dampf sich nicht durch die kleinen Oefnungen verbreite. Das Geschirr, darin der Brantwein ist, muß auf einem Kohlfeuer doch ohne ausschlagende Flamme kochen, daß der ganze Brantwein ausrauchst, und das Zimmer erfüllt. Der Dampf davon wird so subtil seyn, daß man ihn kaum sehen kann. Sobald nun ein brennendes Licht schnell in die Stube getragen wird, so entzündet sich die Luft, und das ganze Zimmer brennt davon.

In Papier kann man eine bleierne Kugel schmelzen, wenn man dasselbe so dicht um die Kugel legt, daß keine Falte an demselben bleibt. Auch Wasser kann man darin kochen: denn das Wasser geht durch die Zwischenräume des Papiers in dem darin befindlichen dichten Körper. —

Man läßt ein Schnupftuch im Wasser wohl naß werden, und tunket es dann in starken Brantwein, hält es auf einer Gabel in die Höhe, und zündet es bei einem Lichte an: Es brennt dann über und über, ohne doch zu verbrennen. —

Legt man eine ganz trockene Nähnadel behutsam der Länge nach auf das Wasser, so sinkt sie nicht unter; und es schwimmt hier Eisen auf Wasser. —

Wenn man mit der Auflösung von Salpetersauren Wismuth auf Papier schreibt, so sind die Züge unsichtbar; sie erscheinen aber sehr deutlich, wenn man das beschriebene Papier in Wasser taucht: denn das Papier wird etwas durchsichtig; die Buchstaben aber werden ganz weiß und undurchsichtig. Wird das Pa-

pier trocken, so kann man die Buchstaben nicht weiter unterscheiden: dagegen erscheinen sie auf eine neue Anfeuchtung noch etlichemal und verschwinden auch wieder. — Es giebt Leute, die dergleichen Zettel öffentlich ausgeben, und man kauft sie, um auf denselben sein Schiksal und seine Hoffnungen zu lesen. „Unternim was du vorhast; es wird dir gelingen.“ — „Deine erste Reise wird glücklich seyn, und du wirst sie nach Wunsch vollbringen.“ — „Das andre Geschlecht ist dir gewogen, und du kannst durch dasselbe dein Glück finden.“ — „Sieh dich vor bei dem, was du thust; es stehen Laurer auf dich.“ — Mit diesen und andern dergleichen Dingen wird der Leichtgläubige und Unwissende geäfft, und zu seinem Schaden getäuscht. —

Wenn man mit einem färbenden vegetabilischen Pflanzensafte auf Papier schreibt, und solches in eine Flasche stekt, worin dephlogistisirte salzsaure Luft befindlich ist, so wird nach einigen Minuten die geschriebene Schrift verschwinden. — Schreibt man hingegen mit einer Auflösung von Bleiweis im Wasser, auf Papier, und steckt solches in eine Flasche, worin solche dephlogistisirte Luft befindlich ist, die man durch Abziehen der Salzsäure über Braunstein erhält; so wird nach Verlauf einiger Minuten die Schrift sichtbar werden. Man kann der Schrift durch Mittel, welche hier anzuführen zu weitläuftig seyn würde, auch verschiedene Farben geben. Hier sollte nur gezeigt werden, daß bei alle dem nichts übernatürliches obwaltet, und daß die Verfertiger oben angeführter Zettel so wenig Hexenmeister, als Propheten sind.

Man zieht Rock und Weste aus, läßt sich die Hände auf den Rücken binden und sich etwas an das rechte Ohr hängen. Dieses nun an das linke Ohr zu bringen, geht man an einen besondern Ort, wo man nicht kann bemerkt werden, hängt sich mit dem Oberleibe zurük, und

zwingt zuerst den Hintern rückwärts durch die Arme, hernach das rechte Bein, dann das linke. Wenn dieses geschehen ist, so hat man die Hände vor sich, daß man sodann das Angehänge vom rechten ans linke Ohr bringen kann. Darauf stekt man die Beine wieder zurück, so daß die Hände wie vorher auf den Rücken zu liegen kommen. —

Man befestige ein Stöckchen ohngefehr zwei Spannen lang an einem Tisch, stecke eine Nähnadel oben so hinein, daß die Spitze derselben über sich stehet. Dann steckt man in ein andres, das dem vorigen ganz gleichet, in der Mitte einen Pfennig, und an beiden Enden ein Messer, um das Gleichgewicht zu wege zu bringen, diese Maschine sezt man nun so, daß der Pfennig auf die Spitze der Nähnadel zu stehen kommt. Bläset man daran, so wird sich der Pfennig mit der Maschine auf der Nadelspitze immer herumdrehen. —

Nim eine kleine Flasche, deren Oefnung nicht mehr als zwei Linien im Durchschnitt hat, und ein irdenes Gefäß, welches um einen oder zwei Zoll höher ist, als die Flasche. Du mußt auch einen kleinen Trichter haben, mit welchem du den Wein einfüllen kannst. Wenn die Flasche mit Wein völlig angefüllt ist, und in das Gefäß, das auch voll Wasser ist, gesezt wird, so daß das Wasser über den Hals dieser Flasche geht, so wirst du alsbald den Wein durch den Hals heraussteigen sehen, der sich wie eine kleine Säule erhebet, und oben auf dem Wasser schwimmet. Zugleich wirst du auch bemerken, daß das Wasser unten auf dem Boden der Flasche die Stelle des Weins einnimmt. Dieß rührt aber daher, daß die Theile des Wassers schwerer sind als die Weintheilchen. —

Der Taschenspieler hat einen länglichten hölzernen Becher, in welchem noch ein andrer ist, der aber nur so tief hineingehet, daß zwischen dem äussern und innern

Becher so viel Raum übrig bleibe, daß darin eine Hand voll Mehl kann verborgen seyn. Soll er nun spielen, so läßt er den innern Becher sehen, wirft ein wenig Korn hinein, und legt ein hiezu gemachtes leeres Säckchen darüber, da er sich denn stellet, als ob er das Korn mahle. Haben ihn die Zuschauer lange genug zugesehen, so ergreift er das leere Säckchen, faßt den Becher, und schüttet das Mehl heraus. —

Er nimt ein Geldstück öffentlich aus der Tasche, und macht auf dasselbe ein gewisses Zeichen. Alsdenn stellet er sich, als ob er dasselbe einem andern in die Hand gebe, behält es aber in der seinigen. Bald hierauf fodert er das Geld von einem andern, der hiezu bestimmt seyn muß, dem er sagt, er solle es nur in seiner linken Hosentasche suchen, wo es sich den zur Bewundrung der Umstehenden wirklich findet. —

Er nimt zwei Münzen, deren Größe einerlei, das Gepräge aber verschieden ist, schleifet jede auf einer Seite, so daß beide zusam nur die Dicke einer einzigen haben; da er solche denn durch sehr zarte Seiten an einander befestiget. Solcher gedoppelten Münzen läßt er sich zwei Stück verfertigen. Z. E. die beiden Münzen wären ein Preußisches und ein Sächsisches Viergroschenstück, so wird die zusammengesezte Münze auf der einen Seite als ein Preußisches, auf der andern als ein Sächsisches Viergroschenstück aussehen. Nun nimt er in jede Hand eine von diesen Münzen, daß er in der einen Hand ein Preußisches und in der andern ein Sächsisches Viergroschenstück habe. Hierauf hält er die Arme auseinander und läßt jeden durch eine Person festhalten. Ist dieses geschehen, so öfnet er nochmals die Hände und läßt sehen, daß er noch bis jezt in jeder Hand die bewußte Münze habe. Er thut hierauf beide Hände so zu, daß sich diese Stücke umkehren, und macht mit den Händen eine starke Bewegung, da-

mit es das Ansehen habe, als ob er einen Wurf mache; öfnet hierauf die Hände, und man glaubt, daß beide Stücke verwechselt worden. —

Ein gebratner Kalbskopf blöket, wenn man, indem er warm aufgetragen wird, einen Laubfrosch in einer mit Löchern versehenen Schachtel in ihn sezt, der denn von der Wärme beunruhigt und zum Schreien gebracht wird, so daß es scheint, als blöke der Kopf. —

Nehmet Flachs, zieht ihn wie beim Spinnen, doch nicht gedrehet, wickelt es fest zusammen auf einen runden Ball, ohngefehr in der Größe einer Flintenkugel, stecket es an eine Gabel, haltet es über ein angezündetes Licht, drehet es öfters herum, lasset es wohl ausbrennen, und zwar so lange bis ihr glaubt, daß es ganz durchgebrennet und entzündet sey. Leget es also in ausgebreiteten Flachs und wickelt es ganz darin ein, daß der Flachs aber nicht größer sey, als man ihn in den Mund schieben kann. Nach diesem steckt ihn in den Mund, blaset stark hinein, so wird das glühende Kügelchen den Flachs entzünden: und man kann Funken sprühen. Dieß kann auch so bewerkstelliget werden, daß man im Finstern Zuckerkand mit den Zähnen zerknirschet. Vielleicht liegt hierin die Erklärung mancher Erscheinung, da das Gespenst Funken gesprühet geschmazzet und mit den Zähnen soll geknirscht haben. —

Man nimmt Eierdotter, Gummi und ein wenig Kraftmehl, bestreicht mit diesem Brei die Hände, und läßt sie trocken werden. — Oder man nimmt Altheesaft, Bilsenkraut, Flohkrautsaamen und Eierweis, vermischt es mit einander und bestreicht sich damit die Hände: So kann man Feuer ohne Verletzung auf den Händen tragen. Man sieht aber auch hieraus, wie nichtig die Feuerprobe war, die man in alten Zeiten gebrauchte, um jemandes Schuld oder Unschuld zu entdecken. —

Wenn Aepfel, Pfirsichen und dergleichen Früchte ihre halbe Größe am Baum erreicht haben, so belege man ihre Sonnenseite mit Zügen von gerollten dünnen Wachse, welches die Sonne hindert, diese Stellen roth zu färben. Der Abergläubige würde dadurch leicht veranlaßt werden können, das für wahr zu halten, was der Betrüger, wenn er sich durch dieses Kunststück erst Beifall verschaft, zu thun oder zu lassen ihm rathen mögte, wenn er unbekannt mit dem Mittel, dieß zu bewürken dächte, die Vorsehung habe ihm dadurch in einer Angelegenheit einen Wink gegeben, worin er bisher vielleicht zweifelhaft war.

Der Taschenspieler bringt von unten durch einen Tisch eine Kugel in einem Becher — läßt eine Kugel durch den Arm in die Hand fallen — macht aus zwo Kugeln eine — bringt sie, ohne daß es die Zuschauer bemerken, aus einer Hand in die andre — läßt einen Stein aus der Hand verschwinden — macht ein Stück Geld in der Hand unsichtbar, — zieht einen Faden durch die Nase — bringt zween Stücke Geld aus zween Menschenhänden in die Hand eines — läßt ein Stück Geld durch den Tisch fallen — nimmt ein Stück Geld von einem so, daß ers doch behält — schlägt einen starken Knoten in ein Schnupftuch, und löst ihn mit etlichen Worten wieder auf — bringt rundgedrehete hölzerne Knöpfe, die in der Mitte ein Loch haben, von einem Faden herunter, obgleich die Enden desselben von jemand festgehalten werden — läßt Eier auf einem Stokke tanzen — zerschneidet und verbrennt einen Faden, und macht ihn aus der Asche doch wieder ganz — macht ein zerschnittenes Band durchs Blasen wieder heil — verwandelt Geld ꝛc. in Stein. Man sieht aus diesem kleinen Verzeichnis von Kunststücken wohl, daß wenn der Taschenspieler etwas verbrennt oder überhaupt vernichtet, allemal etwas anders da seyn müsse, wodurch

die Stelle des abgegangenen wieder ersetzt werden kann; und weil er nicht immer alles allein verrichten kann, so muß er sich mit gewissen Personen heimlich verstehen, und sich über sein Vorhaben mit ihnen verabreden. Beide stellen sich überhaupt so fremd gegen einander, als hätten sie sich nie gesehen, und vermeiden dadurch allen Argwohn und Verdacht. — Er verbirgt etwas in einer Nuß. — Um dieß zu verrichten, muß er vorher in eine ausgehöhlte Nuß, darin noch etwas von dem Kern geblieben ist, ein zusammengerolltes Kartenblatt vorher hineingesteckt, und das Loch in der Nuß mit Wachs ziemlich zugestopft haben. Diese Nuß nun nimt er hervor, und begehrt von einem dazu bestellten ein Kartenblatt, und stellt sich, als wäre es ihm gleich viel, was für eines er ihm gebe. Weil dieser aber zuvor von ihm unterrichtet ist, so reicht er ihm eben ein solches Kartenblatt mit demjenigen Gemählde dar, mit welchem das bemahlt ist, was in der Nuß verborgen liegt. Dann legt der Taschenspieler die Nuß auf den Tisch, zeigt das empfangene Kartenblatt, befeuchtet es, zieht die bunte Seite davon ab, wickelt sie gerade so zusammen, wie die in der Nuß befindlich ist, und wirft sie auf den Tisch; hebt sie dann mit der linken Hand wieder auf, und stellet sich, als ob er solche in seine rechte Hand lege, behält sie aber in der linken, aus der er sie unvermerkt in seinen Schooß kann fallen lassen. Er schließt dabei seine rechte Hand fest zu, als ob er das Kartenblatt darin fest hielt. Mit dieser zugeschloßenen Hand bedeckt er die dargestellte Nuß, und giebt der Karte Befehl, sich in dieselbe zu verfügen. Hierauf zeigt er seine Hand, und sagt, daß man sehe, wie hier nichts sey, läßt die Nuß öfnen, und man wird erstaunen, darin das Kartenblatt zu finden. — Er scheint sich die Nase abzuschneiden. —

Dazu ist ein besonderes Messer nöthig, welches in der Mitte der Klinge eine dazu bereitete Scharte hat. Diese Aushölung des Messers weiß er mit den Fingern zu verbergen, und zieht mit beiden Händen anscheinend an der Nase hin und her, und drückt es an dem Orte, wo die Nase besonders mit Fleisch umgeben ist, hart an. Auch hält er in der einen Hand einen Schwamm mit Blute angefüllt, verborgen, und indem er das Messer ansetzet, drückt er denselben zusammen, daß das Blut heruntertriefet. Er nimt dann ein feuchtes Tuch, wischt das Blut ab und spricht: Das ist wieder geheilet.

Um sich das Ansehen zu geben, als steche er sich einen Pfriem durch die Stirn, hat er zween Pfrieme von gleicher Größe und Gestalt bereit, davon der eine so gemacht ist, daß das Eisen sich ohne gewaltsamen Nachdruck gar leicht in das Heft drücken lasse; der andre aber ist recht und ohne Betrug. Leztern wirft er auf den Tisch, daß jeder sehe, es sey kein falscher Pfriem. Daß der Taschenspieler leztern schnell verbirgt, und unter Grimassen den falschen an die Stirn bringt, auch sich blutig macht, und dann den rechten Pfriem geschikt wieder hervorzubringen weiß, darf hier wohl nicht erzählt werden. –

Um allerlei Band aus dem Munde zu ziehen, muß man verschiedene Arten feiner Bänder bei der Hand haben, die mit Ellen abgemessen seyn müssen, und wo bei jeder Elle ein etwas lockerer Knoten geschlungen ist. Sie sind ordentlich und nach Farben besonders aufgewunden. Man legt sie nun in seinen Schooß, damit man in der Eil, was etwa verlangt wird, vorzeigen kann. Begehrt nun jemand von dieser oder jener Farbe Bänder, so bringt man eine von den Rollen behende in den Mund, und zieht flugs das Band von der begehrten Farbe heraus.

Du mußt eine hölzerne Kugel haben, und auf der einen Seite derselben ein Kindsgesicht künstlich haben ausschnitzen lassen. Auf der andern Seite, oder hinter dem Kindsgesicht, muß ein Loch, doch nicht zu tief gemacht und mit Blei ausgefüllet seyn, so daß, wenn du es ins Wasser wirfst, die Seite wegen der Schwere sich allemal unterwärts, die andre aber, auf welcher das Gesicht ist, sich aufwärts kehre. Bestreich das Gesicht mit lebendigen Oelfarben, dann ist es fertig. Beobachte aber, daß die Kugel nicht größer als einer Hand breit sey. Nun fordre von den Zuschauern eine zinnerne Kanne mit Wasser, die beinahe bis oben angefüllt ist. Indeß nim obige Kugel mit dem Kindsgesicht zu dir, und behalte solche in der rechten Hand verborgen; die Kanne aber fasse mit der linken Hand, setze sie auf den Tisch, und laß hersehen, daß in der Kanne nichts anders als Wasser sey. Gleich darauf schlag mit der rechten Hand den Deckel der Kanne zu, und laß, indem du dieß thust, die Kugel heimlich in die Kanne fallen, welches gar leicht geschehen kann. Dann bitte die Zuschauer, daß sie ein wenig von dir abtreten, aber doch genau acht auf dich haben. Indeß strecke die Hand in deine Tasche, stelle dich, als zögest du Pulver hervor und streuetest es in die Flasche, und laß sie dann sehen, was darin sey. —

Klebe ein wenig rothes Wachs aber nicht zu dünne auf den Nagel des Mittelfingers, laß einen andern dir ein Stück Geld auf die Fläche deiner Hand legen, thue die Hand geschwind zu, so daß der Nagel des Mittelfingers gerade auf das Stück Geld komme. Oefne indeß die Hand, halt aber schnell das oberste deiner Finger eher unterwärts als aufwärts, damit die Fläche desto höher komme, so werden die Zuschauer nicht wissen, wo das Geld geblieben ist.

Wenn ein Taschenspieler Frösche, Mäuse u. dgl. unversehens in ein Zimmer bringt, so bewerkstelliget er dieß durch einen leinenen Sack, den er unter dem Rocke hangen hat, und welcher so genähet ist, daß er selbigen mittelst Ausziehung eines feinen Fadens öfnen kann. Vor Zeiten geschah es wohl, daß jemand, der sich verleiten ließ, vorwitzig solch Kunststück zu machen, als Hexenmeister verbrannt wurde, weil man gewiß glaubte, daß etwas der Art nicht ohne Mithülfe des Teufels geschehen könne. —

Man kann Eier machen, so groß man sie haben will, sie einem Huhn ꝛc. unterlegen, dem man vorher etwas Gleichgültiges unter das Fressen gemischt hat, und dann behaupten, dieß sey die Würkung von jenem gegebenen Mittel. Man nimt nemlich Eierdotter, so viel man will, mischt sie leicht untereinander, thut sie in eine runde Blase, verbindet und kocht sie in einem Topfe mit Wasser, daß sie hart werden. Dann nimt man sie wieder heraus, und thut eben so viel Eierklar dazu, so daß der Dotter in der Mitte liegt, kocht dieß ebenfals in einer Blase, bis es auch hart wird, so hat man ein Ei ohne Schale. Dann nimt man Eierschalen, wäscht und säubert sie wohl, stößt sie klein zu Pulver, legt sie in einen destilirten Essig, bis sie weich werden, macht eine Salbe daraus, und bestreicht das Harte mit einem Pinsel, legt dies hernach in kaltes Wasser, so wird die Schaale hart, und das Ei gleicht einem natürlichen. — Will man den Spaß weiter treiben, so legt man das Ei in die hohle Hand, streuet ein Pulver darauf, und versichert, daß es davon gahr werden müsse; wie es sich denn auch befindet, wenn es geöfnet wird.

Man nimt etliche Eier, macht sie an der Spitze auf und läßt ein wenig herauslaufen, thut dann in ein jedes ein wenig Quecksilber, verstreicht die Löcher und

bringt sie zum Feuer, so schlagen sie sich und man kann sich dabei wohl vergnügen. —

Man legt das Ei so lange in scharfen Weinessig, bis es so weich geworden, als Teig. Dann ringelt man es in die Länge, und zwar so dünn, bis es durch den engen Hals eines Glases, darinn es kommen soll, füglich gebracht werden kann. Wenn es nun aber auf diese Art in das Glas ist gebracht worden, so gießt man kaltes Wasser darauf; dann bekommt das Ei seine gewöhnliche Form wieder. —

Wenn ein Pferd Hühnereier legt, so hat der Gaukler sie ihm vorher in den Mastdarm beigebracht. —

Machet eine Dinte von Galläpfeln, Alaun und Essig, und schreibt damit auf die weisse Schale des Eies, laßt es in der Sonne troknen, und kochet nachher das Ei in Salzwasser bis es hart wird. Dadurch werden nun alle Buchstaben auf der Schale verschwunden und hineingedrungen seyn, so daß der, an den man es schicken will, die Schale des Eies nur ablösen und die Schrift lesen kann. — Oder überstreichet das ganze Ei mit Wachs, und schreibt mit einem Griffel darein, erfüllet die Buchstaben mit Eßig, darin Galläpfel gelegen, und lasset das Ei einen ganzen Tag darin liegen, und thut hierauf das Wachs davon. Derjenige, der den Brief lesen will, muß das Ei hart sieden und abschälen, so wird er die Schrift von innen finden.

Wenn man einem Unkundigen sagte, daß man ein Kartenblatt errathen wolle, welches er in den Sinn genommen; so würde er es für unmöglich halten: Und doch kann dieß auf folgende Art geschehen. Man zählt ordentlich 21 Kartenblätter auf den Tisch, doch nur bei sich selbst, ohne daß die Zuschauer das Zählen oder die Anzahl der Kartenblätter bemerken. Diese 21 Karten theilt man in 3 Häufchen, so daß in jedem sieben Karten liegen. Die übrigen Blätter des Kartenspiels

verwahrt man heimlich, daß die Zuschauer nicht nachsehen können, wie viel Karten man genommen habe. Während dem Hinzählen der 21 Blätter in drei Häufchen läßt man jemand ein selbst beliebiges Blatt davon in den Sinn nehmen, selbes wohl bemerken und genau beobachten, in welchem Häufchen es liege, damit er lezteres nach den Zählen sagen könne. Dann legt man die drei Häufchen dergestalt aufeinander, daß das, in welchem die bemerkte Karte sich befindet, in der Mitte liege. Nachher zählt man die Karten wieder wie vorher in drei Häufchen, und läßt sich das, in welchem die bemerkte Karte liegt, wieder anzeigen, und thut dieß abermal in der Mitte. Dieß wiederholt man auf die nemliche Art auch zum drittenmale. So ist denn das bemerkte Blatt ganz gewiß das mittelste unter den 21 Blättern nemlich das 11te; man mag nun von unten herauf oder von oben herunter zählen. Auffallender wird es noch seyn, wenn man zulezt die Karte unter dem Tisch hält, und das bemerkte Blatt darunter hervorzieht. — Eben so wenig wunderbar als dieß, wird man es nun finden, wenn jemand das aus einem deutschen Spiel gezogene und von jemand bemerkte, alsdann wieder vermischte Kartenblatt aufweiset — wenn er ein Kartenblatt, welches jemand ohngefehr aus dem Spiel gezogen, in dem Spiegel zeiget — ein vorgewiesenes und wieder wohl vermischtes Kartenblatt aus eines andern Tasche wieder herauszieht — ein ausgezogenes und vermischtes Kartenblatt wieder findet — ein von jemand gezogenes und bemerktes Kartenblatt, welches wieder unter das Spiel gestekt worden, erräth — wenn er ein Kartenblatt ziehen läßt, wieder unter andre mengt, und hernach in einer gewissen verlangten Zahl vorzeiget — wenn er macht, daß eine besehene und wieder unter die andre gestekte Karte, unter drei andern hernach gefunden werde, unter welchen sie doch das erstemal nicht

war. Man kann vier gleiche Karten, welche an verschiedenen Orten unter das Spiel gestekt worden, ohne Vermischung des Spiels zusammenbringen — Karten mischen, in Häuflein legen und anzeigen, was für eine Karte bei jedem oben liegt — zwölf Kartenblätter so legen, daß man allemal vier in jeder Reihe zählen kann, ein Kartenspiel behend und unbesehen in einige Häufchen dergestalt theilen, daß unten entweder gute oder schlechte Karten nach Verlangen befindlich seyn können — eine besehene und bemerkte Karte in eine andre verwandeln, wenn man sie wieder besieht. Dergleichen Kartenkunststücke giebt es hundert und aber hundert; und um zu zeigen, wie leicht sie zum Theil gemacht werden können, mag folgendes unter den oben angeführten hier zum Beweise stehen:

Nim ein ganzes Kartenspiel in die Hand und mische es, merke aber, was das unterste Blatt für eins sey, thue das Kartenspiel unter dem Tisch, und zähle davon heimlich bei dir selbst von oben herab, zehn Blätter hinweg, zieh alsdann das unterste hervor, und lege es auf die elfte Karte, und auf diese wieder die zehn weggezählten Blätter. Hierauf nim das Spiel wieder hervor, zieh unten etliche Blätter hervor, und lege sie verkehrt einzeln auf den Tisch, nim auch oben etliche Blätter hinweg, und lege sie dazu, alsdenn wieder von unten wie von oben. Dieses aber muß behende geschehen, daß es der andere nicht bemerke. Du mußt auch die Blätter, so du von oben herabgenommen, heimlich bei dir zählen, damit du derer nicht mehr oder nicht weniger herabziehest, als zehn; dann ist das elfte Blatt dasjenige, so zuerst unten gelegen, und das gemerkt worden ist. Laß alsdenn jemand aus denjenigen Blättern, so du unten hervorgezogen und oben herabgenommen, eins nehmen und besehen, und sag ihm, daß er selbes auf dasjenige lege, von welchem du die zehn Blätter oben

weggenommen; thu dann die andern alle, so du unten hervorgezogen, auch von oben herabgenommen, darauf, und mische das Kartenspiel ein wenig, jedoch so, daß du diese zwei Blätter nicht von einander trennest. Dann sieh die Karten von unten her durch, wo die Farben der Blätter sind, und wenn das Blatt kömmt, so zu allererst unten gelegen und du gemerkt hast, so ist das folgende dasjenige, welches die Person genommen und gesehen hat.

Durch Berechnung kann man herausbringen, welche gleiche Zahl jemand in dem Sinn genommen. Um dieß zu wissen, lasset jemand die Zahl, die er im Sinn genommen, mit 3 multipliciren, das Product dann halbiren, und diese Hälfte mit 3 multipliciren. Wenn er nun die herausgekommene Zahl angesagt hat, so dividirt selbe mit 9 und multiplicirt das, was herauskommt, mit 2, so giebt das Product die Zahl, die jemand im Sinn genommen. — Diese wäre z. B. 6.

6
3 multipl.
18 halbirt
9
3 multipl.
27 — diese Zahl wieder mit

9 dividirt, giebt
3 multipl. mit
2 giebt
6

Oder — wenn jemand die im Sinn genommene Zahl verdoppelt, und zu dem, was herauskommt, noch 4 hinzuthut, ferner die Summe mit 5 multiplicirt, und zu diesem Product wieder 12 zählt, zulezt diese Anzahl noch vervielfältigt, und dann 320 davon abzieht, so bleibt, wenn im Ueberflusse zwei Nullen abgeschnitten werden, die im Sinn gefaßte Zahl allein übrig. Z. B. Es hätte jemand 20 im Sinn genommen, so wäre damit folgendergestalt zu verfahren.

20 verdoppelt, giebt
40 dazu kommt
4 giebt
44 multipl. mit
5 giebt
220 dazu gezählt
12 macht
232 multipl. mit
10 thut
2320 davon abgezogen
320 bleibt
2000. Hiervon zwei 00 abgezogen, bleibt
20

Auf folgende Art kann man eine ungleiche Zahl errathen, die jemand im Sinn genommen. Gesezt, es hat jemand 7 im Sinn genommen, so giebt diese Zahl, mit 3 multiplicirt, 21, diese, weil sie ungleich ist, muß noch mit einer Zahl verglichen werden, damit 22 herauskomme, davon denn die Hälfte 11 ist, und dreimal genommen, 33 ausmacht. Nun aber ist 9 in 33 dreimal enthalten. Diesen Quotienten multiplicirt mit 2, giebt 6, und 1, weil die im Sinn gefaßte Zahl ungleich ist, hinzugethan, macht 7.

Auch kann man bei gleichen und ungleichen Zahlen, die zween Personen gegeben worden, erforschen, welcher die gleiche Zahl, und welcher die ungleiche hat. Z. B. es wären 9 und 10; so nim zwo andre Zahlen, als: 2 und 5, deren eine gleich, die andre ungleich ist. Des einen Zahl laß mit 2 multipliciren, des andern mit 3. Was herauskommt, laß im Zusammenaddiren sagen, oder auch nur die Hälfte; wenn es ohne Bruch geschehen kann, so kann man bald wissen, ob es gleich oder ungleich ist. Gesezt also, die Summe wäre gleich, so würde ohne Zweifel die Zahl, die mit 2 multiplicirt worden, die gleiche Zahl von 10 haben; wäre es aber ungleich, so würde die Zahl 3 die ungleiche Zahl 9 herausbringen.

Man nimt vier Blätter aus einem Kartenspiel, die übrigen leimet man alle auf einander, und schneidet

ein so großes Loch darein, daß ein kleiner Vogel darin verborgen werden kann, welches, wenn das Kartenspiel ganz, oder derselben zwei sind, wohl zuwege gebracht werden kann. Diese Karte muß man in einer blechernen Büchse halten, die so groß ist, als die Karten, und ist ein Blatt über den Vogel und drei darunter, als nemlich die vier zurückbehaltenen Blätter, die nicht auf einander geleimt sind. Wenn nun das vierte Blatt, welches der Vogel ist, davon fliegen soll, so zieht man die untersten Blätter, und hebt alsdenn die zusammengeleimten Karten in die Höhe, so sieht jedermann nach dem Vogel, und man kann inzwischen die Karten fallen lassen, doch so, daß es niemand wahrnehme.

Lasset eine kleine Figur von Holz oder Pappe fünf bis sechs Zoll hoch verfertigen, die einen Jäger mit der zum Schuß angelegten Flinte vorstellt. Richtet sie so zu, daß ein verborgener eiserner Drath von den Füssen bis an das äussere Ende der Flinte fortgehe, sezt sie sodann auf eine Glastafel, die mit Metall belegt ist, und electrisirt die obere Fläche derselben, indem ihr selbe mit der Kette des Konductors in Gemeinschaft sezet. Nehmet hierauf einen kleinen verfertigten Vogel, der auf gleiche Art von Holz oder Pappe gemacht worden, und befestiget solchen auf dem vordern Ende eines eisernen Draths. Wenn ihr nun die Tafel geladen habt, auf welcher diese Figur stehet, und es berührt jemand ihr unteres Belege, der den kleinen Vogel in der andern Hand, und der äußersten Spitze des Draths an der Flinte vorhält, so wird sich diese Glastafel alsobald ausladen, und es wird das Ansehen haben, als ob diese Figur auf den Vogel geschossen hätte. Wenn die Tafel etwas groß und stark geladen worden ist, so wird man einen heftigen Stoß empfinden, und derjenige, so denselben erhält, wird in eine nicht geringe Verwunderung gesezt werden.

Nehmet ein Becken, das ungefehr einen Zoll tief, und acht bis neun Zoll im Durchschnitte weit ist; lasset euch auch fünf oder sechs kleine Fische von sehr dünnen Messing machen, die anderthalb Zoll lang, hohl und so beschaffen sind, daß kein Wasser hineindringen könne. Stecket ein kleines Magnetstäbchen in der Dicke einer starken Nähnadel, oder ein zartes stählernes und magnetisches Blech, so ein wenig gekrümmt seyn muß, in den Bauch dieser Fische hinein, mit der Vorsicht, daß die Südseite bei allen gegen den Kopf hingerichtet sey, damit sie auf dem Wasser schwimmen, und im Gleichgewicht bleiben können. Wenn man nun diese Fische auf das Wasser in dem Becken gesezt hat, und ihnen diejenige Seite des vorhin beschriebenen magnetischen Stäbchen entgegen hält, wo sich der Nordpol des darin stekkenden Magnets befindet, so werden sie alle nach diesem Puncte, nemlich nach der Spitze des Stäbchens herzuschwimmen.. Wenn man ihnen aber den Südpol des Magneten entgegen hält, so werden sie zurückschwimmen und gleichsam vor dem Stabe fliehen. — Man sezt also die Fische in das Becken, und giebt einem andern das Stäbchen in die Hand, nachdem man an das äußerste Ende desselben, wo der Nordpol ist, ein kleines Stückchen Brodt gestekt hat. Hierauf sagt man dieser Person, es den Fischgen anzubieten, worauf sie alsbald herzuschwimmen, als wenn sie der Hunger triebe. Alsdenn sagt man dieser Person ferner, daß sie ihnen die andre Seite des Stäbchens anbieten möge, wo keine Speise befindlich sey, worauf sie alle davon schwimmen werden.

Um eine Blume aus ihrer Asche wieder hervorzubringen, braucht man ein kleines Haarsieb mit einem doppelten Boden, davon der eine oben zur Bedeckung des Haarsiebes, der andre aber zur Aufnahme desjenigen, was durch das Haarsieb fällt, gebraucht wird.

Ferner muß man verschiedene natürliche Körper, die leicht zu verbrennen sind, in Bereitschaft haben, z. E. Blätter von Pflanzen, Blumen, Zweige u. dgl. Eben dieselben Körper muß man aber auch mit einer sympathetischen Dinte von der klebrichten Art unsichtbarer Weise auf Papier abgezeichnet haben. Sodann muß man auch mit einem kleinen Brettchen versehen seyn, in welchem einige kleinere Magnetstäbe verborgen sind; wie man denn auch ein kleines Kästchen mit Eisenfeile, die sehr klar ist, zur Hand haben muß. Wenn man ein also zubereitetes Blatt Papier, auf welchen man von der darauf befindlichen Zeichnung nichts bemerken kann, auf den untersten Boden des Siebes legt, von der Eisenfeile aber etwas in das Haarsieb wirft, und das Sieb dabei etwas schüttelt, indem man es zugleich über dieses kleine Brett setzet, in welchem die Magnetstäbe verborgen sind, so werden alle diese kleine durch das Sieb fallende Eisenstäubchen sich einander nähern, und an den Stellen des Papiers, wo sich die Zeichnung mit der klebrichten unsichtbaren Dinte befindet, hängen bleiben, dadurch aber die verborgen gewesene Figur sichtbar machen. Man bietet demnach zur Belustigung einige von den vorhandenen natürlichen Körpern, die man auch auf dem Papier abgezeichnet vorräthig hat, einer Person an, und läßt ihr die freie Wahl, eines davon zu verbrennen. Wenn dieses geschehen, so schüttet man die Asche davon, mit etwas Feilspänen vermischt, in das Haarsieb, und legt sogleich das Papier mit der verborgenen Zeichnung des verbrennten Körpers in den untern Bogen des Siebes, schüttelt sodann solches etwas, indem man es über das Brettchen mit den Magnetstäben sezt, und zeiget hernach, daß die Theilchen von der Asche des verbrennten Körpers die Bildung eben desselben Körpers wieder hervorgebracht haben. Die Bewegung einer Uhr hält man nach Belieben dadurch auf,

daß man ihr einen Magnet nahe bringt. Es muß aber, wenn man diese Belustigung machen will, die Unruhe oder der Perpendikel von Stahl seyn, weil es ausserdem nicht gelingen würde.

Man legt in die Mitte einer tiefen Schüssel eine Münze, und stellt jemand so weit vom Tische, auf dem die Schüssel steht, bis die Münze wegen des Randes nicht mehr gesehen werden kann. Hierauf schüttet man die Schüssel behutsam voll Wasser, ohne daß dabei die Münze von ihrer Stelle bewegt werde, und alsobald wird durch die Strahlenbrechung die Münze wieder gesehen werden.

Füllet einen gläsernen Becher ganz voll mit frischem Wasser, legt ein Stück Geld hinein und decket nun einen genau anpassenden Teller verkehrt darüber. Leget hierauf eine Hand auf den Boden des Tellers, und mit der andern Hand fasset den gläsernen Becher an, dekket so beides auf einander, und wendet alles geschwind um, daß keine Luft hineindringen, und kein Wasser herauslaufen könne. Wenn man nun jetzt das Stück Geld, so jetzt auf den Teller liegt, betrachtet, so wird es viel größer zu seyn scheinen, und man wird noch ein wenig höher über denselben, solches in seiner natürlichen Größe erblicken. Hebt man aber den Becher auf, so verschwindet das Blendwerk, und der Irrthum wird erkannt.

Nehmet zwei kleine Figuren, und stecket ihnen ein Rörchen von der Größe eines sehr kleinen Federkiels in den Mund. Der einen Figur thut ein kleines Stückchen Phosphor in die Röhre, und der andern einige Körner von Schießpulver, die ihr durch ein abgerißnes kleines, und in die Röhre hineingestecktes Stückchen Papier verhindern müsset, daß sie nicht herausfallen können. Bringet diese lezte Figur an die Flamme eines Lichts, so wird das Pulver sich entzünden, und dadurch

das Licht ausgelöscht werden. Hierauf bringet gleich die andre Figur herbei, wodurch der Phosphorus, der in dem äussersten Ende der Röhre stekt, wenn er auf den Tocht der Kerze gehalten wird, solche alsbald wieder anzündet. Mit Phosphorus kann man allerhand zeichnen und schreiben, welches im finstern, besonders wenn es auf schwarzes Papier geschehen ist, hell leuchtet. Mancher Abergläubige ist dadurch in Schrecken gesetzt worden.

Man kann ein Gemählde, welches den Winter vorgestellt, so zu richten, daß es auf einmal das Ansehen des Frühlings erhält. Es wird nemlich mit einer sympathetischen grünen Dinte bemahlt, welche die Eigenschaft hat, daß sie im kalten unsichtbar bleibt, wenn sie aber in die Wärme gebracht wird, in ihrer Farbe zum Vorschein kommt.

Man schmelzt vier Theile Wismuth, Zinn und Blei, jedes zwei Theile; oder fünf Theile Wismuth, drei Theile Zinn und zwei Theile Blei zusammen, so erhält man ein Metall, das in kochendem Wasser wie Quecksilber fließt.

Nehmet eine gemeine Rose, die völlig aufgeblühet ist, thut glühende Kohlen in ein Kohlenbecken, und werfet ein wenig Schwefel darauf, haltet die Rose über den Dampf, so wird sie weiß werden. Stecket man sie hernach ins Wasser, so wird sie nach einigen Stunden ihre vorige rothe Farbe wieder erhalten. Wenn man eine Rose auf die angezeigte Weise zubereitet hat, so sezt man sie in ein Blumengefäß, und übergiebt sie einer Person, daß sie solche selbst in einen Schrank verschließen, und den Schlüssel abgeben solle, damit nichts weiter daran geschehen möge. Nach einer Zeit von sechs Stunden giebt man ihr den Schlüssel wieder. Wenn sie nun den Schrank öfnet, so wird sie erstaunen, wenn sie die Rose verändert findet.

Man läßt etwas glauberisches Salz auf den Ofen oder an der Sonne zu Pulver zerfallen, schüttet hernach drei Loth Wasser in ein Kelchglas, und dazu ein Loth von diesem in Pulver zerfallenen Salze, das man schnell mit einem Hölzchen umrührt. Hievon wird das Wasser verdicket und bekommt eine wirkliche Eisgestalt. — Vermischt man Salz mit Schnee oder geschabten Eise, und thut solches auf einen zinnernen Teller, den man auf glühende Kohlen sezt, so wird das Wasser auf einem andern zinnernen Teller, den man auf diese Masse gestellt hat, in Eis verwandelt, wenn das geschabte Eis und Salz auf den untern Teller schmilzt. So kann man also auf glühenden Kohlen Eis zu bereiten.

Lasset so viel gemeines Salz, als man mit drei Fingern fassen kann, in ein wenig Flußwasser auflösen, und einen Faden von mittelmäßiger Stärke 24 Stunden lang darin liegen. Wenn er dann herausgenommen und wieder trocken geworden ist, so hänget an ihm einen sehr leichten Faden auf, und zündet ihn an, so wird zwar der Faden verbrennen, der Ring aber dennoch hängen bleiben, wenn man nur den Ring unter dieser Operation nicht bewegt. Sobald man aber den Faden berührt, zerreißt er, und der Ring fällt.

Man gießt etwas starken Weingeist in eine porcellainene Unterschale, thut etwas Küchensalz mit ein wenig Schwefel vermischt, darin, und rührt alles wohl durch einander. Darauf legt man einen baumwollenen Tocht darein, und zündet solchen an. Geschieht dieses des Abends, wenn sonst kein Licht in der Stube brennt, so werden alle Umstehende an Farbe den Todten gleich aussehen.

Man lasse einen kleinen Tisch mit vier Füßen machen, darunter aber muß ein Fuß hohl seyn, und durch die Platte des Tisches auch ein Loch gehen. Dieser

Tisch muß so gestellet werden, daß hinter demselben, doch in einiger Entfernung ein Vorhang angebracht wird, der bis auf die Erde hängt. Ferner muß man eine blecherne Röhre haben, die von dem Raume hinter dem Vorhange an, etwas am Fußboden hin, und ferner durch den hohlen Fuß des Tisches nach der Höhe zuläuft, und sich in der Oefnung des Tischplattes endiget. Nun bedeckt man den Tisch mit einem Tuche, um solche Oefnung zu verbergen, setzet aber gerade auf selbige einen hölzernen hohlen Topf, der zwischen den Lippen eine kleine und enge Oefnung hat. Nach dieser Einrichtung nun ist es nothwendig, daß sich hinter dem Vorhange eine andre Person verborgen halte, die alles, was außerhalb vorgeht, genau beobachten, und den Kopf mit der Sprache beleben könne. — Zur Probe, ob alles in der gehörigen Ordnung sey, kann man vor dem Mund des Kopfes ein Licht halten, und der versteckten Person durch die Röhre ausblasen lassen. Hierauf kann man den Kopfe dergleichen willkührliche Fragen vorlegen, zu deren Beantwortung Gesicht und Vernunft nöthig sind, welche dann die versteckte Person dabei gebrauchen muß; und so werden von selbiger durch das Rohr und die Oefnung des Kopfs zwischen den Lippen in einer gedämpften Stimme die Fragen ordentlich beantwortet.

Nehmet zwei Köpfe oder Brustbilder von Gips oder Pappe, die auf ihren Fußgestellen in der Höhe, als der Kopf einer Person von gewöhnlicher Größe, stehen, und setzet sie in einem Saal an zwei Oerter, die von einander so weit entfernet seyn können, als es für bequem gehalten wird, führet ein Rohr von weißem Bleche, das einen Zoll im Durchschnitte hat, so daß es bei dem Ohre der einen Figur anfängt, durch das Fußgestelle derselben hinausgehet, hernach unter dem Fußboden (oder hinter den Tapeten) fortläuft, und durch das Fußge-

stell der andern Figur wieder heraufgehet, bis zu der Oefnung des Mundes derselben. Beobachtet aber dieses, daß die Oefnung dieser Röhre, die an dem Ohr des ersten Kopfs ist, viel größer seyn muß, als diejenige, die an dem Munde des andern ist, und richtet alles so ein, daß man nichts davon sehen könne. Wenn eine Person der ersten Figur einige Worte ganz leise in das Ohr redet, so wird die in der Röhre befindliche Luft dergestalt erschüttert und zurückgestoßen, daß die Stimme von demjenigen deutlich gehört wird, der sein Ohr an den Mund der andern Figur hält. Die andern Personen aber, die in dem Saal oder Zimmer sich befinden, werden nichts davon hören. Stellet sich nun eine Person neben einer dieser beiden Figuren hin, und man befiehlt der einen Person, daß sie ganz leise der ersten Figur einige Worte in das Ohr sagen; der andern Person aber, daß sie ihr Ohr ganz nahe an den Mund der zweiten Figur halten solle, so wird ihr diese wieder sagen, was zu der ersten Figur gesprochen worden. Wenn man zwei solche Communicationsröhrchen anbringt, so kann man bald der einen und bald der andern von diesen Figuren in das Ohr reden, wodurch die Belustigung angenehmer wird. Auf manche andre ähnliche Art kann ein Kopf redend gemacht werden. So fand sich in Paris einst ein Mann ein, der einen Bachus von natürlicher Größe sehen ließ, welcher einige Buchstaben des Alphabets und einige Worte aussprach. Das ganze Wunder bestand aber darin, daß ein Kind in dem Fasse verborgen war, welches diese Buchstaben aussprach. Viele leichtgläubige überredeten sich, die Maschiene könne sprechen, und man sieht daraus, daß die Menschen sich lieber betrügen lassen, als daß sie untersuchen, ob das, was man ihnen vorsagt, möglich sey oder nicht.

Einen im Mörser todt und zerstoßenen Vogel macht man dem Anscheine nach, wieder lebendig, wenn man im Mörser, der einen doppelten Boden hat, wovon der obere mit einer Fallthür versehen ist, die, indem sie sich auf der einen Seite erhebt, sich auf der andern senket — einen lebendigen Vogel verbirgt. Ist nun jener Vogel, der von derselben Art seyn muß, todt und gequetscht, so drückt man mit dem hölzernen Stössel auf die eine Seite, und macht, daß die Fallthüre auf dieser Seite hinabgehet, wodurch man dem versteckten Vogel auf der andern einen Ausweg verschaft, der denn gemeiniglich davon fliegt.

Eine Person, die im Zimmer eingeschlossen ist, wird wissen können, was eine andre zu einer dritten vor dem Zimmer, gesagt hat, wenn die dritte Person mit der erstern die Verabredung getroffen, das ein Schlag oder Stoß, den Buchstaben A, zwei Stöße den Buchstaben B, dreie den Buchstaben C u. s. f. das Alphabet anzeigen sollen. Wenn diese Sprache gleich langsam ist, so ist sie doch dem, der das Geheimnis nicht weiß, wunderbar.

Lasset euch einen runden Stab von weichem Holze, dergleichen das Lindenholz ist, von einer ziemlichen Dikke verfertigen. Nehmet hierauf alte Buchdruckerlettern und schlaget die Schrift vermittelst derselben ordentlich um den Stab herum. Ihr müsset aber wohl acht haben, daß die Buchstaben gleich tief eingeschlagen werden, und zwar muß jede zwei bis drei Linien tief in den Stock eindringen. Lasset hierauf den Stock rings herum abhobeln, und wieder solcher Gestalt zubereiten, daß alle Löcher wegkommen, und der Stab ganz glatt und gleich werde, so daß man keine Buchstaben mehr bemerken könne. Wenn dieser Stab also wieder zugerichtet worden, und ihr sendet solchen an einen Freund, der zuvor von dem ganzen Verfahren benachrichtiget ist,

so

so hat er, um die Schrift sehr deutlich lesen zu können, nichts weiter nöthig, als solchen eine Zeitlang in reines Wasser zu legen. Die hineingeschlagenen Buchstaben oder vielmehr das durch dieselben hineingedrückte Holz wird dadurch wieder aufquellen, und sich über die glatte Oberfläche erheben, und auf solche Art die Schrift zum Vorschein kommen.

Wenn eine dem Künstler unbekannte Person einen Ring heimlich an sich genommen, so kann er nicht nur die Person, sondern auch die Hand, den Finger und das Gelenke entdecken, woran sie denselben gestekt hat. Dieß geschieht auf folgende Art: lasset durch eine Person den Plaz derjenigen Person unter mehrern, nach der Reihe die den Ring genommen hat, verdoppeln, und noch zu dieser Zahl 5 setzen. Lasset hernach die Summe mit 5 multipliciren, und noch 10 dazusetzen. Zu dieser lezten Zahl lasset noch 1 setzen, wenn der Ring an der rechten Hand ist, und das Ganze wieder mit 10 multipliciren. Endlich lasset noch die Zahl des Gelenkes hinzusetzen, und ausserdem noch die Zahl 35. Begehret sodann, daß man euch diese lezte Summe übergebe, und ziehet davon 3535 ab: das übrige wird sodann aus vier Ziffern bestehen, von welchen die erste Zahl den Plaz oder die Stelle der Person, wo sie sich befindet, die zweite die rechte oder die linke Hand, die dritte den Finger, und die vierte das Gelenke anzeiget. — Man nehme z. E. an, daß die dritte Person den Ring an der linken Hand, an das zweite Gelenk des Daumens angestekt habe, so wird solches auf folgende Art erforschet:

Die Zahl der Person in der Reihe	3
multiplicirt mit	2
giebt	6
Zahl die noch zugesezt werden muß	5
giebt die Summe	11
Wenn diese multiplicirt wird, mit	5
so ergiebt sich das Product	55
Zu diesem addirt man	10
ferner die Zahl der linken Hand	2
macht zusammen	67
Dieses wird von neuen multipl. mit	10
giebt das Product	670
Zu diesem addirt man die Zahl des Daumens	1
macht also	671
dieses wieder multiplicirt mit	10
beträgt	6710
dazu addiret auch die Zahl des Gelenkes	2
und noch weiter	35
ist also die ganze Summe	6747
von dieser wird abgezogen	3535
bleibt noch übrig	3212

Von diesen Zahlen nun bedeutet 3 die dritte Person in der Reihe; 2 die linke Hand; 1 den Daumen, und 2 das zweite Gelenk.

Einer Person die Zahl zu nennen, die sie in den Gedanken hat, ohne sie um das geringste zu befragen, wird folgendermassen veranstaltet: Wenn man einer Person gesagt hat, sich eine Zahl nach Belieben zu denken, so läßt man ihr solche verdoppeln, dazu noch 4 addiren, und die ganze Summe mit 5 multipliciren. Zu

diesem lezten Product läßt man noch 12 addiren, und die ganze Summe mit 5 multipliciren. Zu diesem lezten Product läßt man noch 12 addiren, und alles mit 10 multipliciren. Endlich sagt man ihr, daß sie von dieser lezten ganzen Summe 320 abziehen solle, und fragt sie, wie viel nach diesem noch übrig geblieben sey. Von dieser Summe nimmt man die zwei lezten Zahlen weg, und die vorhergehende Zahl ist alsdann diejenige, welche die Person gedacht hat. z. B. sey

die gedachte Zahl —	7
verdoppelte —	14
dazu addirt 4. giebt	18
multiplicirt mit 5 macht	90
dazu addirt 12	102
dieses wieder mit 10 multipl.	1020
von dieser Summe abgezogen	320
bleibt	700

Durch solch Rechnen kann man noch vieles andre errathen z. E. die Augen eines jeden Würfels, die auf einen Tisch geworfen, und neben einander in Ordnung gesezt worden.

Um einen Menschen in der Luft schwebend vorzustellen, wird ein großer runder Hohlspiegel erfodert, an der Decke eines Zimmers befestiget, so daß die Höhlung gegen den Boden gerichtet ist. Darauf stellet man einen Menschen unter dem Spiegel, da man denn, wenn man sich an einen gewissen Ort hinstellet, und die Strahlen des Lichts von hier in den Spiegel fallen können, einen Menschen in der Luft schwebend erblicket, der mit dem Kopfe unterwärts, und mit den Füßen aufwärts gerichtet ist. Werden mehrere Hohlspiegel an der Decke des Zimmers auf solche Art angebracht, daß sie zusammen nur eine Hohlung vorstellen, so wird ein Unerfahrner nicht anders als mit Staunen und Entsetzen in das

Zimmer gehen, weil er sich selbst in der Luft verkehrt schwebend erblicken wird.

Man bohrt eine hölzerne Kugel an verschiedenen Orten und in verschiedenen Richtungen an, schüttet in die Löcher etwas Quecksilber, und verwahrt die Löcher mit hölzernen Pflöckchen, so wird sie nach verschiedenen Seiten und Richtungen auf dem Tische herumlaufen.

Wenn man einen kleinen Vogel an einer Haselnußruthe bratet, so drehet er sich eine Zeitlang selbst herum; denn die Fasern dieses Holzes ziehen sich von der Hitze der Länge nach zusammen, und verursachen dadurch, bis sie von der Hitze zerstört worden, eine wurmförmige Bewegung.

Wenn man von Pappe eine auf beiden Seiten flache Kugel verfertigt, in deren Innern ein länglichtes Stück Blei angebracht ist; so rollt sie anstatt herunter, hinauf, wenn man sie auf ein schrege gestelltes Brett sezt.

Man läßt sich einen recht muntern wilden Haushahn geben, legt ihn auf die Brust nieder, zieht ihm die Beine hinten zurück, den Hals aber vorne hinaus, daß der Schnabel fest aufliege. Im Anfang widersezt sich das Thier, aber endlich fügt es sich in diese Lage. Wenn man dieß merkt: so nimt man ein Stückchen Kreide, bestreicht damit den Schnabel, daß er weiß wird, und dann fährt man mit der Kreide vom Schnabel fort, und ziehet damit auf dem Boden einen Strich etliche Ellen lang. Nun thut man die Hände vom Hahn weg, und dieser bleibt unbeweglich liegen, und sieht mit unverwandten Augen erstaunt auf den Kreidenstrich hin, so lange sich die Umstehenden ruhig halten, endlich aber, wenn er seine Freiheit wieder bemerkt, wird er fortlaufen. Ehe dieß aber geschieht, so befiehlt man ihm aufzusteigen, und das wird unverzüglich erfolgen. Damit die Sache ein wunderbares Ansehen bekomme, so zeichnet man auf einem großen hölzernern Tisch, oder auf

dem Fußboden einen Kreis mit allerhand willkührlichen Figuren.

Auf einem Bilde können drei verschiedene Bilder dargestellt werden, wenn dasselbe auf dreieckigt gehobelten Leisten dargestellt ist. Ein anderes Bild sieht man von vorne, ein andres von der linken und wieder ein andres von der rechten Seite.

Wenn man die addirte Summe von einer bestimmten Anzahl und Reihe Zahlen schon zum Voraus angeben will, ehe sie noch ein andrer willkührlich niedergeschrieben hat, so ist hiebei nur die vorläufige Bedingung nöthig, daß der andre die Anzahl der Reihen, und aus wie viel Zahlen eine jede Reihe bestehen soll, angeben muß. Gesezt also, eine Person wollte drei Reihen Zahlen, jede Reihe von vier Ziffern schreiben, so multiplicirt man auf einem besondern Papier vier abgesezte Ziffern, davon jede die Zahl der Reihen ausdrückt, mit der Zahl 9 also:

$$\begin{array}{r} 3333 \\ 9 \\ \hline 29997 \end{array}$$

und dieses wird zur bestimmten Summe angegeben. Hätte nun die andre Person z. B. folgende Zahlen niedergeschrieben:

$$\begin{array}{r} 2578 \\ 6321 \\ 4906 \end{array}$$

so bittet man sich die Erlaubnis aus, gleichfalls drei Reihen Zahlen noch darunter zu setzen. Dieß müssen folgende seyn

$$\begin{array}{r} 7421 \\ 3678 \\ 5098 \\ \hline 29997 \end{array}$$

Jede der unten zu setzenden Zahlen muß mit jeder der obern an gleicher Stelle 9 betragen, und dadurch wird die obere Summe entstehen.

Mögten diese kleinen Aufsätze jeden, der bisher noch nicht davon überzeugt war, lehren, daß keine

Würkung über die Kräfte der Natur gehe, oder daß nichts übernatürliches von irgend einem Menschen könne bewirkt werden; und mögten sie dazu dienen, vor aller Alfanzerei sicher zu bewahren.

Tagewählerei.

Ein Kalb muß des Freitags entwöhnt werden, um den Hexen die Macht zu nehmen, ihm zu schaden.

Am Montage muß man kein Vieh kaufen.

Am Montage darf man nicht ausleihen, sonst muß man es die ganze Woche thun — darf man beim Kaufen nichts schuldig bleiben; auch kein Kaufmann etwas borgen — darf man nicht Hochzeit halten, weil es nicht gut ist — muß kein Dienstbothe in den Dienst gehen — Wer am Montage einen Strumpf links anziehet, ist in der Woche unglücklich.

Am Freitage darf kein Dienstbothe seinen Dienst antreten — darf keine Hochzeit gehalten werden.

Woran am Himmelfahrtstage gearbeitet ist, darnach trachtet das Gewitter.

Am Mathiastage kann man erfahren, ob man das Jahr über leben bleibt, oder seine Wohnung noch behält ꝛc. wenn man nehmlich einen Schuh über den Kopf wirft, und die Spitze stehet zum Hause hinaus, so muß man sterben, oder aus dem Hause ausziehen; stehet sie aber hinein, so bleibt man am Leben oder im Hause.

Wenn man am Mathiastage so viele Leuchterpfennige (sind kleine runde hohle Stückchen Blech) nimmt, als Personen im Hause sind, und sie auf einem stillstehenden Eimer voll Wasser legt, so stirbt der im Jahre dessen Pfennig untersinkt. — Das Wasser ist nemlich zusammenhängend, und kann ein dünnes Stückchen

Blech wohl tragen, um so mehr, wenn es hohl ist. Jedoch kommt es bei dem Auflegen darauf an, daß man es mit Behutsamkeit auflegt, ganz in egaler Lage und ohne es auf der obern Seite naß werden zu lassen, um zu verhindern, daß es nicht untersinke. Sogar eine Nehnadel, die ganz trocken ist, trägt das Wasser, wenn man sie mit Behutsamkeit auflegt. Wer nun aber sein Blech zitternd fallen läßt, dem sinkt es unter, und wenn sein Glaube an dieses Verfahren fest ist, so kann durch stetes Andenken an den Tod, gewisses Erwarten desselben, Angst und Gram, ein früheres Sterben wohl befördert werden. Besser ists also schon in dieser Rücksicht, daß man von solchen nichtigen, unnützen und schädlichen Verfahren absteht, und sein Lebensende von dem lediglich erwartet, der es allein bestimmen kann.

In der Nacht der großen Festtage muß man den Himmel beobachten, also in der ersten Weinachts Oster- und Pfingstnacht, so pflegen sich Zeichen daran zu äussern, woran man Krieg, Brand, Sterben rc. voraussehen kann. — Wenigstens wird ein Abergläubiger dann leicht etwas sehen, woraus er dieses oder jenes prophezeihen zu können seiner Meinung nach glaubt; mag es nun zutreffen oder nicht.

Wer den Grind oder sonst dergleichen etwas an sich hat, und sich am Ostermorgen vor Sonnenaufgang im Wasser badet, dem vergehet dieses.

Wenn man auf Neujahrstag Weißkraut isset, so hat man das ganze Jahr Geld — wenn man es zu Rathe hält.

Wer ein auf den grünen Donnerstag gelegtes Ei wohl verwahrt (denn sonst würde ja das Wunderding zerbrechen und damit seine Kraft verliehren) bei sich trägt, kann alle Hexen mit Kübeln auf dem Kopfe sehen. — Sieht er nun keine, so denkt er, es seyen kei-

ne Hexen da, und sein Glaube an das wunderbare Ei bleibt.

Wer sich auf den Freitag kämmet, bekommt immer mehr Läuse — das macht aber wohl nicht der Tag, sondern, wenn er sich nicht genug gereiniget hat.

Wer auf Neujahr Aepfel isset, wird krätzig.

Auf den Tag der unschuldigen Kindlein spannen viele Bauern keine Ochsen zur Arbeit an, weil sie Unglück fürchten.

Aberglaube und Thorheit ist auch die Gewohnheit, daß mannsüchtige Mädchen, geile Wittwen und einfältige Mägde zu gewissen Zeiten, gemeiniglich in der Nacht vor Andreas oder dem Christfeste ganz nackend auf Kreuzwege sich stellen, oder vor dem Küchenheerd sich niedersetzen, oder mit dem Kopfe in die bei gemeinen Leuten und auf dem Lande zur Viehpflege angebrachte Blasen, mit Wasser gefüllt kucken, Salzhäufchen setzen, oder zu Wasserquellen und Trögen eilen, und bei alle diesen oft von gewissenlosen, klugen oder dummen alten Weibern gehörte Formeln und Ceremonien anbringen, um ihre Geliebten zu hören, zu sehen, oder zu erfahren, ob sie in dem Jahre so glücklich seyn würden, einen zu besitzen. — Man hat aber schon warnende Beispiele erlebt, daß solche Gaukelei übel abgelaufen, und durch sich selbst bestraft worden, indem einigemal vollblütige Dirnen, wenn sie aus ihren warmen Betten oder Stuben nackend in die um diese Zeit gewöhnlich kalte Luft gekommen, und die natürliche Ausdünstung so schnell gehemmt worden, vom Schlage gerührt, oder in schwere Krankheiten gefallen, und ihr Leben verlohren, oder ihre Gesundheit in Gefahr gekommen; andre sind über das unbesonnene oft ungeschickt versuchte Kucken, an das noch sehr heiße, und deswegen durch seinen betäubenden Dampf gefährliche Blasenwasser gestürzt und erstickt, weil sie niemand ret-

ren konnte, da solche Dinge immer allein und geheim angestellt werden.

Im Schaltjahre gedeihet kein junges Zuchtvieh. Man muß daher keines in einem solchen Jahre aufziehen — sagen und thun viele Landleute, ohne sich durch Erfahrung eines bessern belehren zu lassen.

Am Abend vor Maitag suche Gelegenheit, das Schloß vor dem Kornboden eines andern, der gute Erndte hält, zu verwechseln, z. B. das Kornbodenschloß hänge vor die Scheure, und das Scheurenschloß vor dem Kornboden, und der Kornseegen folget dir nach in dein Feld — wenn du auch noch so ein schlechter Wirth wärest! — Daß dieses aber heimlich und stillschweigend geschehen müsse, versteht sich von selbst.

Am heil. Abend vor Weinachten werden Feldbohnen gekocht, von welchen jeder Hausgenosse essen muß. Was übrig bleibt, vertheilt man unters Vieh, da jedes eine Hand voll erhält. Auch wird eine Leuchte auf die Diele gehängt, damit man von dem Vieh gesehen werde. Und an diesem Abend ist die Hausfrau schuldig, von allen Speisen, die man bei dem Landmann findet, aufzutragen; weswegen man hierzu sehr treffend den Ausdruck Vollbauchsabend gewählt hat.

Lichtmessen hell: wird der Bauer ein Schelm. Lichtmessen dunkel: wird der Bauer ein Junker. Scheint Lichtmessen die Sonne auf dem Altar; so soll ein gutes Flachsjahr folgen.

Gänse, Enten und Hühner dürfen nicht am Tage Valentins zum Brüten gesetzt werden, sonst läuft man Gefahr, daß alle Eier faul werden. Davon wird der gedachte Tag von den Landleuten der faule Valentin genennt. Man muß daher diese Thiere entweder den Tag vorher oder nachher setzen.

Es ist bekannt, daß man aus den in der Neujahrs- und Weinachts-Nacht am Fenster gefror-

ten Blumen zukünftige Dinge vorhersagen will; aber weniger bekannt ist es wohl, daß man die Fensterscheiben mit beliebigen Blumen kann gefrieren lassen, und daß der Betrüger sich dieß zu Nutze machen kann, um den Leichtgläubigen zu hintergehen. — Wenn man nemlich an einem Frosttage eine Fensterscheibe in einer geheizten Stube mit einem erwärmten Tuche recht trokken abreibt, und mit dem Kopf einer Electrisirflasche auf die Scheibe z. B. einen Kopf, ein Pferd u. dgl. zeichnet, eine isolirte Kohlenpfanne mit einem Topfe kochendes Wassers in die Nähe sezt, so frieren die electrischen Wasserdünste als positive oder negative Figuren an. — Bei den gewöhnlichen Figuren der Fenster wirkt diesseits die durch Wärme verdünnte Stubenluft, jenseits dichte Luft und Kälte. Je nachdem ein Glas grob oder fein, und je nachdem die Dünste oder die Zugluft beschaffen, so werden sie bald feine, bald grobe Laubwerke, heute anders als morgen an einerlei Scheibe zeigen.

Aberglaube aus der Naturgeschichte.

Soll eine Kuh nicht mehr als einmal mit dem Stiere laufen; so muß ein lebendiger und blinder Hund stillschweigend inwendig vor die Stallthüre eingegraben werden.

Wenn Schwalbennester am Hause zerstört werden, so geben die Kühe Blut.

Werden die Schweine zum erstenmal ausgetrieben, so muß man ihnen ein unterm Arme warm gewordenes Stück Brodt zu fressen geben, so können sie sich allein wieder nach Hause finden.

Wenn ein Schwein nicht fressen will, so muß man einen Erbschlüssel nehmen, und ihm damit das Maul aufschließen, so frißt es wieder.

Sollen die Hühner gut legen, so muß man sie in der Mittagsstunde am Neujahrstage mit allerlei Früchten unter einander füttern.

Wird ein Huhn gesezt, so müssen ihm die Eier gerade wenn Schweine einkommen, untergelegt werden, und man muß damit so geschwind laufen, wenn man sie ins Nest trägt, als die Schweine laufen, so kommen sie geschwind hinter einander aus. — Wenn die Eier frisch der Henne zugleich untergelegt werden, und man diese während dem Brüten gut füttert, so wird man jenen Firlefanz, der zu nichts taugt, nicht nöthig haben, um das baldige und gleiche Auskommen der jungen Hünchen zu befördern.

Wer ein Zeisigneſt bei sich führt, soll vor Dieben sicher seyn.

Wenn sich die Krähen um ein Haus sehen lassen und schreien, so stirbt jemand daraus, wenn es auch nur ein Stück Vieh ist.

Wenn ein Maulwurf in der Stube (die nicht gedielet ist) wirft, so stirbt die Großmutter.

Schlupft man der Kuh zwischen den Vorderfüssen durch, so verliehrt sie kein Horn.

Badet man die Schweinchen in den Wasser, worin man ein geschlachtetes Schwein abgebrühet hat, so wachsen sie vortreflich. — Aber es würkt dabei keine übernatürliche, verborgene Kraft, sondern es ist die natürliche Würkung des Bades.

Lauft eine Spinne Nachts übers Gesicht, so bekommt man einen gelben Nagel am Finger. Beides kann wol einmal zu gleicher Zeit bei jemand erfolgt seyn, aber daraus kann man nicht schliessen, daß lezteres eine Folge von dem erstern ist.

Von Tauben soll man drei Federn aus dem linken Flügel in den Taubenschlag annageln; und

Bringt man am ersten März keinen Floh um, so beißt einem das ganze Jahr keiner aus Dankbarkeit mehr.

Was soll man von der Nachricht sagen, welche man im Erfurthischen Intelligenz-Blatt, Stück 23. v. 7. Jul. 1788.

Von einem merkwürdigen Mineral, Spurstein genannt, findet? — In dem Jahre 1767 (heißt es da) studierte in Jena ein Theolog, dessen Lieblingsstudium die Natur, besonders das Mineralreich war; wovon er mit Hülfe seines guten Vermögens eine schöne Sammlung besaß. Darunter hatte er als Seltenheit ein kleines Stück Spurstein, welches einem schwarzen Schiefer glich. Er hatte es um ein ansehnliches Stück Capital gekauft, und dieser Stein sollte, ich weiß nicht ob in Asien oder Africa als eine Seltenheit gefunden worden seyn, und weit bewundernswürdigere Eigenschaften haben, als der Magnet. Zwei der vorzüglichsten waren folgende.

1. Es sollen mit diesem Stein große Wunder gewürkt, Familien unfruchtbar gemacht worden, und durch seine Kraft ausgestorben seyn; weshalb der Besitzer diesen Stein auch seinen besten Freunden nur mit Vorsicht zeigte.

2. Pulverisirte man von diesem Stein etwas, und streuete es in ein Zimmer, wo eine Person stark ausdünstete: so zog dieß die von der Person ausgehenden Atomen an sich, und formirte daraus auf dem Platze, wohin es gestreuet war, einen Luftkörper.

Vor seinem Abschiede aus Jena machte der Besitzer zum Vergnügen seiner Freunde folgenden Versuch: — Er streuete ein wenig von diesem Stein in sein Wohnzimmer, in welches man durch ein anderes treten konnte, ohne eine merkliche Bewegung oder Zugluft zu verursachen. Unter einem Vorwande entfernte

er sich und hinterließ seiner Aufwärterin, einer gesunden robusten Magd den Befehl, verschiedene Sachen, die er zu dem Ende in dem Zimmer gestreuet hatte, aufzuräumen, ohne jedoch Fenster und Thüren zu öfnen, noch weniger aber das Zimmer zu pfegen. In der Gegend, wohin der Stein gestreuet war, hatte er Dinge gelegt, welche die Neugierde der Magd reizten, so daß sie sich nach gehabter Erhitzung daselbst verweilte und ausdünsten konnte. Der erwehnte Studiosus nebst seiner Gesellschaft hielten sich unterdeß im Nebenzimmer auf, und sobald die Magd das Zimmer verlassen hatte, sie dieselbe wieder in der Küche mit Kochen beschäftigt gefunden, traten sie in das erwähnte Zimmer und sehen die Magd auf der Stelle, wohin der Spurstein gestreuet war, in eben der Gestalt stehen, wie sie selbige in der nemlichen Minute in der Küche gefunden hatten.

Nach einiger Zeit wurde ein Fenster und die gegenüber stehende Stubenthür geöfnet, und — hier verwandelte die Zugluft den Luftkörper der Magd in einen blaulichten Dampf, der sich wie Tabaksrauch wirbelte, in einer geraden Linie durch die Stubenthür über den Saal nach der Küche zog, und bei der (lebendigen) Magd verschwand. Uebrigens haben weder Magd noch Zuschauer etwas Widriges empfunden.

Ich genoß damals die Freundschaft dieses jungen Gelehrten, war aber als Jüngling zu leichtsinnig, von seinen Wissenschaften zu profitiren; immittelst hatte mir das wenige, so ich aus seinen Unterhaltungen gemerkt, nachher bei mancherlei Erzählungen von Geistererscheinungen zu folgenden Hypothesen Anlaß gegeben. Von diesen mögen jedoch hier nur einige stehen.

„Vielleicht befindet sich auf manchem Kirchhof, oder Ort, wo Geister erscheinen (sollen), ein dem Spurstein gleiches Minerale, welches die aufgelößten Säfte

eines Körpers geschwind zu einem Luftkörper entwikkelt, und durch bewegte Luft wieder verschwinden läßt. — Deswegen sieht man vielleicht Erscheinungen an Orten, wo ein solches Minerale liegt, und sieht es anderwärts nicht, weil kein solches Minerale daselbst vorhanden.

Man hat glaubwürdige Erzählungen, daß Personen, mit ihrem Körper abwesend, dennoch an ihrem Pult sitzend ꝛc. auf ihrem Zimmer gesehen worden sind. War vielleicht in der Wand der Stube, oder unter dem in dieselbe gestreueten Sande ein dem Spurstein ähnliches Mineral vorhanden?“

Indeß die Sage von dem Spurstein *) ist gewiß erdichtet. Man hat sich bei verschiedenen der berühmtesten Physiker und Chemiker erkundigt; aber alle sind der Meinung, daß nichts in der Natur bekannt sey, was solche Wirkungen besäße.

Der weil. Professor **Karsten** in Halle schreibt über den Spurstein und die damit vorgefallene Geschichte so: „Drei Tage blieb ich in Jena und forschte und fragte nach dem berühmten Stein, nach dem Zeugen, welche den Versuchen beigewohnt hätten, nach den Gegenstande dieses Versuchs, und nach der merkwürdigen Stelle, wo er vorgegangen seyn sollte. Man denke sich aber meine Betrübnis, als ich von allem diesen nicht das geringste erfahren konnte, als ich noch dazu an mehrern Orten ein profanes Gelächter der Spötter erschallen hörte.“ u. s. w.

*) Spurstein ist in der Mineralogie oft ein Geschlechtsname für alle Steine, welche Abdrücke von versteinerten Pflanzen Thieren, Menschen, Korallen u. dgl enthalten, und gehören mehrentheils zu dem Geschlechte der Kalkerden.

Auf Schmelzhütten beim Zugutemachen des Kupfers wird ein Product gebraucht das Spurstein genennt wird, und ein Stein oder regulinischer Körper seyn soll, welcher nach abgestochenem Schwarzkupfer und davon abgezogenen Schlacken auf dem Schwarzkupfer liegt. Er wird auch Dünnstein und dünne Lech genennt.

Also mag die ganze Sache für ein Studentenmärchen gelten.

Die Fabel vom Vogel Greif hat ihr Entstehen im hohen Alterthum. Da ein naturhistorischer Schriftsteller, Plinius, die Existenz eines solchen wilden Vogels annahm. Man übersezte das von ihm gebrauchte Wort, Gryphus, durch Greif. Unter den Gryphen aber ist ein besonderes Volk der Scythen zu verstehen.

Ahorn oder Fliederholz darf schlechterdings nicht verbrannt werden, zumal in einem Hause, wo Kinder sind, welche sonst nicht gedeihen würden. Daher findet man dergleichen Holz oft in Menge auf der Strasse, wo es so lange unangetastet bleibt, bis es verfault.

Kleine Kinder und junge Hunde dürfen nicht beisammen in einem Hause seyn, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß die leztern auf Kosten der erstern gedeihen.

Holz, welches einmal auf dem Feuerherd war, darf nicht wieder heruntergenommen werden. Die Klügern unter den Landleuten geben hiervon diesen erträglichen Grund an: man besorge, daß an dem Holze ein Funke seyn möge.

Das Brodt muß, wenn es einmal auf dem Tische gewesen ist, nicht unangeschnitten wieder weggetragen werden — und wenn auch noch so ein kleines Schnittchen nur davon genommen würde.

Gedrehete Weiden, womit z. B. ein Bund Holz umwunden und befestiget wird, sollen nicht mit dem Holze zugleich aufgebrannt werden. Denn wenn eben eine Henne im Hause brütete, so müßten die Küchlein verdrehete, oder sogenannte Wehdenbeine bekommen.

Junge Hausthiere dürfen nicht an solche verkauft werden, von denen man es weiß, daß sie dieselben zur Zucht behalten wollen; denn sonst würde der Verkäufer

Gefahr laufen, daß seine eigenen Hausthiere ausarteten oder schlecht geriethen.

Wenn das Vieh zum erstenmal im Frühjahre auf die Weide herausgehet, so muß jede Kuh über einen Besen, oder rothen Rock treten, damit es besser gedeihe, und vor Krankheiten, Verhexungen u. dgl. bewahrt bleibe.

Wenn ein Huhn einmal ein ungewöhnlich kleines Ei legt, etwa von der Größe eines Taubeneies (man nennt sie Bohreier) so lege ein solches Ei in ein Ständerloch, wo es gerade einpasset; und das Huhn wird nicht wieder so kleine Eier legen.

Wenn man Schweine gekauft hat, so schneide man eine Hand voll Borsten von ihren Rücken, und lege sie unter die Sohle, oder unter das Grundholz des Schweinstalles. Es hilft dazu, das die Schweine immer richtig wiederkommen, und wenn sie auch noch so weit sich verlaufen haben sollten.

Die sogenannten **Donnerkeile**, heißen auch Keilsteine, Fäustlinge. Die einfache Gestalt, welche unsre ur-uralten deutschen Vorfahren diesen steinernen Keilen zu geben für gut gefunden, oder vielmehr aus Noth in Ermangelung erforderlicher Hülfsmittel und Werkzeuge zu geben gezwungen gewesen sind, und die im Ganzen genommen, bei kleinen und großen Stükken immer die nemliche ist, läßt bei uns die Frage rege werden: auf was Art sie solche an einem Stiele wohl mögen befestiget haben. Denn in der That! dieses muß wegen ihrer Struktur eben nicht so ganz leicht zu bewerkstelligen gewesen seyn. Man hat dafür gehalten, daß man sie an eine hölzerne Stange gesteckt, und sie mit Riemen oder sonst dergleichen Etwas, dergestalt fest gebunden, daß sie zum fernern Gebrauch haben geführt werden können. Vielleicht aber dient hier folgender Auszug aus der **allgemeinen Geschichte der Länder**

der und Völker von Amerika, erster Theil S. 329. zu einiger Aufklärung. Wenn der Verfasser die mühsame Arbeit beschrieben hat, die die eingebornen Wilden anwenden müssen, einen großen Baum durch allmähliges Abbrennen zu fällen, und solchen nächst dem durch Hülfe steinerner Aexte zum feinern Gebrauch zu bereiten, so fährt er folgendermaßen fort:

„Die steinernen Beile, deren ich eben Erwähnung gethan, sind seit undenklichen Zeiten in Amerika im Gebrauch gewesen. Sie sind von einer Art harten und mit vieler Arbeit zubereiteten Kieselsteins, und erfodern ungemeine Mühe, ehe sie diese Gestalt bekommen. Die Art der Verfertigung besteht nemlich darin, daß sie durch starkes Reiben auf einem andern Kieselsteine scharf gemacht, und ihnen durch Länge der Zeit und vielfältig angewandte Bemühung die Gestalt einer Axt gegeben wird. Oftermahlen kann die Lebenszeit eines Wilden hiezu nicht allemal hinreichend seyn, daher kommt es auch, daß sein dergleichen Hausgeräthe, wenn es auch gleich noch so ungeschickt und unvollkommen ist, dennoch von den Kindern als ein kostbares Erbschaftstück ihrer Aeltern angesehen wird. Wenn der Stein nun endlich bereitet ist, so verursacht der dazu erforderliche Stiel neue Sorge: Hiezu muß ein junger Baum ausgesucht, und ein Stiel, ohne ihn zu hauen, daraus gemacht werden. Dieser Baum wird also in der Mitte des einen Endes gespalten, und der geschärfte Stein hineingeklemmet. Wenn nun der Baum fortwächset, so schließet er den Stein dergestalt in sich ein, daß er selten davon wieder losgemacht werden kann. In verschiedenen Kunstzimmern Frankreichs findet man noch dergleichen Steine, die (Ceraunienness) Donnerkeile genennet, und in diesem Königreiche an Oertern gefunden werden, wo die Steine insgemein von ganz andrer Beschaffenheit sind. Diese Steine

sind ein Beweis, daß die ersten Einwohner Galliens, wie die Amerikaner noch heutiges Tages, eben dergleichen Gebrauch damit gemacht haben; denn diejenigen Amerikaner, die entweder gar keinen, oder doch sehr wenigen Umgang mit den Europäern haben, sind gezwungen, sich an ihre alte Gewohnheiten zu halten."

Zweifelsohne sind also die auf deutschem Boden gefundene Kieselsteine von unsern Vorfahren zu ihren Zeiten auf nemliche Art bestielet worden.

Von dem Biß der Tarantel. *)

Da die Würkungen von dem Stiche oder Bisse der Tarantel mir jederzeit als etwas ausserordentliches vorgekommen waren, so wandte ich einige Mühe an, diese Sache an den Orten zu untersuchen, wo jene Bisse am häufigsten seyn sollen. Durch die zuverlässigsten Nachrichten, die mir an verschiedenen Orten von Leuten, welche Glauben verdienen, und von solchen Sachen urtheilen können, mitgetheilt sind, fand ich, daß die Krankheiten, welche man dem Tarantelbisse zuschreibt, von eben der Art sind, wie diejenigen, welche die Sommerhitze in allen südlichen Gegenden hervorbringt. Die Schnitter sind am meisten den Fiebern ausgesetzt, welche man von der Tarantel herleitet, und deren Heftigkeit oder Gelindigkeit davon abhängt, ob die Witterung heiß oder gemäßigt ist. Die allgemeine und fast epidemische Krankheit aller jener Gegenden im Sommer und im Herbste ist das Wechselfieber. Weil man den Grund dieser Krankheit in dem Stich der Tarantel sucht, so versucht man allezeit die Kur, den Kranken eine ziemliche Zeit, ja zuweilen ganze Stunden nach Musik tanzen zu lassen. Ist derselbe nicht stark

*) In einem Schreiben des Hrn. Turnbull an die philosophische Societät zu Edinburg. Uebersetzt aus dem London Chronicle von 1771. Jul. 13 – 16.

genug, um diese Bewegung auszuhalten, so hilft man ihm, bis er in Schweiß geräth. Kann er vor Schwäche nicht aus dem Bette kommen, so bewegt er den Leib, die Arme und die Beine so viel möglich im Bette. Mit Hülfe seiner Freunde sowohl als des reichlichen Genusses stärkender Weine, bringt diese Bewegung gemeiniglich ihn in starken Schweiß, und in eine Müdigkeit, welche die Ruhe und den Schlaf befördert. Wenn während dieser der Kranke fortfährt, stark zu schwitzen, so kommt es zur Krisis; wo nicht, so wiederhohlt man die nemliche Heilart sobald, als es die Erhohlung von der vorigen Abmattung erlaubt. Eben diese Kur wird allezeit bei Recidiven, selbst in kalten Fiebern versucht, sollte es auch schon ein Jahr nachher seyn. Da kaum irgend eine Krankheit ist, welche man dort nicht von dem Tarantelbisse herleiten sollte, so wird diese Heilart allgemein, und mit so gutem Erfolge ausgeübt, daß sie wunderbar scheint, und von Leuten, die mit Vorurtheilen behaftet sind, für eine Würkung der Musik gehalten wird. Man sagt, die Musik bezaubere das Gift des Bisses. Gleichwohl fühlt oder sieht man an keinem Theile des Körpers die mindeste Spur eines Bisses, wie selbst diejenigen gestehen müssen, die am stärksten mit jenen Vorurtheilen behaftet sind. Obgleich viele große Leute die Würkung dieses Gifts geglaubt, und einige mit vieler Zuversicht, die Ursache derselben angegeben haben, so getraue ich mir dennoch zu behaupten, daß die gedachten Krankheiten durch die Hitze veranlaßt werden, welcher diese Leute bei der Ernte ausgesezt sind. Ich hatte die erwünschteste Gelegenheit, mich dieser Sache wegen selbst bei einsichtsvollen Leuten zu erkundigen, die sich die Mühe gegeben hatten, dergleichen vorgeblich gebissene Kranke öfter zu sehen und zu untersuchen; unter andern bei dem Erzbischofe von Otranto, aus dem adelichen Geschlech-

te der Caraccioli zu Neapel. Dieser gelehrte Prälat versicherte mich nach dem, was er selbst davon gesehen hatte, die ganze Sache sey eine lächerliche Vorstellung des Pöbels, lauter Betrug und Vorurtheil, und ganz ohne allen Grund. Er stimmt in der That mit vielen vernünftigen Leuten jener Gegenden in der Meinung überein, daß diese Krankheiten andre Ursachen hätten. Mir kam dieß um so viel wahrscheinlicher vor, ja es schien mir offenbar, da ich unzählige Gelegenheiten gehabt hatte, in heißen Gegenden solche Krankheiten zu behandeln, die man von der Tarantel herleitet, daß sie von der Hitze der Mittagssonne herrührten. Obgleich Malta an sich ein gesundes Klima hat, so verursacht dennoch daselbst die Sommerhitze sehr gefährliche Fieber und andere Krankheiten; unter andern auch eine Starrsucht (tetanus) oder eine starke Spannung des ganzen Körpers in einen so heftigen Grade, daß sie gemeiniglich in 24 Stunden tödtlich wird, wenn nicht ein starker Schweiß dem Patienten Hülfe schaft. Eben dieß sieht man zuweilen obgleich selten, in Otranto und andern Orten, wo man es als einen unleugbaren Beweis des Tarantelbisses betrachtet. In Malta hingegen schreibt man es der allzugroßen Hitze zu, welcher der Kranke ist ausgesetzt gewesen. Denn dort geht das entgegengesezte Vorurtheil so weit, daß die Einwohner den Thieren alles Gift seit der Zeit absprechen, da Paulus auf dieser Insel, wohin ihn ein Schifbruch gebracht hatte, die Schlange von seiner Hand ins Feuer schleuderte. Es ist ungegründet, was man gewöhnlich glaubt, daß nemlich der Tarantelbiß eine schlafsüchtige Betäubung verursache, aus welcher der Kranke anders nicht, als durch eine Musik erweckt werden könne, welche seine Phantasie rührt und ihm gefällt: denn man bittet und beredet ihn allezeit, sich jene Bewegung zu machen, und zu einer desto stärkern Anreizung, spielt man solche

Melodien auf, die dem Kranken gefallen, oder von denen man beim Versuche bemerkt, daß sie seine Einbildungskraft rühren. Der Glaube an solche Symptome kommt von den Kunstgriffen betrügerischer Vagabonden her, welche man Tarantulisti nennt, die unter dem Vorwande, von Taranteln gebissen zu seyn, das Königreich Neapel durchziehen. Diese machen allezeit jene Symptomen nach, und stellen sich, als würden sie durch gewiße Melodien erweckt, nach denen sie auf eine seltsame ausschweifende Art tanzen. Vielleicht könnte diese Kurart in einigen besondern Fällen von Nutzen seyn, anstatt andrer gewöhnlicher Heilarten vermittelst einer starken Bewegung.

Ein Schreiben über eben diesen Gegenstand. *)

Ich habe Gelegenheit gehabt, die Würkungen dieses Thiers in der Provinz von Taranto zu untersuchen, wo dasselbe sehr häufig angetroffen wird. Ich fürchte aber, ich werde nicht mehr davon sagen können, als daß die wunderbare Heilung des Tarantelbisses vermittelst der Musik völlig unwahr, und eine bloße Erfindung von Leuten ist, welche unter dem Vorgeben, daß der Tarantismus sich bei ihnen äussere, mit Tanzen etwas Geld verdienen wollen. Vielleicht trägt zuweilen die Hitze des Klima viel dazu bei, ihre Einbildungskraft zu erwärmen, und sie in ein gewisses Delirium zu bringen, welches in gewisser Maasse vermittelst der Musik geheilt wird. Inzwischen sind verschiedne Versuche mit der Tarantel angestellt worden, und weder Menschen noch Thiere haben eine andre Beschwerde davon gehabt, als eine unerhebliche Entzündung an der gebißnen Stelle, wie die

*) Von Dominico Cirilli, der Arzneikunst Doct. u Prof. der Naturgeschichte zu Neapel, an D. William Watson, Mitglied der englischen Societät der Wissenschaften. Aus dem philosoph. Transact, vom Jahr 1770.

Entzündungen von den Scorpionstichen, welche ohne alle Gefahr sich von selbst verliehren. In Sicilien, wo der Sommer noch wärmer ist, als in irgend einer Gegend des Königreichs Neapel, ist die Tarantel niemals gefährlich, und niemals bedient man sich dort der Musik, um den vorgeblichen Tarantismus zu heilen. Es ist in der That sonderbar, daß ein Mann von Einsicht, und ein Arzt von großer Gelehrsamkeit, wie Baglivi, sich bei den Erzählungen von dieser Krankheit beruhigte, und anstatt die Sache selbst durch Versuche zu prüfen, sie vielmehr nur zu erklären suchte. Aber selbst Philosophen mögen gern wunderbare und außerordentliche Dinge finden, und wenn sie gleich wider alle Vernunft sind, wünschen sie solche dennoch mehr, und bestreben sich, die Ursachen derselben zu entdecken. Mit jedem Jahre nimt diese seltsame Krankheit ab, und ich bin gewiß, daß sie in kurzem völlig allen Glauben verliehren wird. Die Neapolitanischen Aerzte sehen die Tarantel in eben dem Lichte an, vornemlich seitdem der gelehrte D. Serao einen scharfsinnigen Tractat über diesen Gegenstand herausgegeben und darin erwiesen hat, daß der Tarantelbiß niemals böse Folgen hervorgebracht, und die Musik niemals etwas damit zu thun gehabt hat. —

Wenn junges **Zuchtvieh** aus der Art schläget, so vertausche oder verkaufe man es zur Zucht an andre. Denn sobald dieses einen andern Herrn bekommt — der es vielleicht besser füttert, reinlicher hält und pfleget — so artet es sich wieder gut, und beiden wird geholfen.

Donnerkeile geschabt und eingegeben, hilft gegen die Kinderschäurchen.

Um ein **Nordlicht** nachzuahmen läßt man in einem verfinsterten Zimmer den Sonnenstrahl durch eine Oefnung von der Größe einer großen Erbse auf ein horizontales Prisma (dreieckigtes langes Glas) fallen, aus welchem der Sonnenstrahl horizontal an ein mit

Kornbrandtwein angefülltes Glas streicht, das eine Elle weit vom Prisma absteht. Der Strahl geht mit der Oberfläche des Brandtweins paralel, und von da auf eine weiße Tafel, die fünf Fuß ins Gevierte hat. An diese mahlt sich ein förmliches Nordlicht mit schnellblitzenden Strahlen und Farbenwolken durch den ausdünstenden Brandtwein. — Auf solche Art die Würkungen der Natur nachzuahmen, dazu gehört nichts weniger als Zauberei, die überhaupt nicht statt hat: denn warum wollte man die Würkungen von unbekannten Ursachen mit den nichts sagenden Ausdruck: Zauberei belegen!

Aus Beobachtungen weiß man, das alle ausgepreßte fette Oele, als Leinöl, Rüböl, Hanföl und Baumöl, ingleichen auch die Fette der Thiere, als Rinder- und Schaftalg, Schmeer, Butter und Thran, ingleichen Wachs, wenn sie kochend heiß gemacht, und an einen dunkeln Ort gebracht werden, geleuchtet haben. Beim hunderten Grade nach dem Fahrenheitischen Wärmemesser, fieng das Licht an merklich zu werden, und nahm nach und nach zu, bis das Thermometer zu 450 Graden gestiegen war, wo alle Substanzen ganz erleuchtet wurden. — Blos die Wissenschaft von dem gesagten kann so viel nutzen, daß bei vorkommenden Fall mancher nicht gleich an Wunder, Geistererscheinungen oder andre Hirngespenste denken kann.

Man gebe nur Achtung, wenn hie oder da altes verrottetes Eichenholz, so eine Zeitlang unter der Erde gelegen, so eben ausgegraben wird, wie es, besonders wenn es in dem rechten Grade der Fäulung ausgegraben wurde, im Dunkeln leuchtet. Leget man nun davon auf einem Kirchhofe an verschiedene Orte einzelne Stükke hin, so wird man des Nachts diese Lichte zu sehen bekommen, und hernach jedermann von der Beschaffenheit dergleichen Lichte überführen können: denn alle Er-

zählungen der Todtengräber gründen sich höchstens auf nichts anders, als daß sie ausgegrabenes faules Holz von Särgen leuchten sahen.

Corallen, am bloßen Leibe getragen, sollen wider Gift, Melancholie, Schrecken, und wer weiß, wo sonst für gut seyn. Sie sollen durch Veränderung ihrer Farbe und ihres Glanzes, dem, der sie trägt, eine bevorstehende Krankheit ankündigen.

Auch glaubt man, daß in den aus Bernstein gemachten Corallen sich die Flüsse zeigen, welche diese aus dem menschlichen Cörper gezogen haben, wenn in dem Bernstein Luftblasen und dgl. zu sehen sind.

In den Seen des Königreichs Siam findet sich, wiewol selten, ein Fisch, welchen man den Lamentirer nennt. Die Siameser heissen ihn auch den weiblichen Fisch, weil er zwei Weiberbrüste und Geburtsglieder hat, die den weiblichen ähnlich sind. Er nährt seine Jungen selbst. Seine Stimme ist klagend; daher hat er seinen Namen. Sein Kopf hat sehr viel ähnliches mit einem Schweinskopfe. Wahrscheinlich ist es dieser Fisch, der zu den alten Fabeln von den Sirenen Gelegenheit gegeben hat.

Im Jahr 1788. wurde in Manheim, in einer ansehnlichen Gesellschaft von Vornehmen und Gelehrten, unter andern auch von Mirakeln gesprochen: und ein Mann von erhabenem Range, der viel Einfluß auf die Volksbildung haben kann, wollte die Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder noch in unsern Tagen aus dem Beispiel beweisen, daß sich durch die Fürbitte des H. Ulrichs *) im ganzen Bisthum Augsburg nicht eine einzige Ratte befände. Man wollte dagegen einwenden, daß die Augsburger Erde vielleicht etwas bei sich führe,

*) Er war Bischof zu Augsspurg im 10ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

oder daß eine Pflanze daselbst häufig wachse, welche diese Thiere verabscheueten. Allein diesen Einwendungen wurde durch folgende Erzählung begegnet: „Vor einigen Jahren vertauschten die Bischöfe von Augsburg und Eichstädt einige Dörfer gegeneinander. Die Eichstädtischen Dörfer wimmelten von Ratten. Aber kaum war der Tausch geschlossen; so verließen sie ihre bisherigen Quartiere, und zogen in die Dörfer, welche bisher Augsburgisch und ganz frei davon gewesen waren.

Aberglaube beim Sterben und Begraben.

Wenn man ein Bett so stellt, daß die Füße zum Hause hinausgehen, so muß der sterben, welcher darin schläft — freilich wol, wenn seine Zeit kommt.

Wenn man drei Knoten in einen Faden macht, und ihn in einen Sarg legt, so vergehen die Warzen.

Bindet man einem todten Menschen ein schwarzes Bändchen um die Hand, lößt dasselbe, ehe dieser fortgetragen wird, ab, und bindet es um den Hals, so kann man dadurch dicke Hälse und Kröpfe vertreiben.

In einer öffentlichen Wiener Zeitung wurde unterm 3ten July 1725. bekannt gemacht, daß nach einem Bericht von einem Kaiserlichen Beamten in dem Gradisker District in Ungarn, an die Kaiserliche Administration zu Belgrad, ein in dem Dorfe Kisolova (Rahmer Districts) geseßner Unterthan, Namens Peter Plagojowiz mit Tode abgegangen, und nach Räzischer Manier zur Erde bestattet worden sey, und hätte es sich in ermeldeten Dorfe Kisolova geäußert, daß innerhalb 8 Tagen 9 Personen, so wol Alte als Junge, nach überstandener vier und zwanzigstündiger Krankheit so dahin gestorben wären, daß, als sie annoch auf dem Todtenbette lebendig gelegen, sie öffentlich ausgesagt,

daß obbemeldeter vor 10 Wochen verstorbene Plagojowitz zu ihnen im Schlaf gekommen, sich auf sie geleget und sie gewürget, daß sie nunmehr den Geist aufgeben müssen. Wie nun die übrigen Unterthanen hierüber sehr bestürzt, in diesem Glauben noch mehr bestärket worden wären, da des verstorbenen Peter Plagojowiz Weib, nachdem sie zuvor ausgesagt, daß ihr Mann zu ihr gekommen, und seine Schuhe begehret, von dem Dorfe Kisolova weg, und sich in ein anderes begeben; sintemal aber (so lautet der fernere wörtliche Bericht des abergläubigen Beamten) bei dergleichen Personen, so sie Vampyri nennen, als dessen Körper unverweset, Haut, Haar, Bart und Nägel an ihm wachsen zu sehen seyn müssen, als hätten sich die Unterthanen einhellig resolviret, das Grab des Peter Plagojowitz zu eröfnen, und zu sehen, ob sich würklich obbemeldete Zeichen an ihm befänden; zu welchem Ende sie sich zu dem Beamten verfüget, und ihn samt dem dasigen Popen oder Geistlichen ersuchet, der Besichtigung beizuwohnen.

Diese Herren begaben sich also in ermeldetes Dorf, und besichtigten den bereits ausgegrabenen Körper des Peter Plagojowiz, und fanden, daß von diesem Körper und dessen Grabe nicht der mindeste Todtengeruch verspühret worden, der Körper, ausser der Nase, welche etwas abgefallen, ganz frisch, Haar und Bart, ja auch die Nägel, wovon die alten hinweggefallen, an ihm gewachsen; die alte Haut, welche etwas weislicht gewesen, hätte sich weggescheelt, und eine neue frische darunter hervorgethan. — Das Gesicht, Hände und Füße und der ganze Leib wären so beschaffen gewesen, daß sie in seinen Lebzeiten nicht vollkommener hätten seyn können. In seinem Munde habe man nicht ohne Erstaunen einiges frisches Blut erblicket, welches der gemeinen Sage nach, er von den durch ihn Umgebrachten gesogen; kurz, es wären alle Anzeigen vorhanden gewesen, welche der-

gleichen Leute (nemlich Vampyren) an sich haben sollten *). Nachdem nun so wol der Pope als Beamte dieses Spectacul mit angesehen hätten, der Pöbel aber mehr und mehr ergrimmter als bestürzter worden wäre, hätten sie, gesammte Unterthanen einen Pfeil gespizt, um mit selbigem den todten Körper zu durchstechen, und ihn an das Herz gesezt, da denn bei der Durchstechung **) nicht nur häufiges Blut so ganz frisch, auch durch Ohren und Mund geflossen, sondern noch andre wilde Zeichen, welche man wegen Respects umgehe, vorgegangen. Endlich hätten sie oft ermeldeten Körper in solchen Fällen gewöhnlichem Gebrauch nach, zu Asche verbrannt.

Um über das Erzählte einige Aufschlüsse zu geben, stehe folgendes hier:

Es ist bekannt, und aus physikalischen Gründen erklärlich, daß verwesliche Körper durch mancherlei Mittel lange vor der Fäulnis erhalten werden können — und sich selbst erhalten. Ersteres geschieht durch Balsamiren — lezteres sieht man in dem bekannten Bleikeller unter dem Dom in Bremen, wo Leichen, mögen sie auch noch so lange stehen, ohne alles Zuthun, unverweslich, und fast unverändert bleiben. Es hätten dort also vernünftigere Leute, als ein aberwiziger Pöbel, ein Beamter und Pope, welche thörigt genug sind, diesem Gehör zu geben, die Sache untersuchen müssen, so würde man gefunden haben, daß z. B. felsichter, kal-

*) Daß in jenen Gegenden bis auf den heutigen Tag sich der Aberglaube an Vampyren erhält, erzählt die allgemeine politische Zeitung des Jahrs 1787. No. 85. in dem der altgriechische Pfarrer zu Zatwarnika im Sanoker Kreise seit drei Wochen keine Messe lesen dürfen, weil er einige seiner Gemeinde im Verdacht hatte, daß sie Vampyren wären.

**) Es ist des Volks Glaube bei solchen Leichen, die man für Vampyren hielt, immer gewesen, daß wenn der Kopf vom Rumpfe getrennt würde, das Unglück aufhöre.

ter, sehr salpetrigter Boden, Höhe der Grabstätte oder Tiefe des Grabes, besondere Beschaffenheit des etwa zu fetten oder zu hagern Körpers, und andre natürliche Ursachen eintreten können, wobei die Verwesung später, als unter entgegengesezten Umständen erfolgt.

So war es auch wol möglich, daß der vielleicht plözlich verstorbene Mann Gift bei sich gehabt, von welchem einige Sorten, wie die Aerzte wissen, die Körper nicht sobald verwesen lassen. Die Flucht der Frau begünstiget oder bestärket diesen Verdacht. Und daß durch Sachverständige keine förmliche Untersuchung mit dem Körper vorgenommen worden, erhellet aus dem nur nach Wunder und Aberglauben haschenden Bericht.

Konnte nicht der Mann auch aus boshaften Absichten schlafmachende Arzneien, als Opium oder andres dergleichen bekommen haben? Man weiß, daß solche Dinge so gemischt werden können, daß der Tod auf Tag und Stunden kann bestimmt werden. Und sonach konnte der todtgeglaubte Mann lange nur über und unter der Erde im tiefsten Schlaf gelegen haben, und alle jene für Wunder erklärten Umstände mußten nun natürlich eintreten. Ausserdem ist es auch von Naturforschern längst erwiesen, daß Haare, Nägel 2c. aus dem Safte des Körpers und auch der Erde, noch einige Zeit Nahrung bekommen, und wachsen, und die Haare insbesondere sich ganz verändern.

Das im Munde erblikte Blut, von dessen Beschaffenheit und Menge hier überhaupt eine unbefriedigende Beschreibung mitgetheilt wird; und die zerstoßne Nase lassen sich ebenfalls aus obigen und nachfolgenden Gründen ganz gut erklären.

Was die wilden Zeichen betrifft, so haben Aerzte und Zergliederer des menschlichen Körpers schon sehr oft die Bemerkung gemacht, daß bei gewissen Krankhei-

ten und Umständen diese am männlichen Körper sind zu sehen gewesen.

Die von der verdächtigen Frau verbreitete Sage, daß der Mann zu ihr gekommen und seine Schuhe begehret habe, muß doch dahinauslaufen, daß ihr dieß — vielleicht sehr lebhaft — geträumt habe.

Das ganze Dorf hatte, wie der Bericht sagt, über diesen Vorfall schwere Träume. Daraus erhellet, daß der Tod dieses Mannes, und die dabei vorgefallenen Umstände, wobei jeder sich in Lebensgefahr glaubte, große Bewegung unter den Einwohnern und vieles Reden verursacht habe.

Aus der Familie sterben so viele Personen. Nun so muß der Mann eine ansteckende, vielleicht pestartige Krankheit gehabt haben. Wenn dieß aber auch nicht erwiesen ist — denn es wurde ja bei dem ganzen Vorfall kein Sachkundiger Mann zu Rathe gezogen — so ist es bekannt, daß abergläubige Einbildungskraft Menschen den Tod zuziehen kann. Einer aus der Familie durfte nur den Glauben an Vampyren fest haben, und in sich den Gedanken entstehen lassen, daß der Verstorbene wol einer dergleichen seyn könnte, so mußte dieß ja seine ganze Seele erfüllen, alles sein Denken ausmachen, seine ganze Einbildungskraft in Bewegung setzen. Was war denn natürlicher, als daß er träumte, und daß eben dadurch sein Glaube noch vermehrt wurde. Nur ein Todesfall durfte in der Familie so erfolgen: und was ist erklärlicher, als dieß, daß noch mehrere starben. Man besieht die Leiche, und zufällig findet man die — wiewol sehr natürlichen und erklärlichen Zeichen, woran man den Vampyr zu erkennen glaubt.

Daß aber der große Haufe so manches Jahrhundert den Glauben geheget hat, manche Todte schmazten in den Gräbern, und fräßen nach und nach ihre

mit ins Grab bekommenen Halstücher, Sterbekleider, Hemden, und endlich Finger und Zehen, auch Arme und Beine weg, wird manchem, wo nicht in der Schule, doch in der Gesindestube oder abgeschmakten Büchern erzählt. — So ist es auch wol bekannt, daß in manchen Landen und Orten noch der Gebrauch ist, daß der Sarg auf dem Kirchhofe vor dem Einsenken ins Grab, erst nochmals geöfnet, und unter gar frommen Mienen, Bewegungen und Seufzern, von der sogenannten Leichenfrau oder Verwandten, der Leiche ein Stück Rasen oder frischen Erdklumpen unters Kinn gelegt und geglaubt wird, daß dieses jenes Unglük verhüte, und dadurch den traurigen Folgen vorgebeuget werde. An andern Orten wird das Halstuch fest zugeknüpft, oder den Todten ein kleiner Stein, Pfennig oder andre Münze in den Mund zwischen die Zähne gezwengt, und dann noch das Maul verstopfet, damit wenn er ja den gefährlichen Appetit bekäme, er das Gebiß verderbe, und was mehr für Alfanzereien vorgenommen, und öffentlich geduldet werden.

Daß aber zuweilen an Leichen, die zufälliger Weise oder unter gewissen bedenklichen Umständen wieder ausgegraben wurden, dergleichen Zerstümmelungen an Fingern und andern Gliedern und an den Kleidern zu bemerken gewesen, rührt immer aus folgender Ursache her.

Die hauptsächlichste und fürchterlichste ist die, daß in vorigen Zeiten und bis auf den heutigen Tag gar oft solche Menschen für todt gehalten sind, welche durch Schlagflüsse oder zu schnell unterbrochene Ausdünstung, wodurch der Umlauf des Bluts gehemmet wird, z. B. bei Ertrunkenen, Erfrornen, vom Dampf erstikten Personen &c. durch gefährliche von unklugen Aerzten, unvorsichtigen Apothekern gewählte Arzneimittel, Fieber, Hitze, Schlafsucht, Ohnmachten, Entkräftungen, und

bei zu starkem Verlust des Blutes, wie dieß bei unbehutsamen Aderlassen, und wenn im Schlafe die Ader aufgegangen, besonders aber bei gebährenden blutreichen Frauenspersonen oft geschieht, und durch so mancherlei andre Umstände in einen solchen Zustand versezt werden, in welchem sie nicht das mindeste Zeichen des Lebens von sich geben, und von allen Umstehenden, sogar von Aerzten auch Wehmüttern für würklich todt gehalten, und in dem nur scheinbar leblosen Zustand schnell in die oft prächtigen Särge gelegt werden, die man denn mit Nägeln so verwahrt, daß an keine körperliche Auferstehung weiter zu denken ist.

Wenn aber nun dergleichen unglückliche Körper in die Erde kommen, und nach und nach die wärmende Ausdünstung der Erde sich durch die Schweißlöcher und andre Oefnungen des oft auch wenig verwahrten Sarges dem nun selbst sich wieder sammelnden Blute mittheilt, und dieses und die Lebensgeister nach und nach wieder belebt werden; kann man sich den Zustand schauerlich genug denken, in welchem sich nun dergleichen unglückliche Creaturen befinden, die das Opfer der Unvorsichtigkeit oder Dummheit ihrer Verwandten, Wehmütter und Aerzte geworden sind. Was kann ein solcher Unglüklicher in dergleichen Umständen anders thun, als daß er anfänglich bei eintretenden Hunger alle um und um sich habende Kleidungsstücke zerkauen und so gut wie möglich einschlucken, und zulezt aus Noth und Verzweiflung Finger und Hände abnagen muß, bis eine vielleicht spät eintretende und mit dem unbeschreiblichsten Seelen- und Körperschmerz begleitete allmählige Absterbung und endlich der wahre Tod erfolgt.

Daß nun oft aus solchen Gräbern verscharrter Unglücklichen ein dumpfes Getöse gehört werden mag, welches für Schmatzen gedeutet wird, läßt sich wohl sehr natürlich erklären. Vors erste vergesse man nicht, in

Erwegung zu ziehen, daß ein in die Erde gebrachter würklich todter Körper nach einiger Zeit in eine solche Gährung kommt, daß er gar sehr anschwillt, und bei Mangel des Raums zur fernern Ausdehnung die gepreßte Luft in mancherley Töne ausbrechen kann. Auch ist ferner bekannt, daß auf Kirchhöfen sich gerne Schlangen und große Ratten aufhalten, und durch ihr Gezisch und Gepfeif aus ihren Löchern und lockern Erdritzen ein vermeintes Schmatzen verursachen können, oft auch die aus dünnen Brettern verfertigte Sargdeckel von der sich zusammsetzenden schweren Erde bersten und krachen; überhaupt aber an solchen Orten und besonders Abends und zur Nachtzeit die Phantasie abergläubiger Menschen gar leicht getäuscht werden kann. — Man hat übrigens die Fabel von Vampyren oder Blutsaugern aus falschen Begriffen von Sympathie und Antipathie erklären wollen, und dazu Beispiele aus der Natur aufgestellt, die gar nicht passen, und nur für einfältige Menschen eine Beweiskraft haben können.

Verstorbene soll man nicht zu sehr beweinen: die Thränen fallen auf ihren Leichnam, ihre Ruhe wird gestöret, und sie lassen sich in Erscheinungen sehen.

Wenn im Sterbehause die Trauerleute zur Leichenbegleitung versammelt sind, und der Sarg zugemacht worden ist, so werden zwei Lichter angezündet und auf den Sarg gesezt, wo sie so lange brennen, bis der Gesang gesungen ist. Dieß ist eine uralte Gewohnheit; man findet sie schon bei dem Jahre 1647. Vielleicht sollen die Lichter ein Sinnbild der Auferstehung oder der Unsterblichkeit seyn. Da dieß aber bei hellem Tage geschieht, und auch von dem Aermsten keine Ausnahme davon gemacht wird; auch die muthmasliche Bedeutung wol selten jemand kennt: so kann man diese Gewohnheit wol zu den abergläubigen Gebräuchen rechnen.

Wenn

Wenn wo die Sterblichkeit besonders herrscht, so trägt man sich mit schauderhaften Erzählungen von großen Leichenzügen, die man hie und da in der Mitternachtsstunde gesehen haben will. Einige hören dazu gar läuten, und andere sehen an ungewöhnlichen Orten ein Männchen stehen, welches alles fürchterliche Dinge bedeuten soll. Daß solche Dinge noch Glauben finden, bedeutet aber, daß die Aufklärung noch nicht vollendet ist, und daß sie immer weiter gehen muß.

In Selka, im Fürstenthum Altenburg wurde 1788 ein neuer Kirchhof eingeweihet, theils weil der alte mit Gräbern angefüllt war, theils zu Folge eines besondern Befehls der Regierung, alle Kirchhöfe vor die Dörfer zu verlegen. Um diese so nöthige und nüzliche Verordnung desto eher ins Werk zu richten, gab der dasige Gutsbesitzer einen Plaz dazu her, und die erste Leiche sollte diesen Ort einweihen. Anstatt nun, daß die Hinterbliebenen des zunächst Verstorbenen sich ein Verdienst daraus hätten machen sollen, durch die Bereitwilligkeit ihren Todten an dem neu dazu bestimmten Platz beerdigen zu lassen, ihre Zufriedenheit mit der weisen Verordnung der Obrigkeit öffentlich zu bezeugen, fand man sehr hartnäckige Widersetzlichkeit; und es kostete viele Mühe, bis man einen Handarbeiter, der zunächst jemanden von den Seinigen verlöhr, überredete, durch Beerdigung eines Wochenkindes, diesen Plaz zur Ruhestätte für verstorbene Mitbürger einzuweihen. — Offenbar sind es verworrene und falsche Begriffe über den Zustaand des Körpers nach dem Tode, die bei vielen Menschen zu solchen Widersetzlichkeiten Anlaß geben. Der auf irrigen Vorstellungen gegründete Wunsch so mancher Menschen, an einem Ort begraben zu seyn, wo schon recht viele Todte liegen, verhindert das Anlegen neuer bequemerer Begräbnisplätze, macht, daß man die Todten zusammendrängt, Gräber öfnet,

deren Leichen noch nicht völlig verweset sind. Von jenen verworrenen Vorstellungen scheint dieß eine Hauptquelle zu seyn, daß man sich die Gefühle der lebenden Menschen, z. B. die Furcht derselben vor einer gänzlichen Einsamkeit, auch in die Todten hineindenkt.

Folgendes Beispiel vom Aberglauben, Roheit der Sitten, Fühllosigkeit sollte man fast für unmöglich halten; aber es ist leider nur allzuwahr. — Ein Würtembergischer Unterthan **Ortlieb** aus Ober-Türkheim wurde den 10ten Mai 1789. Morgens früh auf Reichsstadt-Eßlingischen Gebiete an einem Baum hängend gefunden. Die Eßlingische Obrigkeit ließ den Erhängten mit starker Mannschaft mit geladenem Gewehr sogleich auf demselben Platze bewachen. Man dachte so wenig an ein Rettungsmittel, daß sogar der Würtembergischen Obrigkeit, welche durch das Gefühl der Menschheit bewegt, Leute zur Rettung abschikte, die Abschneidung des Striks, als ein vermeintlicher Eingriff in Gerechtsame, verweigert wurde. Nachdem endlich in Eßlingen die Berathschlagung, was mit dem Erhänkten zu thun sey, zum Schlusse gekommen, während dessen er nothwendig ersticken mußte, so wurde erst Abends um 5 Uhr der Strick abgeschnitten, das Gold und Silber, das der Unglückliche bei sich hatte, gleichsam als Henkerrecht, dem Strickabschneidenden gegeben, und die Kleider des Erhenkten, vom Volke in Läppchen zerstückt, und reissend ausgetheilt, weil das Vieh, mit dem Kleidungsstücken des Erhengten dreimal gestrichen, so fett werden soll, als diejenigen dumm sind, die diesen Lumpen eine solche Kraft zuschreiben. Der Erhenkte lag nun vor aller Augen ganz nakt da. Das entsezliche Schauspiel, einem ohnehin Unglücklichen noch die Bedeckung seines Leichnams zu versagen, machte in den Gemüthern der anwesenden Würtembergischen Unterthanen einen solchen Eindruck des Abscheues und des

Mitleidens, daß sie es wagten, den nackten Leichnam mit Holzreisern zu bedecken, und ihren Abscheu öffentlich zu erkennen zu geben, worüber sie von den Eßlingischen Schultheissen Rebellen gescholten und mit Häuen und Steinen bedrohet wurden. Um dieß die Menschheit entehrende Schauspiel noch unmenschlicher zu machen, belustigten sich die jungen Leute von Eßlingen dicht neben dem Platze, wo der Erhenkte nackt und blos lag, mit Trinken und mit Kegelschieben, und die wachhabende Mannschaft füllete sich mit Wein bis oben an. Die ganze Nacht hindurch wurde geschossen, als ob Kriegsvölker im Anzuge wären, und ein Eßlinger Bürger verlohr durch einen unvorsichtigen Schuß der besoffenen Wache beinahe das Leben, und lag bis auf den Tod. Doch wird alles dieses von der Begräbnisart übertroffen, welche die Unmenschen vor den Augen von mehr als tausend Zuschauern verübten. Als der Leichnam mit dem Gesicht gen Himmel gekehrt, wie gewöhnlich, in der Bahre lag, rief das Eßlinger Volk: daß man den **Hund aufs Gesicht legen solle!** Es geschah mit den Worten: **sieh Hund, so mußt du liegen!** Die Bahre wurde an der äußersten Grenzscheidung eingesenkt, und **mit zwei kreuzweis geschlagenen Pfählen** befestiget, **daß der Hund,** wie sie sagten, **sich nicht umkehren könne!** Das allerabscheulichste, ein ewiger Schandflek für diese Unmenschen, war noch dieses: sie **schlugen einen dicken Pfahl durch die Bahre und mitten durch den Leichnam,** den sie auf die schauerliche Art, als wollten sie dem Todten noch dereinst die Auferstehung verwehren, in die Erde spiesten, wobei sie fürchterlich schrieen: **Schlagt zu, ins Teufels Namen, Hund, man muß dich recht vernageln, daß du nicht wieder herauskommst!** Alles war bei diesem Auftritte schreklich. — Die Unmenschen besoffen, die Luft mit abscheulichen Flüchen,

und die Gemüther der Zuschauer mit Erbitterung oder Entsetzen erfüllt.

Der würdige Prediger C.. zu S... bei F..n war schon einige Jahre im Amte. Seine beiden nächsten Vorfahren waren in einem Jahre verstorben, und er selbst ward kurz nach seinem Anzuge krank, und siechte beinahe einen Winter hindurch. Nichts ist gewisser, sagten einige seiner Beichtkinder, als daß wir ihn auch bald einbüßen, und er den Pfarrern A... und M.. bald nachfolgen wird. Andere wußten sogar, daß ihm allenthalben etwas nachgehe, sogar in den Beichtstuhl. Ja, ja, nun begreift mans, hieß es weiter, warum er Sonntags nicht eher in die Kirche kam, bis die Gemeinde meist versammlet war. „Eh, sezte ein Mütterchen hinzu, daß würden wir alle so halten, wenn wir an seiner Stelle wären. Denn kurz nach seinem Anzuge soll er seine drei Vorfahren leibhaftig im Beichtstuhle gesehen haben, und zwar den längst verstorbenen S.. auf der obersten Stufe der Kanzeltreppe, in der Mitte den Pfarrer A.., und M.. auf dem Stuhle sitzend. Ohnerachtet nun gegen das Frühjahr C..s Gesundheit zurückzukehren schien, so wollte man ihm doch in Hinsicht auf jene Sagen, nach welchen man sich obendrein fleißig bei ihm selbst erkundigte, kein langes Leben versprechen. Dazu gesellte sich endlich noch eine neue Sage. Man versicherte nemlich, es sey ohnlängst ein schwarzes Männchen einem Bauer aus dem Orte ohnweit desselben erschienen, welches **Wehe! Wehe!** ausgerufen und ganz deutlich gesagt habe; **Ihr werdet keinen Pfarrer behalten, bis daß ihr den Tod wieder heraustraget.** Diese abergläubische Prozession wurde ehedem in S.. am Sontage Lätare gehalten, war aber seit einigen Jahren durch eine ausdrückliche Verordnung des Hochlöbl. Consistoriums zu F...n eingestellt worden. Die Vorliebe für diese kindische Feier-

lichkeit war indessen in den Herzen einzelner Gemeindeglieder nicht nur geblieben, sondern auch nach jenem Verbot noch stärker geworden, so daß man dem schwarzen Männchen von ganzer Seele Glauben beimaß, und in dessen Aussage eine Art von Triumph fand. Man verglich auch mit dieser Erscheinung noch den Umstand, daß der Pfarrer S.. zu dessen Zeit der Tod alljährlich ausgetragen worden war, beinahe 50 Jahr im Amte gestanden, und ein 84 jähriger Greis worden: sein Nachfolger hingegen kurz nach dem eben erwehnten Verbote, und M.. ein halb Jahr nach seinem Amtsantritt schon verstorben war, auch gegenwärtiger Pfarrer C.. so kränklich sey. Unter diesen Umständen mußte der aufgeklärte Pfarrer C.. um so mehr wünschen, seine Gesundheit wieder hergestellt zu sehen. Er kämpfte auch schon auf seiner Krankenstube gegen die abergläubische Meinung, daß seine Krankheit mit dem Verbothe gegen das Todaustragen zusammenhienge. Scherzend sagte er unter andern einmal zu einer Weibsperson, die ihm jene Sagen vorzählte: Ey, wenn dem also ist, so mögte ich fast um Aufhebung des Verboths nachsuchen; und sie freute sich herzlich über diesen Einfall, den sie für Ernst aufnahm. Er hoffte indeß, daß seine Genesung diese Deuteleyen gänzlich niederschlagen, und der Vernunft den Sieg über den Aberglauben bei seinen Pfarrkindern erleichtern würde. Sie erfolgte, und er gieng zu seiner Erholung das erstemal wieder nach der Stadt. Was gilts, sagten die Freunde des strohernen Todes, der Pfarrer ist deshalb nach F.. n gegangen, beim Consistorium die Aufhebung des Verbots auszuwirken? Man lud in Gedanken schon Gäste aufs bevorstehende Lätare. Aber der Sontag erschien, der Pfarrer trat auf, hielt der Obrigkeit, die dem Aberglauben zu steuern suche, eine gebührende Lobrede, erläuterte das Verdienst derselben aus der Geschichte des

Verbots vom Todaustragen, zeigte deutlich das für Christen unschikliche in jener alten Gewohnheit, so wie den nachtheiligen Einfluß solcher Vorurtheile auf den menschlichen Verstand überhaupt, und that dieß mit so vieler Schonung gegen die Irrenden und solchem Vertrauen auf die gesunde Vernunft der meisten seiner Zuhörer, daß sein Unterricht den erwünschtesten Erfolg hatte: und er kennt jezt keinen seiner Zuhörer, dem nicht der stroherne Tod zum Gelächter, und alle Erzählungen von Spukereien und Erscheinungen unglaublich worden wären. Uebrigens ist in Ansehung der Umstände, unter denen obige Sagen entstanden waren, zu bemerken, daß der Pfarrer A.. freilich kurz nach jenem Consistorial-Verbothe starb: aber an einem Gallenfieber, welches ihm der Verdruß über eine ihm widerfahrne Beleidigung zugezogen hatte; er lebte vielleicht noch, wenn er etwas kühlern Temperaments gewesen wäre. M.. sein Nachfolger sank kurz nach ihm in der Blüthe seiner Jahre, wie sein Vorfahr von vielen beweint, ins Grab; nicht wegen des aufgehobenen Todesfestes; sondern weil er bei einem leicht scheinenden Catharre sich der Nachtluft aussetzen mußte. Die Krankheit des Pfarrers C. kurz nach dem Antritt seines Amtes hat gewiß auch ihre natürliche Ursachen gehabt, und wenn sie in einiger Verbindung mit dem verbotenen Todaustragen stehen soll, so ist es diese, daß die darauf erfolgte Genesung einem alten Aberglauben seine lezte Kraft über manche Seele vollends genommen wurde. Wenn C. . nie eher in die Kirche kam, bis die Gemeinde größtentheils versammlet war, so geschah dieß deshalb, daß die Schulknaben den Gesang nicht zu früh anstimmen mögten, welches sie auf dem Lande häufig zu thun pflegen, sobald der Pfarrer in die Kirche eingetreten ist, so daß oft mehrere Verse gesungen sind, ehe sich die Gemeinde einfindet. Das oben angeführte schwarze

Männchen hat auch in einem Etwas seinen Ursprung. Wirklich hat ein Müller eines benachbarten Orts jenen Spruch, wiewol nur in seiner Mühle, gestellt. Zum Mohrengeschlecht gehört er übrigens nicht, ist auch nicht sogar klein, daß man ihn hätte können zum schwarzen Männchen machen. — Das mehr erwähnte Todaustreiben besteht übrigens darin, daß ein Haufen Kinder mit einem Popelmann im Dorfe herumschwärmt, der von Stroh gemacht und mit alten Lumpen behängt ist, dergleichen man in die Gärten stellt, die Vögel zu verscheuchen, wobei sie unaufhörlich alberne Verse schreien, worin gesagt wird, daß hiemit der Tod ausgetrieben werde. Gemeiniglich wird der Strohmann ins Wasser geworfen, und das Spiel endigt sich damit, daß von jedem Hause den Kindern etwas muß zum besten gegeben werden. Einfältiger Weise glaubt man, daß damit die Sterblichkeit im Dorfe gemindert werde.

Zu D.. einem W.. schen Dorfe, erhenkte sich ein Schuhmacher. Der Pfarrer des Orts suchte die Gemeinde zu bewegen, in dem Gottesacker dem Unglüklichen ein Pläzchen zu gönnen. Umsonst! Er wandte sich deswegen an die Regierung, und ward von diesem erleuchteten Collegio kräftig unterstüzt. Allein die Bauern waren auf keinen Fall zu bewegen, und man mußte dem Vorurtheil nachgeben. Der Unglückliche wurde an der Seite eines kleinen Gehölzes begraben. Als nun sein Sohn bei der Beerdigung bitterlich weinte und sagte: man hätte seinem Vater wol ein Pläzchen in dem Kirchhofe einräumen können, so sagte ein alter Bauer zu ihm: „Velte! krein (weine) du nit. Dein Vater wird noch ehrlich genug begraben. Ich will dir sagen, wie dein Vater eigentlich hätte begraben werden sollen. Unten hinein ins Grab gehört ein Büschel Dörner, dann Steine, und dann dein Vater mit seinem Angesichte unter sich, nicht ober sich: denn er ist nicht werth,

das Angesicht Gottes zu sehen. Und dann wieder ein Büschel Dörner und Steine, aber keine Erde: Denn die Erde ist des Herrn.

Aberglaube beim Geborenwerden.

Das erste Warmbier, das einer Wöchnerin gegeben wird, darf niemand kosten, sondern es muß mit den Fingern versucht werden, sonst bekommt sie Leibreissen.

Das Badewasser des Kindes muß in fliessend Wasser geschüttet werden, so bekommt das Kind keine Unreinigkeiten an sich.

Bekommt ein Kind eine Röthe, Ansprung genannt, so muß gegeben werden ein gewisses Stück Holz, aus dem Mühlrade geholt, dieses angezündet, und mit dem Rauche die Windeln durchräuchert, das Kind aber mit dem Wasser, welches vom Mühlrade abspringt, gewaschen, und dieses so lange wiederhohlt werden, bis es geholfen hat. Wenn von dem Holze denn noch etwas übrig ist, so muß es in fließendes Wasser geworfen werden, daß es wegkommt.

In der Baumblüthe darf kein Kind entwöhnt werden, sonst bekommt es graue Haare — freilich wenn es alt genug dazu wird.

Bei einem ungetauften Kinde darf man keine Fremden lassen; denn wäre dieß nicht eine recht dichte Person, so vergeht der Mutter die Milch.

Will ein Kind nicht bald sprechen lernen, so müssen die Pathen ihm einen Löffel machen lassen und es damit füttern, so lernt es bald sprechen.

Kommt ein Kind mit dem Gesichte oberwärts zur Welt, so stirbt es keines natürlichen Todes.

Eine Wöchnerin darf nicht aus der Stube gehen, ohne daß sie etwas von ihres Mannes Zeuge anhat, das

an demselben warm geworden ist, z. B. Mützen, Beinkleider, Hemde, sonst kommt sie in die Gewalt der Hexen; hat sie aber dergleichen an, so können ihr die Hexen nicht schaden.

Wenn ein Kind das Scheurchen hat, so muß, wenn es ein Knabe ist, die Frauenspathe; ists ein Mädchen der Mannspathe desselben, ihm das Hemd auf der Brust entzwei reißen, so vergeths.

Einem entwöhnt werdenden Kinde muß man dreimal geben: eine Semmel, um sie zu essen; einen Pfennig, um ihn zu verliehren, und einen Schlüssel.

Eine Wöchnerin darf während der Zeit ihres Wochenbettes nicht aus dem Fenster sehen, sonst nimt jedes vorbeigehende Fuhrwerk ein Unglück.

Wenn eine Frau sieben Söhne hinter einander gebieret, so kann der siebente durch einen Schlag mit der Hand allerlei Schäden heilen.

Wenn eine Frau unfruchtbar wird, und keine Kinder mehr kommen, so muß man sie mit dem Tischtuche werfen, dessen man sich bei der ersten Taufmahlzeit bedient hat.

Eine Mutter, die einmal Zwillinge geboren hat, muß stillschweigend einen Faden spinnen, und um den leidenden Theil winden; welcher aber so lange darauf zu lassen ist, bis er selbst abfällt. Geschieht nun dieses, so darf man den Faden nicht wieder suchen, sonst wäre es mit dieser — ohnehin seltsamen Kur — gar nichts.

Aberglaube beim Abendmahlgehen.

Wenn ein Kranker das heil. Abendmahl empfängt, und das dabei gebrauchte Licht wird ausgelöscht, so ist folgendes zu bemerken: Ziehet der Lichtqualm gerade aufwärts, so bleibt der Kranke am Leben; ziehet er

Bogenförmig aus der Stubenthür (wenn eben der Luftzug dahin gehet) so stirbt er in kurzer Zeit; ziehet der Qualm nach dem Fenster hin, so wird der Kranke zwar genesen, aber erst nach langer Zeit. — Man sieht leicht, welchen Einfluß solcher Aberglaube auf Gesundheit und Leben des Menschen, und auf den Wohlstand ganzer Familien haben kann.

Aberglaube bei Taufen.

Bei einem Hurenkinde zum erstenmal Gevatter stehen, bringt gutes Glück.

Hat ein Taufzeuge sich schon angezogen, um zur Kindtaufe hinzugehen, so darf er vorher sein Wasser nicht lassen, sondern muß bis nach der Taufe damit warten, sonst besudelt das Kind Zeitlebens mit dem Wasser das Bett.

Wenn einer der Taufzeugen auf die gewöhnlichen Tauffragen in der Liturgie nicht gehörig antwortet, z. B. auf das: Entsagest du dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen? — nicht: Ja! sagt, so fällt das Kind vom rechten Glauben ab.

Schreit ein Kind während der Taufe, so wirds böse.

Wenn die, welche ein Kind über die Taufe heben, sich vor derselben nicht waschen, so wird das Kind aussätzig. — Durch Leute, welche selbst den Aussatz haben, mögte das Kind wol können angesteckt werden.

Wenn die Mutter während der Taufe ihres Kindes das Wasser läßet, so kann das Kind des Nachts im Schlaf das Wasser nicht halten.

Aberglaube bei Trauungen.

Wer sich nach der Trauung von beiden zuerst wegbegiebt — wer den Trauring zuerst verliehrt, der stirbt zuerst.

Jede Trauung muß im Vollmonde geschehen, sonst ist kein Seegen in der Haushaltung.

Keine Trauung darf am Freitage geschehen, weil da die Missethäter hingerichtet werden.

Ein Hochzeitbrodt muß aufgehoben werden, so hat man immer Brodt im Hause — so lange nemlich dieß noch da ist.

Am Montage Hochzeit zu halten, ist nicht gut.

Fährt ein Brautpaar in die Kirche, und setzt sich rückwärts in den Wagen, so geht alles den Krebsgang in der Ehe.

Geht die Braut zum Altar, um sich trauen zu lassen, so müssen die beiden sogenannten Brautmütter zusammenrücken, damit der Platz, auf welchem die Braut gesessen, nicht kalt werde; denn sonst würde die Liebe zwischen ihr und dem Bräutigam auch erkalten.

Trägt es sich bei einer Trauung zu, daß ein Grab offen ist, so kommt es darauf an, ob eine Ehefrau, Ehemann, oder Kind begraben werden soll. Im ersten Fall wird der Bräutigam ein Wittwer, im zweiten die Braut eine Wittwe, und im dritten erziehen solche Eheleute zwar Kinder, aber sie sterben alle wieder.

Viele geben genau Acht, wer von neuen Eheleuten zuerst ins Bette steigt; denn dieser muß, wie man glaubt, auch zuerst sterben.

Gemeiniglich wird das Brautbette sehr hoch aufgebauet, wenn auch die Betten dazu müssen geborgt werden. Dabei ist es nun sehr leicht, daß ein Kopfküssen

herausfallen kann. Erfolgt dieses, so muß der Ehegatte, welcher darauf gelegen, zuerst sterben.

Am Hochzeittage müssen sich die Braut und der Bräutigam über das Kreuz waschen, damit sie in ihrem Ehestande nicht beschrien werden.

Das von der Hochzeit aufgehobene Brodt soll nicht schimmeln und bei Weibern gut seyn, welche das erstemal empfangen, und keinen Appetit zum Essen haben. Von demselben wird etwas in die Suppen gehalten, und wenn davon die schwanger gewordene Frau isset, so bekommt sie den vorigen Appetit wieder.

Wird zur Leiche geläutet, und es schlägt eine Glokke wieder an, so stirbt bald wieder eine Person aus der Gemeinde. Schlägt die große Glocke an, so stirbt ein erwachsener — die mittelste ein junger Mensch; und wenn die kleine anschlägt, so stirbt ein Kind.

Wenn gegen Abend geläutet wird, (denn in manchen Gegenden geschieht dieß auf den Dörfern zu keiner bestimmten Zeit) so stirbt bald jemand. Diesemnach würde es von dem Schulmeister (denn dieser verrichtet das Läuten gemeiniglich) abhängen, irgend jemand aus der Gemeinde sterben zu lassen.

In dem Hessischen Marktflecken F.. bei H.. wurden am 20 Jan. 1791 drei Paar getrauet: zwei Paar waren gemeine Bauersleute, das dritte waren vornehmere und hatten eine ansehnliche Begleitung zur Kirche. Es war auffallend, in dem nicht sonderlich großen Flekken an einem Tage, und besonders zu Ende der Woche, drei Paar getrauet zu sehen. Ein Reisender erkundigte sich bei dem Pfarrer des Orts und erfuhr, daß das vornehmere Paar um des willen die Trauung so weit hinausgesetzt habe, weil auf diesen Tag der Vollmond eintrete — und man der Sage nach besonderes Glück in der Ehe, und vorzüglichen Seegen in der Nahrung zu erwarten habe. Diesem Beispiel wären auch die an-

dern verlobten Brautpaare nachgefolgt, und er bedauerte, daß seine angewandte Mühe, den Aberglauben bei seiner Gemeinde zu bestreiten, durch dieses Beispiel auf lange Zeit fruchtlos gemacht würde.

Von Träumen und Ahndungen.

*) In einer Stadt in Westpreußen lebte eine alte fromme Frau, die anfangs aus Frömmigkeit und hernach aus Gewohnheit, nicht allein an jedem Sonntage, sondern auch in der Frühmesse jedes Tages zur Kirche gieng. Im Winter, da die Frühmessen in ihrem Städtchen nicht nach der Jahreszeit verändert wurden, sondern immer um sieben Uhr des Morgens ihren Anfang nahmen, mußte sie also öfters in der Dunkelheit mit einer Laterne zur Kirche gehen.

Eines Morgens im Winter wachte sie auf, hörte das gewöhnliche Meßglöckchen läuten, zog sich an, und gieng mit ihrem Laternchen versehen, ihren gewöhnlichen Gang zur St. Marienkirche. Sie sah die Kirche schon wie gewöhnlich erleuchtet, fand aber, als sie hineintrat, noch alle Bänke und Stühle leer; auch kam ihr das Licht in der Kirche wie eine Dämmerung vor, und sie konnte gar nicht gewahr werden, von wo es eigentlich herkäme; denn auf den Arm- und Kronleuchtern umher waren die Lichter nicht angezündet. Sie sah nach der Tafel, auf der sonst die Nummer der Lieder angeschrieben war, die heute gesungen werden sollten, fand aber auf derselben mancherlei Züge und Charaktere, die ihr ganz unbekannt waren, und die mit glänzendem Firnis eingeschrieben zu seyn schienen.

*) Das hier Erzählte, so erdichtet es auch scheinen könnte, hat das Verdienst, daß es nach allen seinen Theilen wahr ist: Es ist aus den Niederrheinischen Unterhaltungen 1791. 1tes Heft, entlehnt.

Plötzlich hörte sie in den Kreuzgängen umher ein dumpfes Geräusch; sie sah auf, und erblickte durch die große Halle, die in den hintersten Kreuzgang, und zu einem verschlossenen Kirchhof führte, eine Menge weißer Gestalten.

Sie wollte eben aufspringen, um davon zu laufen, als sie sich schnell von allen diesen Gestalten umgeben sah. Es waren Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, Greise, alte Mütterchen, Jünglinge und junge Mädchen, alle mit eingefallenen Gesichtern; einige blos in weiße Lacken gehüllt, andere in schönen mit Gold und Silber besetzten Kleidern, sehr viele in einer Tracht, die vor funfzig oder hundert Jahren Mode gewesen seyn mogte. Alle diese Menschenfiguren sezten sich auf die ledigen Bänke und Stühle in der Kirche, zogen Gesangbücher aus der Tasche, sahen nach den Liedertafeln, und schienen das dort angezeigte Lied in ihren Büchern aufzuschlagen.

Auch auf die Bank, auf der unsre fromme Frau saß, hatten sich einige von den Ankommenden gesetzt, und dieß waren gewisse schon verstorbene Personen, die vor Zeiten ihren Kirchensitz hier gehabt hatten, wofür sie nemlich von unsrer frommen Frau erkannt wurden. Diese befand sich indeß in der größten Todesangst, versuchte noch einmal fortzugehen, wurde aber von den Gestalten umher bedrohet, da zu bleiben.

Auf einmal fiengen alle Lippen der Versammleten an sich zu bewegen, aber die Töne, die sie hervorbrachten, waren nicht so wol ein Gesang, als ein dumpfes Rauschen, oft mit einem schwachen Heulen, oft mit einem Röcheln untermischt, das dem Röcheln eines Sterbenden nicht unähnlich war.

Endlich trat eine Gestalt, die sehr viel Aehnlichkeit mit einem der verstorbenen Prediger dieser Kirche hatte, auf die Kanzel. Alles wurde still, die Gestalt

auf der Kanzel bewegte die Augen, die Lippen, die Arme, aber sie gab keinen Ton von sich.

Nach etwa einer halben Viertelstunde verschwand diese, und die andern Gestalten erhoben sich plötzlich von ihren Stühlen, und rauschten wie vom Winde empor gehoben, in die tiefen Gewölbe des Kreuzganges zurück. Jetzt erst kam das geängstigte Mütterchen zu Kräften, und machte sich mit Zittern und Beben zur Kirche hinaus. Es war noch tief Nacht und die Glocke schlug zwei.

Die fromme Frau verrichtete in der Angst ihres Herzens noch viele Gebete wider den Teufel und die Gespenster; legte sich indeß nieder und schlief vor großer Entkräftung, ohne alle bängliche Phantasien und Träumen bis an den hellen Tag.

Jetzt erst erkannte sie das ganze Schreckliche ihrer Begebenheit in der vorigen Nacht, fastete, sang und betete den ganzen Tag, sagte aber keinem Menschen ein Wort von allem, was sie gesehen und gehört hatte.

In der folgenden Nacht erwachte sie wieder, hörte wieder das Meßglöckchen läuten, sah zum Fenster hinaus, ob es wol schon um die Zeit der Frühmette seyn mögte; und gieng, ob es ihr gleich noch nicht so schien, durch einen unwiderstehligen Trieb abermals nach der St. Marienkirche hin. Es begegnete ihr alles, was ihr die vorige Nacht begegnet war. Sie kam indeß auch jetzt glücklich nach Hause, legte sich auch wieder zu Bette, und erwachte am andern Tage, doch in einer weit größern Entkräftung. Sie mußte vor Schwäche im Bette bleiben; fühlte eine ununterbrochene Angst; doch machte sie auch jetzt noch ihr grauhaftes Abentheuer niemanden bekannt.

Auch in der dritten Nacht begegnete ihr, kleine Veränderungen ausgenommen, alles, was ihr in den vorigen beiden begegnet war; und am folgenden Morgen

war ihre Entkräftung so stark, daß man ihren Tod befürchten mußte.

Nun wurden der Beichtvater und der Arzt herbeigerufen, und die Kranke erzählte beiden ihre schreckliche Geschichte. Der Prediger erklärte alles durch die Macht des Teufels, der mit Gottes Zulassung auch fromme Seelen zu ängstigen und zu quälen im Stande sey, und schlug das Abendmahl als das einzige Mittel wider die Anfälle des alten Bösewichts vor. — Der Arzt wußte aus seiner Wissenschaft keine Erklärung dieses Phänomens, verschrieb vor der Hand lindernde Mittel, und beredete sich mit dem Prediger, die folgende Nacht bei der Kranken zu wachen.

Sie wachten. Die kranke Frau schlief bis an den Morgen. Doch hatten beide um Mitternacht an ihr bemerkt, daß sie in einem heftigen Schweiß gerieth, und sich unruhig im Bette umher bewegte. Kaum schlug sie am Morgen die Augen auf, so fieng sie an zu zittern und laut zu weinen; und in einer Art von Wuth schalt sie die Anwesenden, daß dieselben ihrem Versprechen zuwider, sie doch in die Kirche gelassen hätten.

Jetzt wunderte sich der Pastor, aber der Arzt nicht mehr. Es waren Träume gewesen, die von einem äußerst dicken Blute, und von sehr schwachen Nerven herkamen. — Die Frau wurde durch Aderlaß, Blutreinigung und stärkende Arzneien noch auf ein halbes Jahr erhalten; dann aber starb sie plötzlich in der Nacht, und vermuthlich an einem ähnlichen Traume.

Da in dem Voigtlande das Lottospielen verboten war, so hielten noch im Jahr 1788. die heimlichen Collecteurs und Spieler ihre Zusammenkünfte zwar nicht mehr in der Stadt, aber doch auf dem Lande. In einer solchen Gesellschaft fand sich denn auch der Pfarrer aus einem benachbarten Fürstenthum ein, wo das Lotto ebenfalls verboten ist. Es wurde in diesem seiner Wür-

de

de so unanständigen Convent viel von glücklichen und unglücklichen Nummern, von großen Gewinsten, von merkwürdigen bedeutenden Träumen u. dgl. gesprochen, und bei dieser Gelegenheit wurde diesem Manne, der ein Erzlottospieler war, und wöchentlich Thalerweise einsezte, etwas lebhaft erinnerlich. „Ach, fiel er dem Redenden ins Wort, wenn man nur immer auf solche wohlthätige Träume aufmerksam wäre! Ich wenigstens könnte jezt ein reicher Mann seyn. Da träumte mir vor kurzem, ich sollte vier Nummern setzen (er nannte die Nummern) allein unglücklicher Weise hatte ich gerade zu studieren, und vergaß hierüber meine vier Nummern zu besetzen. Acht Tage darauf kamen zu meinem Entsetzen alle vier Nummern meines Traums heraus. Ach! hätte ich doch die Predigt zum — geworfen (dieß sind seine eigene Worte) und die Nummern dafür besezt.“ Die ganze Gesellschaft stimmte in seine Klagen ein, und würde den für einen gottlosen Ungläubigen gehalten haben, der die übernatürlichen Eingebungen durch solche Träume hätte bezweifeln wollen. Einer der Anwesenden wurde aber über die Pflichtvergessenheit des Predigers so unwillig, daß er den ganzen Vorfall weiter erzählte, und zwar einem Manne, der die Würde des Lehrstandes eben so sehr schäzt, als er dessen Einfluß auf das Wohl der Völker erkennet. Der Prediger kam nun ziemlich ins Gedränge. Man sieht aber aus dem Erzählten, daß es oft auch da, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, Menschen giebt, die der Aberglaube verdüstert hat, und daß man daher wohl aufmerken müsse, um den Baum an seinen Früchten recht zu erkennen, ehe man sich durch die Aussenseite verleiten läßt, zu kosten.

Wenn der Knabe ausgespielt, der Jüngling ausgeträumt hat, so trachtet der Mann nach Schätzen, die so täuschend sind, als das Spiel des Knaben, und

der Traum des Jünglings. Folgende Geschichte ist ein neuer Beweis davon. In Tausche, einem Gräfl. Schönburgischen Dorfe, fand man im May 1788. einen Mann, Nahmens Petersen, der als ein starker Lottospieler bekannt war, im Bette todt, da er den Tag vorher noch frisch und gesund gewesen war. Die Nachbaren, als sie seinen Tod erfuhren, eilten sogleich hin, um zu sehen und zu hören, was ihm so plötzlich wiederfahren wäre. Einige meinten, er müßte an einem Schlagfluß gestorben seyn. Klügere aber schüttelten die Köpfe, und gaben einander zu verstehen: er wäre keines natürlichen Todes gestorben. So gieng das Gerede von Haus zu Hause, bis es endlich vor die Obrigkeit kam. Man stellte eine Untersuchung an, und siehe da, es fand sich, daß er sich mit Gift vergeben hatte. Bei dem Eröffnen fand man die Eingeweide schwarz und zerrissen, und im Magen auf 2 Loth Gift, das er in kleinen Stücken verschlukt hatte. Als man seine Taschen untersuchte, war in der einen noch ohngefehr 2 Loth Gift, und in der andern ein — **Traumbuch.** Ersteres hatte er vermuthlich noch zu sich nehmen wollen, wenn die Würkung nicht so schnell erfolgt wäre. Im Traumbuche aber pflegte er, wie mehrere Lottospieler, sein Morgengebet zu lesen, und dem gemäß zu handeln, was dieses Buch ihm, nach einem gehabten Traume, anrieth, wie es gewöhnlich der Fall bei solchen Leuten ist, die thörigt genug sind, aus einem verworrenen Bilde der Seele beim schlafenden Zustande des Körpers, etwas zu lernen, was sie beim völligen Gebrauch ihrer Sinne und ihres freilich kleinen Verstandes, nicht zu begreifen fähig sind.

Zu Wörth, einem Dorfe ¼ Stunde von Marburg, wohnte ein junger Bauersmann, Nahmens Gimpel, der sich mit Streusandfahren in die hiesige Stadt vorzüglich nährte. In seinem dreizehnten Jahre hatte er als ein unbedachtsamer Knabe Bäume geschält, wo-

von sie verdarben, und war darüber auf 5 Jahr nach Cassel ins Zuchthaus gekommen. Nach Verlauf dieser Zeit kam er wieder, führte sich ordentlich auf, und verheirathete sich endlich in oben gemeldetem Dorfe. Den 30 November 1789 gieng er mit seinem Nachbar Peter in den nahgelegenen Wald, um einen Baum zu fällen, der ihnen beiden zu Winterbrandholz angewiesen worden: dieses Fällen aber gelang ihnen so übel, daß der Baum in die starken Aeste eines andern fiel, und also nicht auf die Erde kam. Nun überfiel sie der Abend, und sie mußten, ohne weiter etwas auszurichten, nach Hause gehen. Des andern Morgens kam Gimpel frühzeitig zu Petern. Dieser saß Gedankenvoll am Tische, und stüzte den Kopf auf seine Hand. Peter, fieng Gimpel an, es ist schön Wetter, laß uns heute hingehen und den Baum vollends zurichten! Peter schüttelte den Kopf und versetzte: „ich nicht — gehe wer da will; ich will mein Holz lieber im Münchhäuser Wald holen.“ Gimpel wunderte sich, und fragte, warum? — Jener fuhr fort, und sagte: „Höre, ich habe diese Nacht einen verfluchten Traum gehabt; ich habe die ganze Nacht im Angstschweiß gelegen; ich habe geträumt; einer von uns käm bei dem Baum ums Leben.“ Gimpel lachte darüber, und sagte: Hast du die Bibel nicht gelesen, und daß man nicht auf Träume achten soll? — Das half aber nicht: Peter widersetzte sich dem Zureden eine ganze halbe Stunde, bis er endlich schüchtern und furchtsam mitgieng. Sie gingen also hin, stellten sich unten an den Baum, und schauten hinauf. Endlich fieng Gimpel an: Sieh Peter! wenn wir dort den großen Ast abhauen, woran sich der Baum gehangen hat, und wir machen dann ein Seil an ihn fest, so können wir ihn herabziehen: „Gut, antwortete Peter, aber ich haue den Ast nicht ab.“ Nun, so thue ich's, versetzte Gimpel, und kletterte hinauf. Bald

war der Ast herunter, und Gimpel fieng an wieder wegzukriechen; aber auf einmal wälzte sich der Baum langsam herum, eine Gabel (d. h. Aeste, die wie eine Gabel gewachsen sind) ergrif den armen jungen Mann hinten auf dem Nacken, schob ihn weit in die Luft weg, und gerade wieder in eine Gabel des noch stehenden Baums: so daß er am Kopfe 60 bis 70 Schuh hoch in der Luft hieng; jedoch ohne daß der Hals zugedrückt wurde, und so daß er noch sprechen konnte. Der bedaurenswürdige Mensch hieng nun da, und rief zu Gott und Menschen um Erbarmen: aber vergebens. Die ganze Wörther Gemeinde lief hinzu, alles lamentirte. Seine arme hochschwangere Frau stand unter ihm, rekte die Arme verzweifelnd zu ihm hin, und erfüllte die Luft mit ihren Wehklagen: allein, wer konnte helfen? So hieng er eine halbe Stunde, und so fieng er an, Verzuckungen zu bekommen. Jetzo kam ein Jüngling von 18 Jahren heran. Dieser verwies allen ihre Furcht; wie ein Eichhörnchen eilte er den Baum hinauf, und über einen langen gefährlichen Ast hinaus, um ihm einen Strick unter den Armen her zu binden, und ihn so lange in die Höhe zu halten, bis man ihn losgemacht hätte. Allein, als er zu dem Elenden hinauf kam, sagte dieser; **Adam, es ist zu spät**, und verschied. — Daß diese furchtbar traurige Geschichte zu allerhand Urtheilen über Ahndungen und Träumen Anlaß gegeben haben mag, ist leicht zu denken: denn Peters Traum ist bei diesem Zusammentreffen der Umstände wirklich merkwürdig. Und mancher mag sogar gesagt haben: Gimpel hat ehedem Bäume beschädigt, nun haben diese ihn bestraft; es ist Wiedervergeltung. — **Aber gewiß ist alles, was nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur geschieht, Gott immer geziemender, als was durch ein Wunderwerk oder aus übernatürlichen Ursachen erklärt werden muß.** Das Gimpel in

seiner Jugend Bäume beschädigte, war ein unbedachtsamer Knabenmuthwille, den die Vorsehung nicht auf so schreckliche Weise ahnden konnte, um so weniger, da er schon obrigkeitliche Strafe hart genug geduldet hatte. Peters Traum war ebenfalls sehr natürlich: denn die Lage des Baums war höchst gefährlich; dieß sahe er ein, Gimpel aber nicht. Seine Einbildungskraft beschäftigte sich stark mit der Gefahr, und so schlief er ein: nun träumte er sehr natürlich von Tod und Gefahr. Gimpel hingegen wollte zeigen, daß er über so etwas weit hinaus sey. Das Disputiren machte ihn noch kühner: er wagte also mehr, als er hätte thun sollen, und verunglückte. Eben dieß hätte ja auch den Tag vorher, ohne Peters Traum geschehen können, wenn nicht gerade die einbrechende Nacht sie an weitern Arbeiten gehindert hätte. — Der brave Jüngling Adam aber verdient den Seegen und Beifall jedes guten Menschen: es wird ihm wohlgehen; denn er setzte sein Leben in große Gefahr, um seines Nachbarn Leben zu retten.

Wie vieler Unfug noch jetzt mit den sogenannten Ahndungen getrieben wird, und wie so viele Leute noch steif und fest daran, als an eine längst bestätigte Wahrheit glauben, ist eben so bekannt, als daß viele aufgeklärte Männer darüber noch zweifelhaft sind, und manche alle Ahndungen gänzlich läugnen. Für letztere spricht folgende Geschichte. Im März 1791 hatte ein Arzt im Hildburghäusischen das einzige Kind eines Professionisten an einer Krankheit zu behandeln, von der er selbst zweifelte, ob der kleine Patient sie überstehen würde. Die Aeltern waren genöthiget, mehrere Nächte hinter einander bei ihren Kranken wechselsweise zu wachen, und hatten wenig Ruhe. Um aber doch in den Zwischenzeiten, wenn der Kranke schlummerte, auch ein wenig Ruhe zu haben, hatte sich die Mutter neben dem Krankenbette Stühle zusammengestellt, und sich darauf

gelegt. Eben als das Kind gefährlich lag, und sich die Mutter voll Besorgnis zu Mitternacht auf ihre Stühle hingeworfen hatte, kam es ihr vor, als zögen sich die Stühle unter ihrem Leibe von einander; sogar hörte sie einen Rumor, wie er durch Stühle verursacht wird, die man auf dem Boden wegzieht. Um nicht zu fallen, springt sie auf, und siehe — die Stühle stehen noch unverrückt, wie sie zusammengestellt waren. Dieß muß was bedeuten, ist der erste Gedanke, der ihr durch den Kopf fährt, gewiß ist es eine Ahndung. Und nun überfällt sie eine Furcht, daß sie nicht mehr allein bei dem Kinde in der Stube bleiben will. Sie ruft ihren neben der Stube schlafenden Mann, aufzustehen, und bei ihr zu bleiben, welches er auch wirklich ein Paar Nächte hindurch thun mußte. Unterdessen verschlimmerte sich der Kranke täglich, und die Aeltern gaben bereits alle Hoffnung zur Wiedergenesung auf, als die Mutter dem Arzt die Geschichte erzählte, und dabei hoch und theuer versicherte, ihre Ahndung sey gewiß, denn sie sähe vor Augen, daß es mit ihrem Kinde nicht besser werden wolle, und daß das, was sie gehört und gefühlt, gewiß den Tod ihres Kindes bedeute. Ohnehin eigne sich in ihrem Hause alles und sie habe schon mehrere Beispiele erlebt. Der Arzt suchte sie wegen ihrer vermeinten Ahndung eines bessern zu belehren, und zu beruhigen: aber umsonst. Sie versicherte, sie sey so wach und munter gewesen, wie am Tage, und hätte alles sehr genau gehört und gefühlt; sie könne sich ohnmöglich getäuscht haben. Auch könne außer der Stube nichts gefallen seyn, und den Rumor verursacht haben: denn sie habe deutlich bemerkt, das es die Stühle gewesen. Inzwischen fieng das Kind an zu genesen, und gelangte in wenigen Wochen zu seiner Gesundheit. Aber die Ahndung! I nun, hieß es, wer weiß, was es gewesen ist. — Da die Ahndungen empfängliche

Personen oft in eine Bangigkeit versetzen, die selbst ihrem Leben gefährlich ist, so verdienen Beispiele, wie dieses, besonders beherziget zu werden.

Ein wackrer Bürger in Westerburg, Georg Philipp Knod, hatte eine Eiche zu Bauholz gekauft, wobei ihm aufgegeben worden war, selbiger vor der Fällung, um nicht die daherumstehenden jungen Bäumchen zu beschädigen, die Aeste zu bescheren. Als ein rüstiger Mann, der überdem sehr beherzt im Steigen war, hatte er sich dieß gefallen lassen, und am 2. Februar 1792 gieng er ganz früh, und zwar allein, in den Wald, erstieg den Baum, und war auch mit seinem Geschäfte so glüklich, daß er alle oberste Aeste abgeschnitten hatte: Allein zu seinem Verderben blieben diese auf den zwei untersten ohngefehr 8 Schuh von der Erde stehenden Aesten liegen. Da er nun einen dieser untersten Aeste abschnitt, und dieser mit der ganzen darauf ruhenden Last zu sinken anfieng, stieß einer von den darauf festgeseßenen Aesten, dessen dickes Ende in die Höhe ragte, mit solcher Gewalt auf ihn zu, daß er dadurch herunter gestürzt wurde. Kaum war er nach Hause gebracht, so starb er auch: denn der auf ihn gestoßene Ast hatte ihm auf der linken Seite die Hirnschale völlig zerschmettert, und die Zahnlade zersplittert. Durch den Fall auf einen steinichten Boden war er auf der Brust an 3 bis 4 Orten so zerquetscht worden, daß er unmöglich leben bleiben konnte. — Merkwürdig ist noch, daß, so wie gewöhnlich bei Unglücksfällen der Aberglaube allerhand wunderbare Vorbedeutungen gesehen oder gehört haben will, auch hier dergleichen allgemein erzählt und verbreitet worden. Es wollten nemlich verschiedene Personen auf dem Kirchhofe, welcher außerhalb des Fleckens liegt, einige Abende vor dem Unglücksfall, einen kläglichen Todtengesang gehört haben, nach dessen En-

digung ein lautes Amen gesprochen worden wäre. Kaum war nun der unglückliche Tod des rechtschaffenen Knods erfolgt, so sagte man öffentlich: „seht, das hat der Todtengesang bedeutet. Da sieht man's doch nun deutlich, daß es Anzeigen und Vorbedeutungen giebt.“ Aber wie beschämt schwiegen wieder alle, da sich's bei genauer Nachfrage in der Schule zeigte, daß einige Schulknaben, die an jenem Abend in der Gegend des Kirchhofes Wasser auf die Wiesen geleitet, aus Muthwillen gesungen, und das laute Amen ausgesprochen hatten.

Vom Blatternverkaufen.

Das Blatternverkaufen, diese ganz ungekünstelte Mittheilung der Pocken geschieht in vielen Gegenden des platten Landes auf folgende Art. — Wenn man sieht, daß in einem Hause gutartige Blattern sind, so bringen andere ihre Kinder, die sie noch nicht gehabt haben, dahin, um den bald wieder hergestellten Kindern etliche Blattern für 3 oder 6 Pfennige abzukaufen. Der Kauf geschieht aber erst, wenn die Blattern so weit vertrocknet sind, daß füglich etliche mit den Wurzeln abgenommen werden können. Das kranke Kind giebt dem gesunden einige solcher abgenommenen Blattern für sein Geld, und lezteres nimmt sie mit nach Hause. Einige laßen selbige die Kinder nur in der Hand nach Hause tragen, und hernach damit machen, was sie wollen. Andere nehmen die gekauften Blattern, und reiben damit so lange den Arm des Kindes im Gelenke des Ellenbogens, bis ein rother Streif davon entsteht, oder binden sie auch mit einem leinenen Bande darauf. — In Schweden leidet dieser Blatternverkauf folgende geringe Abänderung. Der Käufer bekommt sein Geld, wofür er

sich

sich Blattern gekauft hat, nachdem er vom Pockeneiter angesteckt worden, vom Verkäufer wieder zurück. Das Geld wird dann dem zu inoculirenden Kinde am Fuße fest gebunden, oder man giebt es ihm in die Hand. Man behält es nun in der Stube und die Blattern äussern sich bald. — Daß hiebei der Aberglaube mit ins Spiel kommt, kann man leicht denken. So soll z. B. das Kind, welches die Blattern gekauft hat, der Anzahl nach immer weniger Blattern bekommen, wie das Kind, von welchem es sie gekauft hatte; es soll kein Kind von gekauften Blattern sterben, sondern allemal glücklich davon kommen, wenn nur nicht zu zeitig gekauft, sondern bis zur Entscheidung der Krankheit gewartet wird. Das kranke Kind muß dem gesunden die Blattern in die Hand zählen, weil es alsdenn auch nicht mehr Blattern der Anzahl nach bekommen soll, als dieses gezählt hat u. dgl. m. Es giebt Landleute, die sich schwerlich bewegen lassen würden, ihren Kindern die Blattern durch Inoculation beibringen zu lassen; aber geheim die Blattern kaufen, um sie damit vor dem Schädlichen dieser Krankheit besser zu schüzzen. Sie haben dabei vornemlich diese Bewegungsgründe: daß einmal diese Krankheit ein unvermeidliches Uebel sey; daß man sichs gefallen lassen müsse, wie Gott es schicke, und vornemlich, wenn sie die Blattern zu einer solchem Zeit kaufen können, wo sie die beste Zeit haben, diese Krankheit bei ihren Kindern abzuwarten. Und diese Zeit ist besonders der Winter; daher auch im Winter die Blattern weit eher und häufiger gekauft werden, als im Sommer: Ein Umstand, der dieses Verfahren weniger schädlich macht; denn obgleich der Bauer darüber nicht nachdenkt, so trägt doch die reine kühle Winterluft hauptsächlich dazu mit bei, daß die Kinder die gekauften Blattern gut überstehen. Nimmt man noch dazu, daß man bei dem Kinde den entscheidenden Zeitpunct abwartet, ob es gutartige Blattern sind

so trifft man auch hier, ob wol zum Theil zufälliger Weise, alle die Hauptumstände an, die zur künstlichen glüklichen Blatterninoculation erfodert werden. Daß aber bei allen diesen günstigen Umständen, alle und jede Kinder, denen auf solche Art die Blattern beigebracht werden, am Leben bleiben, oder ohne allen Schaden davon kommen sollten; wer könnte das behaupten!

Um die **Muttermäler zu vertreiben** *) bestreicht man ein Stück Leinwand mit einem gut klebenden Pflaster nach der Größe des Mals, doch etwas größer als dieß, und schneidet in der Mitte ein Loch, wodurch das Mal völlig entblößt zu sehen ist. Nachdem dieses Pflaster aufgelegt worden, schabet man ein Loth venetianischer Seife, und reibt nach und nach ein Loth zart pulverisirten ungelöschten Kalk genau damit zusamm. Diesen Teig bindet man mit Heftpflastern auf das ganze Mal, so verwandelt es sich nach zwölf Stunden in einen Schurf, welcher leicht abgeheilt werden kann. Bei großen Mälern muß der Teig mehrmals frisch aufgelegt werden; denn wenn es nicht wieder wachsen soll, muß von dem Male kein Aderchen übrig bleiben. — Um ein sicheres **Mittel** zu haben, das **Blut zu stillen**, sammle man im Herbst bei guter Witterung den Schwamm von Eichbäumen, besonders den, der an Stellen wächst, wo große Aeste sind abgeschnitten worden. Von diesem Schwamme ziehet man die Haut ab, und wirft sie weg; denn der darunter liegende Theil ist nur vornemlich zu gebrauchen. Diesen leztern schlägt man mit einem Hammer, bis er ganz weich und biegsam wird, und legt dann davon ein Stück auf die blutende Wunde, welche davon zusammgezogen wird. Zwei Tage nach-

*) In den vorhergehenden Theilen des Buchs von Aberglauben sind hiegegen so wol, als wider manches andere die thörigten Mittel angegeben, welche man dagegen anwendet: Es kann daher nicht unangenehm seyn, hier nun auch die sichern zu finden.

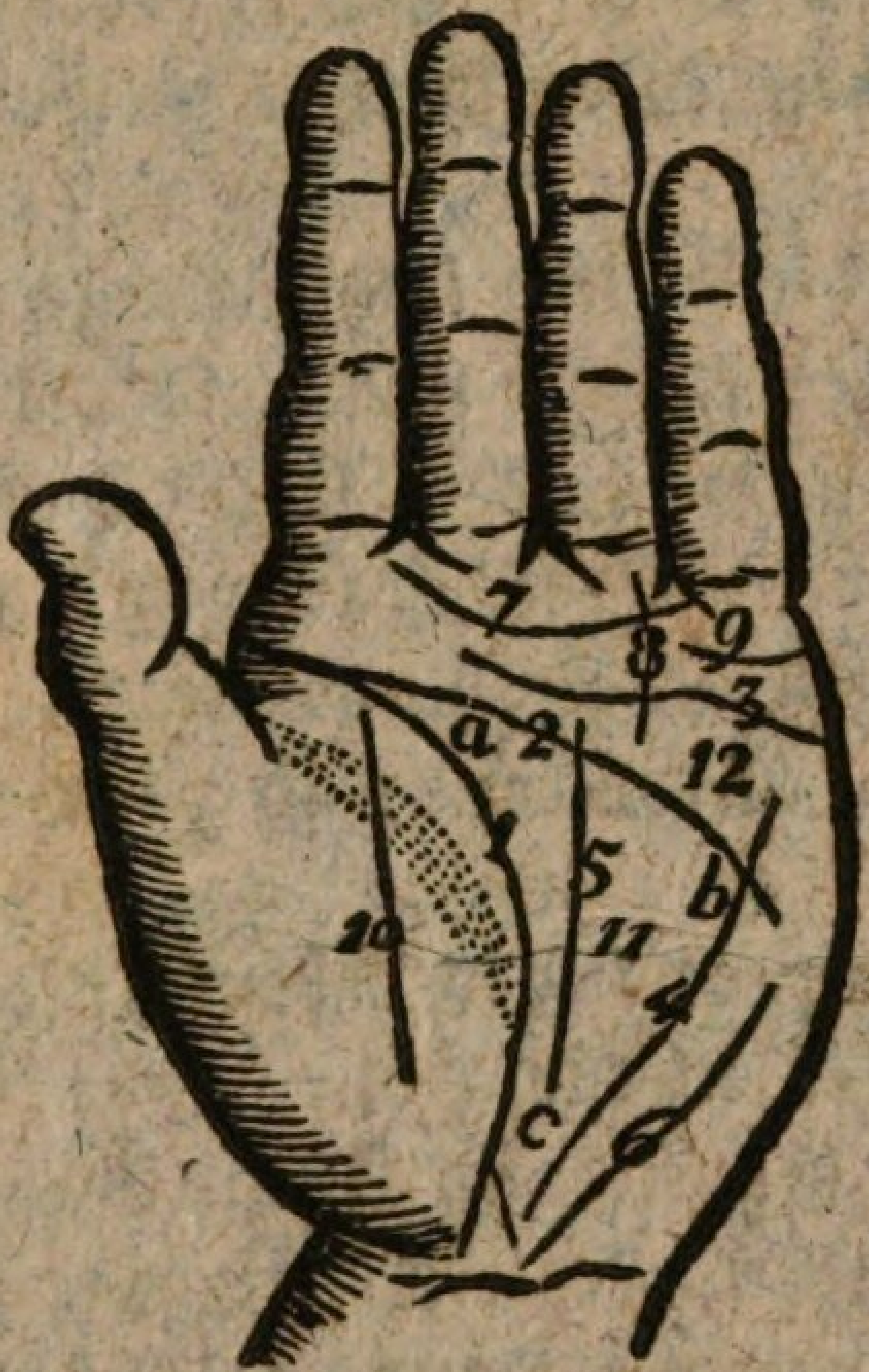
her fällt das Stück gewöhnlich von selbst ab. Ist ein großes Blutgefäß verletzt, so lege man ein Stück auf die Wunde, und über dasselbe viele zerrupfte Leinwandfäden. Alles dieses wird mit einem großen Bäuschgen bedeckt, und recht sicher mit einer Binde umwunden. So hört die Wunde auf zu bluten, ohne Zauberformel. — Um **Kopfschmerzen** zu vertreiben halte man lieber Cajoputöl unter die Nase und bestreiche damit die Schläfe, als daß man thörigt den Mond ansehen sollte — und die **Gicht** weg zu bringen, bestreicht man den schmerzhaften Ort mit einem dazu bereiteten feine Oele, wodurch die Poren offen bleiben und die Gichtmaterie zerstreuet wird: dieß hilft mehr, als es die Gaukeleien irgend eines Thoren können.

Verbesserungen.

Seite 4. Zeile 15. statt ihr lies ihrem. S. 5. Z. 25 st. trügen l. trügen S. 15 Z. 28. st von l. vom S. 20 Z. 11. st. seiner l. seinen S. 21. Z. 26 st. ruckte l. rückte S. 23. Z. 15. st. den l. dem S. 23. Z. 18. st. den l. dem. S. 28 Z 13. st. weises l weisses S. 32 Z. 1. st. auch l. aber. S. 32. Z. 8. st. die l. der S. 32. Z. 1 st. meinen l meinem. S. 32. Z. 22 st zugeht l zugehe. S. 32 Z. 29 st. vårerlichen l våterlichen S. 32 Z 31. st. den Boden l. dem Boden. S. 33. Z 2. st ihren l ihrem. S. 33. Z. 6. st den l dem. S. 33. Z 7. st. den l dem. S 39 Z. 15. st. Uuhold l. Unhold. S. 53 Z 33. st. gemahlteu l. gemahlten S. 61. Z. 3. st. den l. dem. S. 64 Z. 22. st. einen l. einem. S. 68. Z. 5. bleiben die Worte: welche die Månner zu sich nach Skwarzawa bestellte einmal weg. S. 69 Z 27 st ihn l ihm. S. 76. Z. 7 st ihn l. ihm. S 78 Z 22. st. solchen l. solchem S. 83. Z 4. st. ihn l. ihm. S. 83. Z. 35. st. übereinstimmen l überstimmen. S. 87. Z. 1. st. im l. in. S. 88. Z 9 st. Schulheis l. Schultheis. S. 94 Z. 3. st. den l. dem. S. 97 Z. 3 st. vor ihren 19 Jahre l. vor ihrem 19ten Jahre. S. 99. Z. 7. st Ange l. Auge. S. 104 Z. 3. (von unten) st. den l dem S. 120. Z 4. st wieder l. wider. S. 121. Z 14 st an l. am S. 131. Z. 6 und 18 st. Glastonburg l Glastonbury S 148 Z. 28 st. verlies l erließ. S. 159 Z 8. st. jeden l jedem. S. 166. Z. 3. st. einen l. einem. S. 170. Z. 29 st. ihm l ihn. S. 175 Z. 5. st. Spathen l. Spaden. S 180. Z. 15. st hieße l heisse S. 182 Z 13. st wegen l. von. S. 182. Z. 17 st. Gespielin l Gespielen S. 183 Z. 27. st. lange l. nicht lange. S. 219. Z. 23. st. denselben l. demselben.

9. Die Heirathslinie.
10. Die Marslinie.
11. Der Triangel mit seinen 3 Winkeln a, b, c.
12. Der Tisch.

2.



Die Bedeutung dieser Linien und Flächen, die man auch in diesen Belustigungen zum Grunde legt, ist folgende.

1.

Die Lebenslinie.

Diese Linie, welche sich über dem Ballen oder sogenannten Venusberge anfängt, wurde deshalb die Lebens- oder auch Herzenslinie genennt, weil man aus derselben den Zustand des Lebens und Herzens daraus zu erkennen wähnte.

1) Ist diese Linie gut, das heißt: lang, nicht zerrissen und ohne Flecken, tiefe Punkte und War-

zen, so hielt man dieß für ein Merkmal dauerhafter Gesundheit, Stärke des Herzens und eines muntern Menschen, der es zu einem hohen Alter bringen konnte.

2) Ist sie kurz, zerrissen, von vielen kleinen Linien durchschnitten und voll Flecken und Warzen, auch eine ganz blasse Farbe hat, so zeigt sie einen schwachen Menschen von wankelhafter Gesundheit an.

3) Ist diese Linie im Anfange subtil und dünne, und im Fortgange stark, so bedeutet sie in der Jugend eine schwächliche Natur, Krankheit, und bei zunehmendem Alter Stärke und gesunde Natur. Ist sie hingegen im Anfange stark, und gegen das Ende schwach und dünne, so zeigt sie das Gegentheil an.

4) Wenn aus der Lebenslinie ein Ast gegen den Zeigefinger in die Höhe steigt, so macht dies Hoffnung zu Ehren und Reichthum.

5) Steigen dergleichen Aeste aus dieser Linie gegen den Mittelfinger auf, so deuten sie auf einen bösen Sinn, und bezeichnen einen Menschen, vor den man sich zu hüten hat.

6) Wenn etliche Linien aus dem Ballen der Hand, welcher in der Chiromantie der Venusberg heißt, nach der Lebenslinie laufen, so warnen diese vor gewissen galanten Krankheiten.

7) Ist die Lebenslinie sehr breit und stark, so bezeichnet sie einen Menschen von sehr gesunder Natur und von moralischen Gesinnungen, der besonders im Kriege Glück haben würde, und sich schwer im Zorne zu mäßigen weiß.

8) Eine sehr rothe Farbe dieser Linie bezeichnet hitziges Geblüte und kolerischen Sinn.

9) Gelbe Couleur der Lebenslinie warnet vor Fiebern, ist sie schwärzlich, so bemerket sie gefährliche Krankheiten.

2.

Die Hauptlinie.

Dies ist diejenige Linie, welche sich mit der Lebenslinie am Anfange gemeiniglich vereinigt, und durch die flache Hand fortläuft; von ihr können folgende Beobachtungen angestellt werden.

1) Ist diese Linie lang und von vielen durchkreuzenden Linien frei, so bezeichnet sie vorzüglich den guten Zustand des Hauptes und Gedächtnisses; im Gegentheil bezeichnet sie auch das Gegentheil.

2) Ist diese Linie gar zu lang, so, daß sie bis an das Ende der flachen Hand und bis unter den kleinen Finger reicht, so deutet sie auf ein hohes aber mühevolles Alter.

3) Ist diese Linie durchaus gekrümmt und gebogen, so bedeutet dies ein böses, wankelhaftes und unbeständiges Gemüth.

4) Ist sie nur an einem Ort, am Anfange, Mittel oder Ende gekrümmt, so zeigt sie ein treffliches Ingenium und guten Verstand, und einen Liebhaber geheimer Wissenschaften an.

5) Ist sie inwendig gegen den Mittelfinger wie ein halber Zirkel gebogen, so zeigt dies ein hitziges, zanksüchtiges nnd wunderliches Gemüth an.

6) Gehen einer oder mehrere Aeste aus dieser Linie nach der Tischlinie, so bezeichnen diese einen politischen und dabei falschen Menschen.

7) Ist diese Linie am Ende gespalten wie

eine Gabel, so inclinirt der Mensch zur Melancholie, kann sich aber sehr gut unter die Leute schicken.

8) Ist sie gar nicht vorhanden, so bezeichnet dies Schwindel und andere Gebrechen des Hauptes.

3. Die Tischlinie.

1) Ist diese Linie gut, das heißt: lang, nicht zerrissen und ohne viele durchkreuzende Striche, auch ohne tiefe Punkte, so sollte dies vorzüglich Glück im Hauswesen bedeuten; der entgegengesetzte Fall bedeutet das Gegentheil.

2) Ist diese Linie am Anfange sehr stark, so bezeichnet sie einen Menschen, der viel zu der Vermehrung des menschlichen Geschlechts beytragen dürfte.

3) Ist die Tischlinie gegen den Rücken der Hand unter dem kleinen Finger mit Aesten versehen, so wird dieser Mensch in fremden Ländern leben, und außer seinem Vaterlande sterben.

4) Ist sie am Ende astig, so bedeutet dies Gunst, Ehre und gutes Vermögen im Alter.

5) Linien, die aus der Tischlinie in den Ballen der Hand oder den sogenannten Venusberg laufen, warnen vor gewissen galanten Krankheiten und vor unmäßiger Liebe.

6) Endigt sich die Tischlinie zwischen dem Mittel- und Goldfinger, so bezeichnet dies das Podagra.

7. Viele große Punkte in dieser Linie warnen vor unordentlicher Liebe, kleine Punkte bezeichnen

(1-3) xx 9.86
9.88
11.89

RAL - RG 495
W. Parsch
Buchbinderei
Peiting/München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fischer, Heinrich Ludwig, 1762-1831

Das Buch vom Aberglauben Als Anhang zu dem Buch vom Aberglauben

Bd.: [3]

Leipzig 1794

Phys.m. 64 f-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10132605-6
VD18 80010954